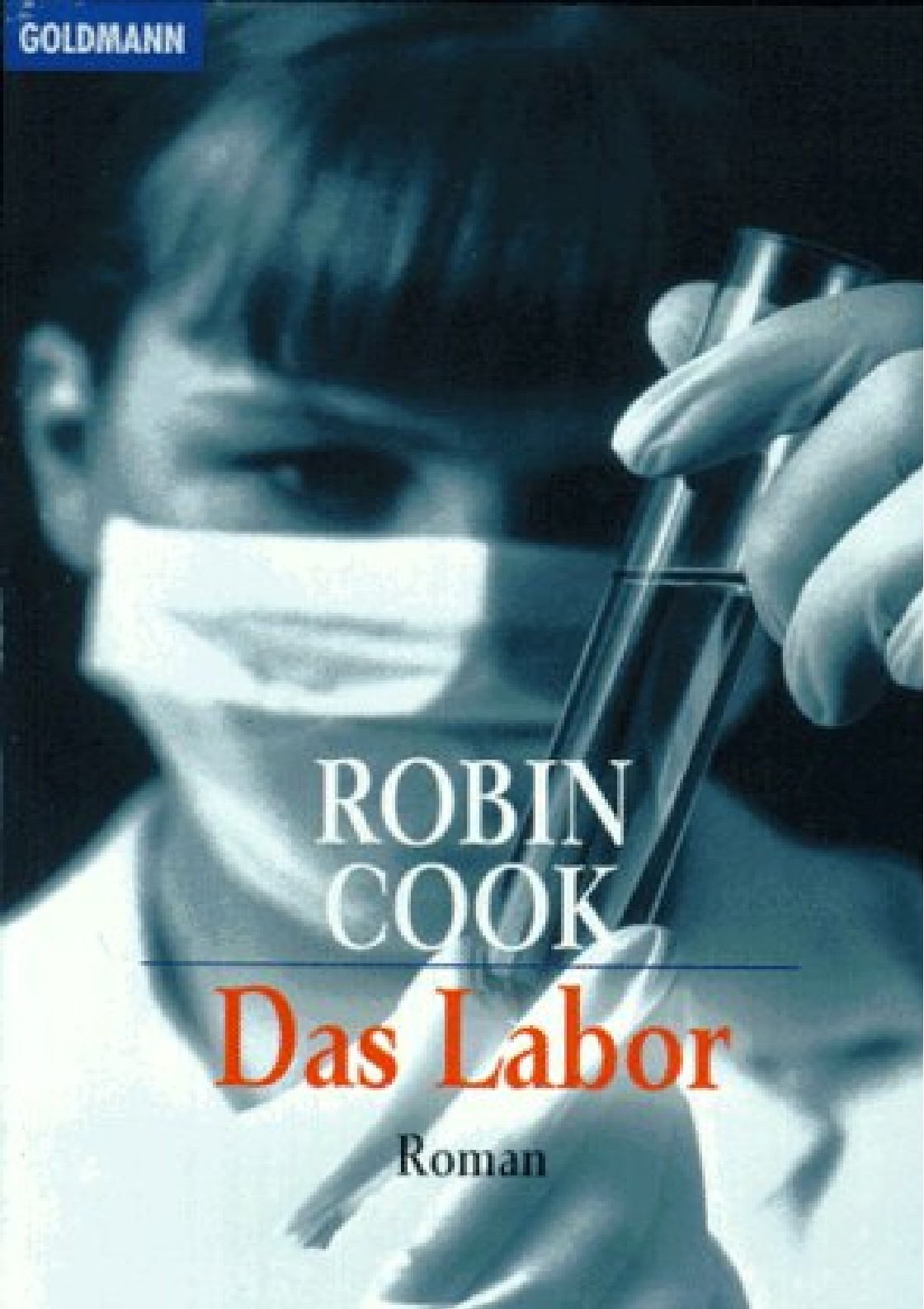


GOLDMANN

A person wearing a white lab coat and a white surgical mask is holding a glass test tube. The person's face is partially visible through the mask. The background is dark and out of focus.

ROBIN
COOK

Das Labor

Roman

Robin Cook

Das Labor

Medizinthriller

Aus dem Amerikanischen von Bärbel Arnold

Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der Originalausgabe: Contagion Originalverlag: E. P. Putnam's Sons, New
York

Der Goldmann Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

Genehmigte Taschenbuchausgabe 8/97 Copyright

© 1995 der Originalausgabe bei Robin Cook

Copyright © 1997 der deutschsprachigen Ausgabe

beim Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlagentwurf: Design Team, München

Umschlagfoto: Bavaria/TCL

Druck: Eisnerdruck, Berlin

Made in Germany ISBN 3-442-43312-6

Das Buch

Dr. Jack Stapleton, etwas über vierzig, ist Arzt am Manhattan General Hospital in New York, der Hauptklinik des privaten Krankenhauskonzerns AmeriCare. Ein seltsamer Todesfall, der sich bei der Autopsie als Lungenpest herausstellt, und daran sich anschließende weitere Fälle rätselhafter, tödlicher Viruserkrankungen machen Stapleton stutzig. Wie hat es in diesem renommierten Krankenhaus zu ihnen kommen können? fragt er sich. Seine Nachforschungen, derenwegen er bei seinen Kollegen in den Verdacht gerät, von einer fixen Idee besessen zu sein, ergeben schließlich, daß die mobilen Befeuchtungsgeräte der Klinik die Virusverbreiter sind. Immer stärker drängt sich Stapleton die Vermutung auf, die Klinikleitung habe die Todesfälle aus Profitgründen inszeniert, und diese Vermutung festigt sich, als er merkt, daß er beseitigt werden soll. Nur seiner Kollegin Laurie wagt er schließlich noch zu trauen...

Für Phyllis, Stacy, Marilyn, Dan, Vicky und Ben

*Unsere verantwortlichen Politiker
sollten sich dagegen wehren, daß der Profit zur bestimmenden
Größe
der Gesundheitsfürsorge wird,
und sich einem zusehends den Marktgesetzen
unterworfenen Gesundheitssystem widersetzen.*

JEROME P. KASSIRER, M.D.
New England Journal of Medicine
Vol. 333, Nr. 1, S. 50,1995

Prolog

Am 12. Juni 1991 dämmerte ein nahezu perfekter Spätfrihlingstag heran. Die ersten Sonnenstrahlen berührten die Ostküste des nordamerikanischen Kontinents, und für weite Teile der Vereinigten Staaten, Kanadas und Mexikos waren ein wolkenloser Himmel und Sonnenschein vorausgesagt. Auf den Radarschirmen der Meteorologen deuteten nur ein paar vereinzelte Leuchtpunkte auf eine sich anbahnende Gewitterfront hin, die sich voraussichtlich von der Prärie bis in das Tennessee Valley hinein erstrecken würde. Außerdem war mit ein paar Regenschauern zu rechnen, die von der Beringstraße über die Seward-Halbinsel in Alaska hereinziehen sollten.

Dieser zwölfte Juni unterschied sich in beinahe keinerlei Hinsicht von irgendeinem anderen zwölften Juni - abgesehen von einem kuriosen Phänomen. Es ereigneten sich drei Zwischenfälle, die eigentlich nichts miteinander zu tun hatten, doch in diese Zwischenfälle waren drei Menschen verwickelt, deren Wege sich später auf tragische Weise kreuzen sollten.

11.36 Uhr

Deadhorse, Alaska

»Hey! Richi! Hier bin ich!« rief Ron Halverton. Er winkte seinem ehemaligen Mitbewohner ungeduldig zu, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Bei dem Chaos, das vorübergehend auf dem winzigen Flughafen herrschte, hatte er es nicht gewagt, seinen Jeep zu verlassen. Die allmorgendliche 737 aus Anchorage war vor wenigen Minuten gelandet, und das Sicherheitspersonal achtete streng auf unbeaufsichtigte Fahrzeuge, die in der Ladezone herumstanden. Mehrere Busse und Transporter warteten auf Touristen und zurückkehrende Mitarbeiter der Ölgesellschaft.

Als Richard seinen Namen hörte und Ron erkannte, winkte er zurück und bahnte sich seinen Weg durch das Menschengewühl. Ron musterte seinen Freund. Er hatte ihn nicht mehr gesehen, seit sie vor einem Jahr das College abgeschlossen hatten, doch Richard schien

sich überhaupt nicht verändert zu haben. Er hatte Guess-Jeans an, unter der Windjacke trug er ein Ralph-Lauren-Hemd, und über seiner Schulter baumelte lässig ein kleiner Rucksack. Doch Ron kannte auch den wahren Richi: den ehrgeizigen und zielstrebigsten Mikrobiologen, dem es nichts ausmachte, den langen Flug von Atlanta nach Alaska auf sich zu nehmen, nur weil er hoffte, eine neue Mikrobe zu entdecken. Er war in Bakterien und Viren vernarrt. Ron grinste und schüttelte den Kopf, als ihm einfiel, daß Richard während ihrer Zeit an der Universität von Colorado sogar im Gemeinschaftskühlschrank Petrischalen mit Mikroben aufbewahrt hatte. Ron hatte Richard in seinem ersten Studienjahr kennengelernt und eine Weile gebraucht, bis er sich an ihn gewöhnt hatte. Richard war zwar ohne jeden Zweifel ein treuer Freund, doch er hatte auch ein paar seltsame und unberechenbare Eigenarten. So war er zum Beispiel beim Sport immer ein gefürchteter Gegner gewesen und mit Sicherheit genau der Kumpel, den man bei sich haben wollte, wenn man sich in einen falschen Stadtteil verirrt hatte; doch derselbe Richard war nicht imstande gewesen, während des Biologie-Grundkurses im Labor einen Frosch zu sezieren.

Als Richard den Jeep erreichte, warf er zuerst seine Tasche auf den Rücksitz und griff dann nach Rons ausgestreckter Hand. »Ich kann es kaum glauben«, rief Ron. »Du bist hier! Mitten in der Arktis.«

»Um nichts in der Welt hätte ich mir diesen Trip entgehen lassen«, erwiderte Richard. »Ich bin total aufgedreht. Wie weit ist die Eskimostätte von hier entfernt?«

Ron sah sich nervös um und bemerkte einige Sicherheitsleute in ihrer Nähe. Dann wandte er sich wieder an Richard und murmelte leise: »Immer mit der Ruhe. Ich hab' dir doch gesagt, daß die Leute hier wirklich empfindlich auf diese Geschichte reagieren.«

»Nun hab dich nicht so«, versuchte Richard ihn zu beruhigen. »Das kann doch wohl nicht dein Ernst sein.«

»Ich meine es absolut ernst«, erwiderte Ron. »Dafür, daß ich dir überhaupt davon erzählt habe, könnte ich fristlos gefeuert werden. Mach also keinen Quatsch. Entweder das Ganze bleibt streng geheim, oder wir lassen es bleiben. Du darfst mit niemandem jemals

darüber sprechen! Das hast du versprochen!«

»Ist ja schon gut«, sagte Richard und lachte kurz, um seinen Freund zu besänftigen. »Du hast ja recht. Ich habe es dir versprochen. Ich hätte allerdings nicht gedacht, daß die Angelegenheit wirklich so brisant ist.«

»Die Sache ist sogar sehr brisant«, wies Ron ihn zurecht. Obwohl er sich freute, Richard wiederzusehen, fragte er sich bereits, ob es wohl ein Fehler gewesen war, ihn einzuladen. »Okay, du bist der Chef«, sagte Richard und knuffte Ron in den Oberarm. »Ich werde schweigen wie ein Grab. Reg dich also ab, und entspann dich.« Dann schwang er sich in den Jeep. »Laß uns einfach losfahren und nachsehen, was es mit dieser Entdeckung auf sich hat.«

»Willst du nicht vorher noch sehen, wo ich wohne?« fragte Ron. »Ich hab' so ein Gefühl, als würde ich von deiner Wohnung noch mehr sehen, als mir lieb ist«, entgegnete Richard und lachte. »Vielleicht ist es jetzt wirklich günstig.« Ron ließ den Motor an. »Im Augenblick sind hier alle mit dem Anchorage-Flug beschäftigt und kümmern sich um die Touristen.« Sie verließen das Flughafengelände und fuhren auf der einzigen Straße in Richtung Nordosten. Da es sich um einen Schotterweg handelte, mußten sie brüllen, um sich über den lauten Motor hinweg verständigen zu können.

»Bis Prudhoe Bay sind es ungefähr acht Meilen«, rief Ron. »Aber wir biegen nach etwa einer Meile nach Westen ab. Denk daran - wenn uns irgend jemand anhält -, ich will dir nur das neue Ölfeld zeigen.«

Richard nickte. Er konnte einfach nicht verstehen, warum sein Freund sich wegen dieser Geschichte so anstellte. Während er seinen Blick über die sumpfige und monotone Tundra-Ebene schweifen ließ und den metallisch-grauen Himmel betrachtete, fragte er sich, ob die eintönige Umgebung schon ihren Tribut von Ron gefordert hatte. Daß das Leben auf der angeschwemmten Ebene am Nordhang von Alaska nicht einfach war, konnte er sich vorstellen. »Das Wetter ist ja gar nicht so schlecht«, warf er ein, um die Stimmung etwas aufzuheben. »Wieviel Grad haben wir denn?«

»Du hast Glück«, antwortete Ron. »Heute morgen hat schon mal

die Sonne geschienen. Deshalb haben wir jetzt um die zehn Grad. Wärmer wird es hier normalerweise nie. Also, genieß das schöne Wetter. Später wird es mit Sicherheit wieder schneien. So ist das fast jeden Tag. Hier wird ständig darüber gescherzt, ob nun gerade der letzte Schnee des vergangenen Winters oder der erste Schnee des kommenden Winters gefallen ist.« Richard nickte lächelnd, doch insgeheim dachte er sich, daß die Leute hier oben wohl ein ziemlich trauriges Leben führen mußten, wenn sie das komisch fanden.

Nach ein paar Minuten bog Ron links ab und fuhr auf einer schmaleren neueren Straße in Richtung Nordwesten weiter. »Wie bist du eigentlich auf dieses verlassene Iglu gestoßen?« wollte Richard wissen.

»Es war gar kein Iglu«, entgegnete Ron. »Es war ein richtiges Haus aus Torfblöcken, mit Walfischknochen verstärkt. Iglus haben die Inupiat-Eskimos nur gebaut, um vorübergehend Schutz zu finden, zum Beispiel, wenn sie zum Jagen aufs Eis gingen.«

»Also gut«, warf Richard ein. »Dann erzähl mir eben, wie du diese Hütte entdeckt hast.«

»Es war absoluter Zufall«, erwiderte Ron. »Wir sind darauf gestoßen, als wir mit dem Bulldozer unterwegs waren, um diese Straße zu bauen. Wir haben den Eingangstunnel durchbrochen.«

»Und drinnen ist wirklich noch alles vorhanden? Darüber habe ich mir während des ganzen Fluges den Kopf zerbrochen. Schließlich soll mein Arktis-Trip nicht umsonst gewesen sein.«

»Da mach dir mal keine Sorgen«, sagte Ron. »Niemand hat irgend etwas angerührt. Das verspreche ich dir.«

»Vielleicht gibt es in dieser Umgebung ja noch mehr von diesen Hütten«, grübelte Richard. »Wer weiß? Hier könnte sogar ein ganzes Dorf versteckt sein.«

Ron zuckte mit den Schultern. »Könnte durchaus sein. Aber es gibt niemanden, der das herausfinden will. Wenn irgendjemand vom Staat Wind davon bekäme, würden sie den Bau unserer Zubringer-Pipeline zu dem neuen Ölfeld sofort stoppen. Und das wäre eine riesige Katastrophe, weil der Zubringer unbedingt vor dem nächsten Winter funktionsfähig sein muß - und der Winter beginnt hier unge-

fähr im August.«

Er fuhr jetzt etwas langsamer und musterte den Straßenrand. Schließlich blieb er neben einem kleinen Steinhügel stehen. Damit Richard nicht gleich aus dem Auto sprang, hielt er ihn am Arm fest und sah sich nach allen Seiten um. Erst als er sicher war, daß ihnen niemand gefolgt war, stieg er aus dem Jeep und gab Richard ein Zeichen.

Dann holte er zwei alte, schmutzige Anoraks und zwei Paar Arbeitshandschuhe aus dem Auto und reichte Richard einen der Anoraks und ein Paar Handschuhe. »Das wirst du gut gebrauchen können«, sagte er. »Wir werden uns unterhalb des Dauerfrostbodens aufhalten.« Zuletzt kramte er eine schwere Taschenlampe hervor.

»Okay«, drängte er. »Laß uns gehen. Ich will auf keinen Fall, daß irgend jemand vorbeikommt und sich fragt, was wir hier treiben.«

Er verließ den Weg und marschierte in Richtung Norden; Richard folgte ihm. Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich ein Moskitoschwarm auf und attackierte die beiden gnadenlos. Ungefähr eine halbe Meile vor sich machte Richard eine Nebelbank aus; er vermutete, daß dort die Küste des Nordpolarmeeres begann. In allen anderen Himmelsrichtungen bot die eintönige Landschaft keinerlei Abwechslung: Die konturlose, flache Tundra, über die ein eisiger Wind fegte, erstreckte sich bis zum Horizont. Über ihnen zogen ein paar heiser kreischende Seevögel ihre Kreise.

Als sie sich ein paar Schritte von der Straße entfernt hatten, blieb Ron stehen. Er versicherte sich ein letztes Mal, daß auch wirklich kein Auto zu sehen war. Dann bückte er sich und griff nach einem Stück Sperrholz, das zur Tarnung so bemalt worden war, daß es sich in nichts von den buntscheckigen Farben der Tundra unterschied. Er schob das Holz zur Seite und legte ein knapp eineinhalb Meter tiefes Loch frei. An der Nordwand der Vertiefung befand sich der Eingang zu einem schmalen Tunnel. »Sieht so aus, als wäre die Hütte unter dem Eis begraben worden«, sagte Richard.

Ron nickte. »Wir glauben, daß einer von diesen orkanartigen Winterstürmen jede Menge Packeis vom Strand herübergeschoben hat.«

»Ein von der Natur geschaffenes Grab.«

»Willst du wirklich hineingehen?«

»Was für eine Frage«, entgegnete Richard, während er sich den Parka und die Handschuhe anzog. »Dafür bin ich schließlich ein paar tausend Meilen geflogen. Gehen wir.« Ron stieg in das Loch und krabbelte auf allen vieren in den Tunnel. Richard blieb ihm dicht auf den Fersen. Je weiter er sich vom Eingang entfernte, desto finsterner und drückender wurde es. In dem immer schwächer werdenden Licht sah er, wie sein Atem gefror. Gott sei Dank litt er nicht an Klaustrophobie! Nach ungefähr sechs Metern fielen die Wände des Tunnels schräg ab, und es ging leicht bergab, so daß sie einen knappen halben Meter zusätzliche Kopfhöhe hatten. Sie hockten nun vor einem lichten Raum von gut einem Meter Breite. Ron machte Platz, damit Richard aufrücken konnte. »Affenkalt ist es hier unten«, sagte Richard. Ron richtete den Strahl seiner Taschenlampe in die Ecken des Raumes, wo kurze Verstrebungen aus den Rippen eines Beluga-Wales als Stützen dienten.

»Das Eis hat die Walknochen zerbrochen, als wären es Zahnstocher«, erklärte er. »Und wo sind die Bewohner?«

Ron deutete mit der Taschenlampe auf einen großen, dreieckigen Eisblock, der von der Decke heruntergekommen war. »Hinter dem Eisbrocken«, sagte er und reichte Richard die Lampe. Richard nahm sie und kroch weiter. Plötzlich fühlte er sich nicht mehr ganz so wohl in seiner Haut. »Glaubst du wirklich, daß wir hier sicher sind?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Ron. »Ich weiß nur, daß sich hier seit ungefähr fünfundsiebzig Jahren nichts verändert hat.« Sie mußten sich eng an die Wand pressen, um an dem Eisblock vorbeizukommen. Richard richtete den Strahl der Lampe in den Raum, der sich vor ihm auftat.

Was er sah, verschlug ihm den Atem. Obwohl er sich innerlich auf den Moment vorbereitet hatte, fand er den Anblick gespenstischer als erwartet. Im Schein der Taschenlampe starrte ihm das blasse Gesicht eines gefrorenen, in Felle gehüllten, bärtigen Mannes entgegen. Er saß aufrecht da. Mit seinen eisblauen, weit geöffneten Augen sah er Richard herausfordernd an. Sein Mund und seine Nase waren von rosafarbenem, gefrorenem Schaum umgeben.

»Siehst du sie alle drei?« rief Ron.

Richard ließ den Lichtstrahl durch den Raum wandern. Die zweite Leiche lag auf dem Rücken, der untere Teil ihres Körpers war vollkommen von Eis umhüllt. Der dritte leblose Körper befand sich in der gleichen Position wie der erste; er lehnte halb sitzend an einer Wand. An den charakteristischen Merkmalen erkannte Richard, daß sie beide Eskimos waren; sie hatten dunkles Haar und dunkle Augen. Auch ihnen klebte Schaum um Mund und Nase. Richard schauderte, und ihm wurde plötzlich übel. Mit einer so heftigen Reaktion hatte er nicht gerechnet, doch der Anfall ging schnell vorüber.

»Siehst du die Zeitung?« rief Ron.

»Noch nicht«, erwiderte Richard, während er den Lichtstrahl auf den Boden richtete. Er erkannte diverse, aneinandergefrorene Überreste, unter anderem Vogelfedern und Tierknochen. »Sie liegt in der Nähe des bärtigen Typen«, rief Ron. Richard beleuchtete die gefrorenen Füße des Kaukasiers und entdeckte die Tageszeitung aus Anchorage. Die Schlagzeile betraf den Krieg in Europa. Er konnte das Datum ohne Mühe erkennen: 17. April 1918.

Er wand sich aus der engen Lücke und kroch zurück in den Vorraum. Jetzt war er nur noch aufgeregt. »Ich glaube, du hattest recht«, sagte er. »Es sieht in der Tat so aus, als wären alle drei an Lungenentzündung gestorben, und ihren Todestag hat man uns gleich mitgeliefert.«

»Ich hab' gewußt, daß dich das interessieren würde.«

»Interessieren ist stark untertrieben«, erwiderte Richard. »Das ist eine einmalige Chance. Ich werde wohl eine Säge brauchen.«

Ron wurde bleich. »Eine Säge«, wiederholte er entsetzt. »Ich hoffe, das soll ein Witz sein.«

»Glaubst du etwa, ich lasse mir diese Chance entgehen? Ich bin doch nicht verrückt! Ich brauche unbedingt ein bißchen Lungengewebe.«

»Um Himmels willen!« wisperte Ron. »Versprich mir noch einmal, daß du niemals mit irgend jemandem darüber sprechen wirst.«

»Ich hab's dir doch schon versprochen«, erwiderte Richard ungeduldig. »Wenn ich das finde, womit ich rechne, will ich es für meine

eigene Sammlung haben. Mach dir keine Sorgen. Niemand wird davon erfahren.«

Ron schüttelte den Kopf. »Manchmal bist du wirklich ein merkwürdiger Kauz.«

»Komm, laß uns die Säge holen«, drängte Richard. Er reichte Ron die Taschenlampe und machte sich auf den Weg zurück zum Eingang.

18.40 Uhr

O'Hare-Flughafen Chicago

Marilyn Stapleton betrachtete ihren Mann, mit dem sie seit zwölf Jahren verheiratet war, und fühlte sich hin- und hergerissen. Sie wußte, daß die drastischen Veränderungen, unter denen ihre Familie seit einiger Zeit zu leiden hatte, vor allem bei John ihre Spuren hinterlassen hatten. Aber sie mußte auch an ihre Kinder denken. Sie musterte die beiden Mädchen, die in der Abflughalle saßen und nervös zu ihr herüberschauten; sie schienen zu spüren, daß ihrem gewohnten Leben ein tiefer Einschnitt drohte. John wollte seine Familie nach Chicago holen, wo er vor kurzem seine Ausbildung zum Pathologen begonnen hatte.

Er hatte sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Aus dem zuversichtlichen, zurückhaltenden Mann, den sie einst geheiratet hatte, war ein verbitterter und unsicherer Mensch geworden. Seitdem er fünfundzwanzig Pfund abgenommen hatte, waren seine einst vollen Wangen eingefallen und ließen ihn mager und abgezehrt aussehen - und dieser Gesichtsausdruck entsprach genau seiner neuen Persönlichkeit. Marilyn schüttelte den Kopf. Man konnte sich kaum vorstellen, daß sie noch vor zwei Jahren das Wunschbild einer erfolgreichen Vorstadtfamilie verkörpert hatten. John hatte seine florierende Augenarztpraxis gehabt, und sie hatte an der Universität von Illinois eine Lebensstellung als Dozentin für englische Literatur. Doch dann war der Medizingigant AmeriCare am Horizont aufgetaucht und hatte in Champaign sowie in zahlreichen anderen Städten in Illinois mit einer beängstigenden Geschwindigkeit die meisten Arztpraxen und Krankenhäuser in den Ruin getrieben und sich viele von ihnen ein-

verleibt. John hatte versucht durchzuhalten, doch am Ende hatte auch er seine Patienten verloren. Es waren ihm nur zwei Möglichkeiten geblieben: zu kapitulieren oder zu fliehen. Und John war geflohen.

Zuerst hatte er sich nach einer neuen Stelle als Augenarzt umgesehen, doch als ihm klar geworden war, daß er gezwungen sein würde, für AmeriCare oder eine ähnliche Organisation zu arbeiten, hatte er sich entschieden, lieber auf ein anderes Fachgebiet der Medizin umzusatteln.

»Ich glaube, es würde euch in Chicago gefallen«, sagte er erwartungsvoll. »Ich vermisse euch alle so schrecklich.« Marilyn seufzte. »Wir vermissen dich auch«, erwiderte sie. »Aber darum geht es doch nicht. Wenn ich meine Stelle aufgeben würde und wir nur noch dein Assistenzarztgehalt hätten, könnten wir uns keine Privatschule mehr leisten. Dann müßten die Mädchen auf eine öffentliche Schule gehen, mitten in Chicago.«

In der Lautsprecheranlage war ein Rauschen zu hören, dann wurden alle Passagiere mit dem Ziel Champaign aufgefordert, sich umgehend an Bord des Flugzeuges zu begeben. Es war der letzte Aufruf.

»Wir müssen los«, drängte Marilyn. »Sonst verpassen wir unseren Flug.«

John nickte und wischte sich eine Träne aus dem Auge. »Ich weiß«, sagte er. »Aber du denkst noch einmal darüber nach, ja?«

»Natürlich denke ich noch mal darüber nach«, fuhr Marilyn ihn an. Doch dann riß sie sich zusammen und seufzte erneut. Eigentlich hatte sie nicht wütend klingen wollen. »Ich kann schon lange an nichts anderes mehr denken«, fügte sie sanft hinzu. Dann schloß sie ihren Mann in die Arme. »Ich liebe dich«, flüsterte John. Er hatte sein Gesicht in ihrem Nacken vergraben.

Nachdem Marilyn beteuert hatte, daß sie ihn ebenfalls liebe, löste sie sich aus seinen Armen und holte Lydia und Tamara. Sie reichte dem Mann an der Abfertigung die Bordkarten und drängte die Kinder den Gang hinunter. Im Gehen winkte sie John durch die Glaswand zu. Als sie die Gangway betraten, winkte sie noch einmal. Es sollte das letzte Mal sein. »Müssen wir bald umziehen?« jammerte Lydia. Sie war zehn Jahre alt und ging in die fünfte Klasse.

»Ich ziehe auf keinen Fall um«, stellte Tamara klar. Sie war elf und hatte einen starken Willen. »Ich werde bei Connie einziehen. Sie hat gesagt, daß ich bei ihr bleiben kann.«

»Und das hat sie sicher auch schon mit ihrer Mutter besprochen«, warf Marilyn ein. Sie mußte mit den Tränen kämpfen und wollte nicht, daß die Mädchen etwas merkten. Sie erlaubte ihren Töchtern, das kleine Propeller-Flugzeug vor ihr zu betreten, und führte sie dann zu ihren Sitzplätzen, wo sofort ein Streit darüber entbrannte, wer von ihnen allein sitzen mußte. Es gab immer nur zwei Sitze nebeneinander. Die beiden Mädchen bedrängten sie mit Fragen, wie ihre nächste Zukunft aussehen würde, doch Marilyn gab nur äußerst vage Antworten. In Wahrheit hatte sie keine Ahnung, was das Beste für ihre Familie war.

Die Flugzeugmotoren starteten mit lautem Dröhnen und machten eine weitere Unterhaltung unmöglich. Während das Flugzeug auf die Startbahn zurollte, drückte Marilyn ihre Nase ans Fenster. Woher sollte sie nur die Kraft nehmen, um eine Entscheidung zu fällen? Ein aus der Ferne zuckender Blitz riß sie aus ihren Gedanken und erinnerte sie auf unangenehme Weise daran, daß sie Computer-Flugzeuge nicht ausstehen konnte. In diese kleinen Flieger hatte sie nun einmal nicht das gleiche Vertrauen wie in die großen Düsenflugzeuge. Unbewußt zog sie den Sicherheitsgurt fester und kontrollierte, ob auch ihre Töchter ordnungsgemäß angeschnallt waren.

Während des Starts umklammerte sie ihre Armlehne so fest, als könnte sie durch ihre Anstrengung helfen, das Flugzeug nach oben zu bringen. Erst als der Boden schon tief unter ihnen lag, merkte sie, daß sie die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. »Wie lange wird Daddy denn in Chicago bleiben?« fragte Lydia über den Gang hinweg.

»Fünf Jahre«, erwiderte Marilyn. »Bis er seine Facharztausbildung beendet hat.«

»Ich hab's dir ja gesagt«, schrie Lydia ihrer Schwester zu. »Dann sind wir alt.«

Als das Flugzeug plötzlich ruckte, klammerte Marilyn sich in ihrer Todesangst sofort wieder an den Armlehnen fest. Dann sah sie sich

in der Kabine um. Da offensichtlich niemand in Panik geraten war, beruhigte sie sich ein wenig. Sie durchflogen eine dichte Wolkendecke. Je weiter sie nach Süden kamen, desto heftiger wurden die Turbulenzen; es blitzte immer häufiger. Der Pilot teilte kurz mit, daß er versuchen werde, auf einer anderen Flughöhe eine ruhigere Luftzone anzusteuern. Marilyn wurde immer panischer. Sie wollte nur, daß der Flug endlich vorbei war. Das erste Anzeichen einer wirklichen Katastrophe wurde erkennbar, als das Flugzeug von einem seltsamen Licht erhellt wurde und daraufhin heftig zu rucken und zu vibrieren begann. Passagiere stießen halbunterdrückte Schreie aus. Marilyn lief es eiskalt über den Rücken. Instinktiv zog sie Tamara enger an sich heran.

Das Flugzeug schlingerte qualvoll auf die rechte Seite und vibrierte dabei immer heftiger. Gleichzeitig veränderten sich die Geräusche des Motors; er dröhnte nun nicht mehr gleichmäßig, sondern heulte in ohrenbetäubender Lautstärke auf. Als Marilyn spürte, daß sie in ihren Sitz gepreßt wurde. Sie hatte das Gefühl, die Orientierung zu verlieren, und sah aus dem Fenster. Zuerst konnte sie außer Wolken nichts erkennen. Doch dann erstarrte sie. Die Erde raste ihnen in atemberaubender Geschwindigkeit entgegen! Sie stürzten in gerader Linie nach unten...

10.40 Uhr

Manhattan General Hospital, New York City

Terese Hagen versuchte zu schlucken, doch es fiel ihr schwer; ihr Mund war vollkommen ausgetrocknet. Ein paar Minuten später öffnete sie die Augen und wußte zunächst nicht, wo sie war. Als ihr klar wurde, daß sie im Aufwachraum der chirurgischen Station lag, fiel ihr plötzlich alles wieder ein.

Die Beschwerden hatten am Abend eingesetzt, wie aus heiterem Himmel. Sie hatte mit Matthew essen gehen wollen. Schmerzen hatte sie nicht gehabt. Zuerst hatte sie nur auf der Innenseite ihrer Oberschenkel eine unangenehme Nässe empfunden. Im Badezimmer hatte sie dann entsetzt festgestellt, daß sie blutete. Und es waren nicht nur ein paar Tropfen gewesen. Da sie im fünften Monat schwanger war,

hatte sie das Schlimmste befürchtet. Dann war alles ganz schnell gegangen. Es war ihr gelungen, ihre Ärztin Dr. Carol Glanz zu erreichen, und die hatte ihr angeboten, sie in der Notaufnahme des Manhattan General Hospital zu untersuchen. Dort angekommen, hatten sich Terese' Befürchtungen schnell bestätigt. Es wurden sofort Vorbereitungen für eine Operation getroffen. Die Ärztin hatte gesagt, es sehe so aus, als hätte sich der Embryo statt in der Gebärmutter in einem Eileiter eingenistet.

Nachdem sie aufgewacht war, dauerte es nicht lange, bis eine Schwester an ihrem Bett erschien und ihr versicherte, daß alles in Ordnung sei.

»Und was ist mit meinem Baby?« fragte Terese. Sie spürte einen dicken Verband auf ihrem beunruhigend flachen Bauch. »Darüber weiß Ihre Ärztin mehr als ich«, erwiderte die Krankenschwester. »Ich gebe ihr Bescheid, daß Sie jetzt wach sind. Sie möchte mit Ihnen sprechen.«

Terese klagte über ihre trockene Kehle und bekam ein paar Eisstückchen. Die kühle Flüssigkeit kam ihr vor wie ein Geschenk des Himmels. Sie schloß die Augen. Wahrscheinlich war sie wieder eingeschlummert, denn das nächste, was sie wahrnahm, war, daß Dr. Carol Glanz sie bei ihrem Namen rief. »Wie geht es Ihnen?« fragte die Ärztin. Terese fragte nach ihrem Baby.

Dr. Glanz holte tief Luft und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Ich fürchte, ich habe zwei schlechte Nachrichten für Sie.« Terese spürte, wie sich alles in ihr verkrampfte. »Es war eine ektopische Schwangerschaft«, erklärte Dr. Glanz. Um sich die schwierige Aufgabe etwas einfacher zu machen, flüchtete sie in ihren medizinischen Fachjargon. »Wir mußten die Schwangerschaft abbrechen, und das Kind war natürlich noch nicht lebensfähig.«

Terese nickte und tat so, als berühre sie das gar nicht. Sie hatte mit dieser Botschaft gerechnet und sich innerlich darauf vorbereitet. Doch was Dr. Glanz ihr als nächstes zu sagen hatte, traf sie wie ein Schlag.

»Leider war die Operation nicht leicht. Es gab einige Komplikationen, was auch der Grund dafür war, daß Sie bei der Einlieferung so

stark geblutet haben. Wir mußten Ihre Gebärmutter opfern. Wir haben eine Hysterektomie vorgenommen.« Im ersten Moment war Terese außerstande zu begreifen, was sie gerade gehört hatte. Sie nickte und sah ihre Ärztin gespannt an, als erwarte sie weitere Informationen.

»Ich weiß, daß ich Sie jetzt ziemlich aus der Fassung gebracht habe«, fuhr Dr. Glanz fort. »Aber ich möchte Ihnen eines versichern: Wir haben wirklich alles Menschenmögliche versucht, um diesen unglücklichen Ausgang zu vermeiden.« Mit einem Mal begriff Terese, was die Worte ihrer Ärztin zu bedeuten hatten. Ihre Flüsterstimme überschlug sich plötzlich, und sie brüllte: »Nein!«

Dr. Glanz strich ihr voller Anteilnahme über die Schulter. »Ich weiß, was das für Sie heißt?« sagte sie. »Vor allem, weil es Ihre erste Schwangerschaft war. Es tut mir furchtbar leid.« Terese stöhnte. Diese Nachricht war so niederschmetternd, daß sie nicht einmal weinen konnte. Sie fühlte sich wie betäubt. Ihr Leben lang war sie davon ausgegangen, daß sie Kinder haben würde. Es war ein Teil ihrer Identität gewesen. Die Vorstellung, daß das nun unmöglich war, wollte ihr einfach nicht in den Kopf. »Was ist mit meinem Mann?« brachte sie hervor. »Weiß er schon Bescheid?«

»Ja. Ich habe sofort nach der Operation mit ihm gesprochen. Er wartet unten in Ihrem Zimmer; Sie werden gleich hingebracht.«

Dr. Glanz sprach noch eine Weile mit ihr, doch Terese behielt nichts davon. Die Tatsache, daß sie ihr Kind verloren hatte und nie wieder schwanger werden würde, hatte sie vollkommen niedergeschlagen.

Nach einer Viertelstunde kam eine Schwester, um sie in ihr Zimmer zu bringen. Im Nu hatte sie die Krankenstation erreicht, doch Terese nahm von ihrer Umgebung nichts wahr. Sie war vollkommen durcheinander und brauchte dringend Trost und Zuspruch.

Als sie das Zimmer betraten, hatte Matthew sein Handy am Ohr und telefonierte. Er war Börsenmakler, das Telefon sein ständiger Begleiter. Zwei Schwestern von der Station beförderten Terese mit ein paar routinierten Griffen in ihr neues Bett und befestigten die Infusionsschläuche hinter ihrem Kopf an einem Ständer. Nachdem

sie sich vergewissert hatten, daß alles in Ordnung war, und ihre Patientin aufgefordert hatten, sofort zu klingeln, wenn sie irgend etwas brauche, verließen sie den Raum. Terese sah zu Matthew hinüber, doch der hatte sich abgewendet, nachdem er sein Telefonat beendet hatte. Sie wußte nicht, wie er auf die Katastrophe reagieren würde. Immerhin waren sie erst seit drei Monaten verheiratet. Entschlossen klappte er schließlich das Handy zusammen und ließ es in seine Jackentasche gleiten. Dann drehte er sich zu Terese um und starrte sie einen Augenblick an. Er hatte seine Krawatte gelöst und seinen Hemdkragen geöffnet.

»Wie geht es dir?« fragte er schließlich ziemlich ungerührt. »Den Umständen entsprechend«, erwiderte Terese. Sie wünschte sich nichts sehnlicher, als daß er zu ihr kommen und sie umarmen würde, doch er blieb auf Distanz. »Das ist eine ziemlich vertrackte Situation«, sagte Matthew. »Ich glaube, ich verstehe dich nicht ganz.«

»Ich will damit sagen, daß sich der Hauptgrund, aus dem wir geheiratet haben, gerade in Luft aufgelöst hat. Dein Plan ist wohl eindeutig nicht aufgegangen.«

Terese blieb der Mund offenstehen. Sie war so fassungslos, daß sie um Worte ringen mußte. »Deine Andeutung gefällt mir nicht«, stammelte sie schließlich. »Ich hatte es bestimmt nicht darauf angelegt, schwanger zu werden.«

»Bleib von mir aus bei deiner Version«, entgegnete Matthew. »Ich gehe von einer anderen aus. Das Problem ist nur: Was wollen wir jetzt tun?«

Terese schloß die Augen. Sie konnte nichts erwidern. Sie fühlte sich, als hätte Matthew ihr gerade ein Messer ins Herz gerammt. Spätestens in diesem Augenblick wurde ihr klar, daß sie ihn nicht liebte. Im Gegenteil: Sie haßte ihn.

1. Kapitel

New York City,

Mittwoch, 20. März 1996, 7.15 Uhr

»Entschuldigen Sie bitte«, wandte sich Jack Stapleton mit vorge-täuschter Höflichkeit an den dunkelhäutigen, aus Pakistan stammenden Taxifahrer. »Wieso steigen Sie nicht aus? Dann können wir die Angelegenheit in aller Ruhe diskutieren?« Jack spielte darauf an, daß der Taxifahrer ihn an der Kreuzung 46th Street und Second Avenue geschnitten hatte. Als Vergeltung hatte er gegen die Fahrertür des Taxis getreten, als sie in der Höhe der 44th Street beide vor einer roten Ampel anhalten mußten. Jack saß auf seinem Cannondale-Mountainbike, mit dem er jeden Morgen zur Arbeit fuhr.

Der morgendliche Disput war für ihn durchaus nichts Ungewöhnliches. Sein Weg führte ihn täglich die Second Avenue hinunter, wobei er die Strecke zwischen der 59th Street und der 13th Street nur in einem haarsträubenden Slalom bewältigen konnte und ein rasantes Tempo an den Tag legte. Auseinandersetzungen waren an der Tagesordnung. Jeden anderen hätte diese allmorgendliche Höllenfahrt an den Rand des Nervenzusammenbruchs getrieben, doch Jack liebte seine tägliche Tour. Sie sorgte dafür, daß sein Blut in Wallung komme, pflegte er seinen Kollegen zu erklären.

Der Taxifahrer hatte beschlossen, Jack einfach so lange zu ignorieren, bis die Ampel auf Grün sprang. Doch bevor er losbrauste, wünschte er ihn noch einmal lauthals zum Teufel. »Gleichfalls!« brüllte Jack zurück. Er stellte sich in die Pedalen, bis er sein Tempo dem motorisierten Verkehr angepaßt hatte. Dann ließ er sich in den Sattel sinken und strampelte mit wilden Beinbewegungen weiter. Schließlich holte er den Taxifahrer sogar ein, doch er schenkte ihm keine weitere Beachtung. Er drängelte sich zwischen das Taxi und einen vorausfahrenden Lieferwagen.

Als er die 13th Street erreicht hatte, bog er in Richtung Osten ab, überquerte die First Avenue und brachte sein Fahrrad nach einem

scharfen Lenkmanöver in der Ladezone des New Yorker Instituts für Gerichtsmedizin zum Stehen. Hier arbeitete er seit fünf Monaten. Man hatte ihm diese Stelle angeboten, nachdem er seine Facharztausbildung zum Pathologen beendet und sich ein weiteres Jahr lang in der forensischen Medizin fortgebildet hatte.

Er schob sein Fahrrad am Büro des Sicherheitsdienstes vorbei und winkte dem uniformierten Wächter zu. Dann wandte er sich nach links, passierte das Büro des Leichenschauhauses und betrat die eigentliche Leichenhalle. Dort bog er wieder links ab und ging an der Wand mit den Gefrierfächern entlang. Hier wurden die Toten vor der Obduktion aufbewahrt. In einer Ecke standen mehrere einfache Kiefernholzsärge mit nicht abgeholten Leichen, die für den Weitertransport nach Hart Island bestimmt waren. Dort stellte Jack sein Fahrrad ab und sicherte es mit diversen Kettenschlössern. Dann fuhr er mit dem Fahrstuhl hinauf in den Empfangsbereich. Da es noch vor acht Uhr war, war noch kaum jemand von der Tagesschicht eingetroffen. Nicht einmal das Polizeibüro von Sergeant Murphy war besetzt. Jack durchquerte die Telefonzentrale und betrat den Bereich, in dem die Institutsmitarbeiter ihre Büros hatten, und begrüßte Vinnie Amendola, der zurückgrüßte, ohne von seiner Zeitung aufzublicken. Vinnie war einer der Sektionsgehilfen, mit dem Jack häufig zusammenarbeitete.

Jack schaute auch kurz bei Laurie Montgomery vorbei, einer der offiziell zugelassenen Pathologinnen des Gerichtsmedizinischen Instituts. Im Zuge des Rotationsprinzips war sie zur Zeit dafür verantwortlich, die über Nacht eingegangenen Fälle auf die einzelnen Mitarbeiter zu verteilen. Sie arbeitete seit viereinhalb Jahren am Institut. Wie Jack gehörte sie morgens immer zu den ersten.

»Wie ich sehe, hast du es mal wieder hergeschafft, ohne mit den Füßen zuerst hier reingetragen zu werden«, scherzte sie. »Bis auf einen Crash mit einem Taxifahrer war alles okay«, erwiderte Jack. »Normalerweise sind es drei oder vier. Heute morgen kam es mir vor wie ein Ausflug auf dem Lande.«

»Ach ja? Ich finde es total verrückt, in dieser Stadt mit dem Fahrrad herumzukurven. Ich hatte schon jede Menge von diesen waghalsigen

Fahrradkurieren vor mir auf dem Autopsietisch liegen.«

Jack schenkte sich Kaffee ein und ging hinüber zu dem Tisch, an dem Laurie arbeitete.

»Haben wir irgendeinen interessanten Fall?« fragte er und sah seiner Kollegin über die Schulter.

»Das Übliche«, erwiderte sie. »Vor allem Schußwunden. Und einer mit einer Überdosis Drogen.«

»Igitt«, bemerkte Jack. »Du stehst wohl nicht auf Drogentote.«

»Die sind doch einer wie der andere. Ich stehe eher auf Überraschungen und Herausforderungen.«

»In meinem ersten Jahr hier hatte ich ein paar Drogenfälle, die durchaus in diese Kategorie gepaßt hätten«, bemerkte Laurie. »Tatsächlich? Erzähl!«

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Laurie ausweichend. Dann deutete sie auf einen Namen auf ihrer Liste. »Hier ist ein Fall, der dich interessieren dürfte: Donald Nodelman. Die Diagnose lautet: unbekannte Infektionskrankheit.«

»Klingt auf jeden Fall besser als ein Drogentoter«, sagte Jack. »In meinen Augen nicht«, erwiderte Laurie. »Du kannst ihn haben, wenn du willst. Ich mochte Infektionskrankheiten noch nie, und ich werde sie auch nie mögen. Bei meiner externen Prüfung haben mir diese Fälle eine Gänsehaut über den Rücken gejagt. Woran auch immer dieser Mann hier gestorben ist - es muß ein ziemlich aggressiver Erreger im Spiel gewesen sein. Er hatte starke subkutane Blutungen.«

»Gerade im Unbekannten liegt die Herausforderung«, stellte Jack fest und griff sich die Akte. »Ich übernehme den Fall gern. Ist er zu Hause gestorben oder in einer Klinik?«

»Im Krankenhaus«, erwiderte Laurie. »Man hat ihn vom Manhattan General Hospital übergebracht. Er ist allerdings nicht wegen einer Infektionskrankheit eingewiesen worden. Die Aufnahmediagnose lautete Diabetes.«

»Gehe ich recht in der Annahme, daß das Manhattan General ein Krankenhaus von AmeriCare ist?« fragte Jack.

»Ich glaube ja«, erwiderte Laurie. »Warum interessiert dich das?«

»Weil der Fall mir dann sogar persönlich etwas bringen könnte«,

erwiderte Jack. »Vielleicht habe ich ja Glück, und die Diagnose lautet Legionärskrankheit oder etwas in der Art. Ich kann mir kaum etwas Schöneres vorstellen, als AmeriCare einen reinzuwürgen.«

»Und wieso?«

»Das ist eine lange Geschichte«, erwiderte Jack mit einem schelmischen Lächeln. »Irgendwann müssen wir mal zusammen einen trinken gehen. Dann kannst du mir von deinen Problemen mit den Drogenfällen berichten, und ich erzähle dir von mir und AmeriCare.«

Laurie war nicht sicher, ob die Einladung ernst gemeint war. Von seiner Arbeit abgesehen, wußte sie nicht viel über Jack Stapleton. Soweit ihr bekannt war, wußte niemand etwas über ihn. Jack war ein ausgezeichneter gerichtsmedizinischer Pathologe, und das, obwohl er seine Facharztausbildung erst vor kurzem beendet hatte. Doch er ging nur selten mit Kollegen aus, und er gab nie etwas Persönliches preis. Laurie wußte lediglich, daß er einundvierzig war und unverheiratet. Daß er eine unterhaltsame, lässige Art hatte und aus dem Mittleren Westen kam. »Ich erzähl' dir später, was ich herausgefunden habe«, sagte Jack und steuerte auf die Telefonzentrale zu. »Einen Moment noch, Jack«, rief Laurie ihm hinterher. Jack blieb stehen und drehte sich um.

»Ich würde dir gern einen Rat geben«, brachte sie zögernd hervor. Sie war ziemlich aufgeregt, was eher selten vorkam. Doch sie mochte Jack und hoffte, daß er noch eine Weile ihr Kollege bleiben würde.

Jack setzte wieder sein schelmisches Lächeln auf und kam zurück zu Lauries Tisch, »Na, dann schieß mal los!«

»Wahrscheinlich steht es mir gar nicht zu, mich dazu zu äußern«, begann sie.

»Unsinn!« erwiderte Jack. »Ich schätze deine Meinung sehr. Worum geht es?«

»Es geht darum, daß du so oft mit Calvin Washington aneinandergerätst«, sagte Laurie. »Okay, das ist nun mal so, wenn unterschiedliche Persönlichkeiten aufeinanderstoßen. Was ich dir sagen will, ist einfach nur, daß Calvin schon seit langer Zeit gute Beziehungen zum Manhattan General Hospital hat. Ähnlich steht es übrigens zwischen AmeriCare und dem Bürgermeisteramt. Ich rate dir deshalb, ein biß-

chen vorsichtig zu sein.«

»Vorsichtig zu sein hat in den vergangenen fünf Jahren nicht gerade zu meinen Stärken gezählt«, entgegnete Jack. »Aber ich habe größten Respekt vor unserem stellvertretenden Chef. Unsere einzige Meinungsverschiedenheit besteht darin, daß seiner Ansicht nach alle Vorschriften in Stein gemeißelt sind, während ich sie nur als Richtschnur betrachte. Und was AmeriCare angeht - deren Ziele oder Methoden sind mir vollkommen gleichgültig.«

»Es geht mich ja nichts an«, fuhr Laurie fort. »Aber Calvin posaunt ständig herum, daß er in dir keinen Teamarbeiter sieht.«

»Da hat er in gewisser Weise recht«, erwiderte Jack. »Ich verabscheue eben jede Art von Mittelmäßigkeit. Mit den meisten Leuten hier ist es mir eine Ehre zusammenzuarbeiten. Es gibt allerdings auch einige, mit denen es nicht klappt, und ich gebe mir keine Mühe, das zu verbergen. So einfach ist das.«

»Ich fasse das als Kompliment auf«, sagte Laurie. »So war es gemeint.«

»Okay, dann laß mich wissen, was du bei Nodelman findest. Ich habe danach mindestens noch einen weiteren Fall für dich.«

»Mit Vergnügen«, erwiderte Jack und steuerte wieder auf die Telefonzentrale zu. Im Vorbeigehen schnappte er Vinnie die Zeitung weg.

»Komm, Vinnie«, rief er. »Laß uns loslegen.« Vinnie klagte zwar, doch er folgte der Aufforderung. Als er versuchte, sich seine Zeitung zurückzuholen, stieß er mit Jack zusammen, der abrupt vor der Tür zu Janice Jaegers Büro stehengeblieben war. Janice war eine von den gerichtsmedizinischen Ermittlerinnen, die oft auch als Pathologie-Assistentinnen oder kurz PAs bezeichnet wurden. Sie hatte zur Zeit Nachtschicht, von elf Uhr abends bis sieben Uhr morgens. Sie war eine zierliche Frau mit dunklem Haar und dunklen Augen; es war deutlich zu sehen, daß sie müde war. »Was machen Sie denn noch hier?« fragte Jack.

»Ich muß noch einen Bericht zu Ende schreiben.« Jack hob seine Akte hoch. »Haben Sie sich auch um den Fall Nodelman gekümmert?«

»Ja«, erwiderte Janice. »Ist irgend etwas damit nicht in Ordnung?«

»Nicht daß ich wüßte.« Jack grinste. Janice war extrem gewissenhaft und deshalb ein ideales Opfer für seine kleinen Späße. »Glauben Sie, daß eine Nosokomialinfektion als Todesursache in Betracht kommen könnte?«

»Was, um Himmels willen, ist denn eine ›Nosokomialinfektion‹?« fragte Vinnie.

»Eine Infektion, die man sich in einem Krankenhaus einfängt«, erklärte Jack.

»Dann sieht es in der Tat danach aus«, sagte Janice. »Nach seiner Einlieferung ist der Mann fünf Tage lang wegen Diabetes behandelt worden, und dann hat er plötzlich die Symptome einer Infektionskrankheit entwickelt. Sechsenddreißig Stunden später war er tot.

»Mein lieber Junge«, staunte Jack. »Was auch immer das für ein Erreger war - er hat sein Opfer rasant schnell zu Grunde gerichtet.«

»Genau deswegen waren die Ärzte beunruhigt, mit denen ich gesprochen habe«, sagte Janice.

»Gibt es irgendwelche Ergebnisse aus dem mikrobiologischen Labor?«

»Nichts. Heute morgen um vier waren die Blutkulturen negativ. Er ist letztendlich an akutem Lungenversagen gestorben (also ARDS, dem sogenannten ›acute respiratory distress syndrome‹). Allerdings waren die Sputumkulturen ebenfalls negativ. Lediglich die Gram-Färbung des Sputums ist positiv ausgefallen. Und wir haben gramnegative Bakterien gefunden. Deshalb liegt ein Verdacht auf Pseudomonas vor, der aber noch nicht bestätigt wurde.«

»War womöglich das Immunsystem beeinträchtigt?« fragte Jack. »Hatte er Aids, oder ist er mit Antimetaboliten behandelt worden?«

»Das konnte ich noch nicht in Erfahrung bringen«, sagte Janice. »In seiner Krankenakte sind lediglich der Diabetes und die üblichen Folgeerscheinungen vermerkt. Aber das können Sie alles in meinem Bericht nachlesen.«

»Wieso soll ich es mühsam nachlesen, wenn ich es auch aus berufenem Munde erfahren kann?« scherzte Jack. Dann bedankte er sich bei Janice und ging zum Fahrstuhl. »Du wirst ja wohl hoffentlich

deinen Mondanzug anziehen«, ermahnte Vinnie ihn. Der Mondanzug war ein vollkommen abgedichteter, undurchlässiger Kunststoff-Overall mit einem durchsichtigen Plastikvisier vor dem Gesicht; er sollte höchste Sicherheit gewähren. Durch einen batteriebetriebenen Ventilator im Rückenteil gelangte Luft in den Anzug, die gefiltert und dann in das Kopfteil transportiert wurde. So war zwar für ausreichend Sauerstoff zum Atmen gesorgt, doch in dem Anzug war es heiß wie in einer Sauna. Jack haßte diese Ausstaffierung. Er hielt den Mondanzug für unhandlich, viel zu eng, unbequem und überhaupt für überflüssig. Als er noch Assistenzarzt gewesen war, hatte er nie einen Schutzanzug übergezogen. Jetzt stand er allerdings vor dem Problem, daß sein New Yorker Chef, Dr. Harold Bingham, angeordnet hatte, die Anzüge seien unbedingt zu tragen. Und dessen Stellvertreter, Calvin Washington, hatte sich in den Kopf gesetzt, diese Vorschrift mit allen Mitteln durchzusetzen. Jack hatte deshalb schon diverse Maßregelungen über sich ergehen lassen müssen.

»Heute könnte es in der Tat zum erstenmal angebracht sein, den Anzug zu tragen«, sagte Jack zu Vinnies Erleichterung. »Bevor wir nicht wissen, mit welchem Erreger wir es zu tun haben, müssen wir sämtliche Vorsichtsmaßnahmen treffen. Schließlich könnten wir auf den Ebola-Virus oder so etwas stoßen.« Vinnie blieb stehen. »Glaubst du wirklich, das wäre möglich?« fragte er mit weit aufgerissenen Augen. »Nein, auf keinen Fall.« Jack klopfte seinem Kollegen auf den Rücken. »Sollte ein Witz sein.«

»Gott sei Dank«, seufzte Vinnie und setzte sich wieder in Bewegung.

Sie betraten den Umkleideraum. Während Vinnie in seinen Mondanzug schlüpfte und schon in den Sektionssaal voranging, nahm Jack sich noch einmal die Akte Nodelman vor. Sie bestand aus einem Blatt mit persönlichen Daten, einem erst zur Hälfte ausgefüllten Totenschein sowie einer Liste, auf der sämtliche den Fall betreffende medizinisch-rechtliche Beweise aufgeführt waren; ferner gab es zwei Seiten für Autopsievermerke, eine in der vergangenen Nacht abgefaßte Telefonnotiz über den Eingang der Todesmeldung, einen ausgefüllten Identifikationsbogen, den Ermittlungsbericht von Janice,

einen Vordruck für den Autopsiebericht und schließlich einen Laborzettel für die HIV-Antikörper-Analyse.

Obwohl er das Wesentliche bereits von Janice erfahren hatte, las Jack sich ihren Bericht noch einmal gewissenhaft durch. Als er fertig war, betrat er den Raum neben den Kiefernsärgen. Dort streifte er sich seinen Schutzanzug über. Er nahm das Belüftungsgerät von der Ladestation und befestigte es an seinem Anzug. Dann erst ging er hinüber zur anderen Seite der Leichenhalle, wo sich der Sektionssaal befand.

Während er an den 126 Leichen-Gefrierfächern vorbeiging, verfluchte er den Anzug. Er bekam jedesmal schlechte Laune, wenn er sich in dieses Plastikmonstrum quetschen mußte. Mißmutig musterte er seine Umgebung. Die Leichenhalle war irgendwann einmal auf dem neuesten Stand der Technik gewesen, doch inzwischen gab es hier jede Menge zu erneuern und zu reparieren. Mit den blaugefliesten Wänden und dem fleckigen Zementboden hätte der Raum eine gute Kulisse für einen altmodischen Horrorfilm geboten. Es gab zwar direkt vom Flur einen Eingang zum Sektionssaal, doch der wurde nur noch benutzt, um die Leichen hinein- und hinauszutransportieren. Jack betrat den Saal durch den kleinen Vorraum, der auch als Waschraum diente.

Vinnie hatte Nodelmans Leiche inzwischen auf einem der acht Seziertische plaziert und alle Geräte und Utensilien bereitgelegt, die sie für die Obduktion brauchen würden. Jack stellte sich rechts neben den Tisch, Vinnie trat auf die linke Seite. »Er sieht ja nicht gerade gut aus«, bemerkte Jack. »Einen Schönheitswettbewerb würde er nicht gewinnen.« In dem Mondanzug kostete jede Unterhaltung Mühe, und er schwitzte schon, bevor er überhaupt angefangen hatte. Vinnie wußte nie, wie er auf Jacks respektlose Kommentare reagieren sollte. Deshalb sagte er lieber gar nichts, obwohl die Leiche wirklich furchtbar aussah.

»Gangrän an den Fingern«, stellte Jack fest und hob eine Hand des Toten hoch, um die fast schwarzen Fingerspitzen aus der Nähe betrachten zu können. Dann zeigte er auf die schrumpfligen Genitalien des Mannes. »Auf der Spitze seines Penis' ebenfalls Gangrän. Aua!

Das muß weh getan haben. Stell dir das nur mal vor!«

Vinnie enthielt sich eines Kommentars.

Zentimeter für Zentimeter nahm Jack den Mann zunächst äußerlich unter die Lupe. Dabei wies er Vinnie auf die großflächigen, subkutanen Hämorrhagien am Unterbauch und an den Beinen hin und erklärte ihm, daß man so etwas Purpura nenne. Außerdem, so führte Jack aus, könne er keine nennenswerten Insektenstiche feststellen. »Das ist wichtig«, stellte er klar. »Viele schlimme Krankheiten werden durch Arthropoden übertragen.«

»Arthropoden?« fragte Vinnie. Er wußte nie, ob Jack einen seiner Witze riß oder ob er es ernst meinte. »Insekten«, erklärte Jack. »Schalentiere spielen als Krankheitsüberträger so gut wie keine Rolle.«

Vinnie nickte, als hätte er verstanden, doch in Wahrheit war er genauso schlau wie vorher. Er nahm sich vor, die Bedeutung des Wortes »Arthropoden« bei nächster Gelegenheit nachzuschlagen.

»Wie stehen denn die Chancen, daß der Mann an etwas Ansteckendem gestorben ist?« fragte er.

»Sehr gut, fürchte ich«, erwiderte Jack. »Sehr, sehr gut sogar.« Plötzlich wurde die Tür zum Flur geöffnet, und Sal D'Ambrosio, ein anderer Sektionsgehilfe, schob eine weitere Leiche herein. Doch Jack war so in die Untersuchung von Mr. Nodelman vertieft, daß er nicht einmal aufsah. Im Geiste entwickelte er bereits eine Differentialdiagnose.

Eine halbe Stunde später lagen auf sechs von acht Tischen Leichen, die obduziert werden mußten. Nach und nach trudelten die anderen Gerichtsmediziner ein. Laurie war als erste in der Halle, und sie kam sofort herüber zu Jacks Tisch. »Hast du schon eine Ahnung?« fragte sie.

»Jede Menge Vermutungen, aber nichts Definitives«, erwiderte Jack. »Nur eins kann ich dir versichern: In diesem Körper steckt irgendeine ganz böse Krankheit. Eben habe ich Vinnie noch damit aufgezo-gen, daß wir vielleicht sogar Ebola-Viren finden. Und jetzt entdecke ich jede Menge intravaskuläre Blutgerinnsel, über den ganzen Körper verstreut.«

»Mein Gott!« rief Laurie entsetzt. »Ist das dein Ernst?«

»Abwarten«, erwiderte Jack. »Nach allem, was ich bisher gesehen habe, besteht zwar die Möglichkeit, aber wahrscheinlich ist es nicht. Natürlich habe ich noch nie einen Ebola-Fall gesehen, wenn dir das etwas sagt.«

»Meinst du, wir sollten den Fall isolieren?« Laurie war nervös. »Ich wüßte nicht, warum«, erwiderte Jack. »Angefangen habe ich nun sowieso schon. Ich werde einfach gut aufpassen und nicht mit Organen um mich werfen. Aber wir sollten die Kollegen im Labor warnen, daß sie mit den Proben höllisch vorsichtig sein müssen, solange wir die Diagnose nicht kennen.«

»Vielleicht sollte ich Bingham's Meinung einholen«, schlug Laurie vor.

»Das wäre wirklich sehr hilfreich«, entgegnete Jack sarkastisch. »Da kannst du genausogut einen Blinden bitten, ein Gemälde zu beschreiben.«

»Sei nicht respektlos!« ermahnte ihn Laurie. »Immerhin ist er unser Chef.«

»Und wenn er der Papst wäre. Ich glaube, ich sollte die Untersuchung einfach durchziehen, je schneller, desto besser. Wenn sich erst mal Bingham oder womöglich auch noch Calvin in die Sache einmischt, passiert vor heute mittag gar nichts.«

»Okay«, willigte Laurie ein. »Vielleicht hast du recht. Aber gib mir sofort Bescheid, wenn du irgend etwas Anormales entdeckst. Ich bin drüben an Tisch drei.«

Jack nahm von Vinnie ein Skalpell entgegen und wollte gerade den ersten Schnitt vornehmen, als er merkte, daß sein Assistent einen Schritt zurückgewichen war.

»Sag mal - hast du vor, die Obduktion von Queens aus zu beobachten?« fragte Jack. »Komm schon, du bist schließlich da, um mir zu helfen.«

»Ich bin ein bißchen nervös«, gestand Vinnie.

»Oh Mann«, stöhnte Jack. »Du hast schon mehr Autopsien beige-wohnt als ich. Komm jetzt her! Wir haben jede Menge zu tun.«

Jack arbeitete schnell, aber sehr präzise. Er behandelte die inneren

Organe mit äußerster Behutsamkeit und paßte akribisch auf, wenn er die Sezierinstrumente benutzte und seine oder Vinnies Hände in der Nähe waren.

»Was haben wir denn hier?« wollte Chet McGovern wissen und sah Jack über die Schulter. Chet war im gleichen Monat eingestellt worden wie Jack. Von allen Kollegen stand er Jack am nächsten, was vor allem daran lag, daß die beiden sich ein Büro teilten. Außerdem waren sie beide Junggesellen. Allerdings war Chet noch nie verheiratet gewesen; und mit seinen sechsunddreißig Jahren war er fünf Jahre jünger als Jack. »Einen interessanten Fall«, erwiderte Jack. »Das Rätsel der Woche: An welcher Krankheit ist er wohl gestorben? Es ist wirklich faszinierend. Der arme Kerl hatte absolut keine Chance.«

»Hast du schon eine Ahnung?« Chet ließ seinen Expertenblick über das schwarze, vertrocknete Gewebe schweifen und musterte die Blutungen unter der Haut des Toten. »Es gibt viele Möglichkeiten«, erwiderte Jack. »Ich würde dir gern mal zeigen, wie er von innen aussieht. Vielleicht kannst du mir ja einen Tip geben?«

»Hast du etwas Interessantes entdeckt?« rief Laurie von Tisch drei herüber.

»Ja, komm rüber«, rief Jack zurück. »Dann muß ich die Vorstellung nur einmal geben.«

Laurie schickte Sal zum Waschbecken, damit er die Gedärme der Leiche auswusch, die die beiden gerade obduziert hatten, und kam dann an Jacks Tisch.

»Zuerst möchte ich, daß ihr euch die Lymphgefäße aus dem Rachen ansieht«, forderte Jack die beiden auf. Er hatte die Haut der Leiche vom Kinn bis zum Schlüsselbein zurückgeklappt. »Kein Wunder, daß die Autopsien bei uns immer so lange dauern«, tönte eine Stimme durch den engen Raum. Alle Augen richteten sich auf den stellvertretenden Chef, Dr. Calvin Washington. Der Afroamerikaner war beängstigende zwei Meter groß und zweihundertfünfzig Pfund schwer; er hatte sich einst die Chance entgehen lassen, in der Football-Nationalliga mitzuspielen, weil er es vorgezogen hatte, Medizin zu studieren. »Was, zum Teufel, geht hier vor?« fragte er halb im Scherz. »Glauben Sie, daß Sie dafür bezahlt werden, Kaffeekränz-

chen zu veranstalten?«

»Wir versuchen nur, mit vereinten Kräften etwas herauszufinden«, erklärte Laurie. »Wir haben es offensichtlich mit einer Infektion zu tun, die durch ziemlich aggressive Mikroorganismen ausgelöst wurde.«

»Ich habe davon gehört«, sagte Calvin. »Der Verwalter vom Manhattan General hat mich angerufen. Er ist ziemlich beunruhigt - wohl zu Recht. Wie lautet die Diagnose?«

»Es ist noch zu früh, um Genaueres zu sagen«, erwiderte Jack. »Aber die Organe sind ziemlich stark angegriffen.« Dann gab er Calvin ein Resümee der Krankengeschichte und faßte in groben Zügen zusammen, was die äußerliche Untersuchung der Leiche ergeben hatte. Anschließend kam er wieder auf die inneren Organe zu sprechen und wies darauf hin, daß die Krankheit sich offenbar im Rachen entlang des Lymphgewebes ausgebreitet hatte.

»Einige dieser Knoten sind nekrotisch«, stellte Calvin fest. »Ganz genau«, stimmte Jack zu. »Fast alle Lymphknoten sind von Nekrose befallen. Die Krankheit hat sich mit rasantem Tempo über die Lymphgefäße ausgebreitet, wahrscheinlich ist sie vom Rachen und vom Bronchialbaum ausgegangen.«

»Also über die Luft übertragen«, bemerkte Calvin. »Das war auch meine erste Vermutung«, stimmte Jack ihm zu. »Jetzt sehen Sie sich mal die inneren Organe an.« Jack zeigte die Lungen und öffnete die Bereiche, in denen er Schnitte vorgenommen hatte.

»Wie Sie sehen, hatte er eine ausgeprägte Lobärpneumonie«, erklärte er. »Man kann eine deutliche Hepatisation der Lunge erkennen. Aber da ist auch Nekrose, und außerdem glaube ich, das Frühstadium einer Höhlenbildung zu erkennen. Hätte der Patient länger gelebt, würden wir wahrscheinlich auch noch ein paar Abszeßformationen finden.«

Calvin stieß einen Pfiff aus. »Wow. Und all das, obwohl man ihm intravenös jede Menge Antibiotika verabreicht hat.«

»Ja, es ist wirklich beunruhigend«, sagte Jack und ließ die Lungen vorsichtig in die Schale zurückgleiten. Er wollte jede überflüssige Bewegung vermeiden, damit keine ansteckenden Partikel in die Luft

gerieten. Dann nahm er die Leber und machte vorsichtig einen Schnitt.

»Hier haben wir das gleiche«, verkündete er und wies auf die Bereiche, in denen sich erste Abszesse gebildet hatten. »Nur noch nicht so deutlich ausgeprägt wie in der Lunge.« Jack legte die Leber zurück und hob als nächstes die Milz hoch. Auch dieses Organ wies ähnliche Deformationen auf.

»Das war's im groben«, sagte Jack, während er die Milz behutsam in die Schale zurücklegte. »Jetzt müssen wir sehen, was wir unter dem Mikroskop erkennen können. Aber die endgültige Antwort werden wir wohl erst aus dem Labor bekommen.«

»Worauf tippen Sie denn im Moment?« fragte Calvin. Jack lachte kurz auf. »Es ist nur eine vage Vermutung«, erwiderte er. »Bis jetzt bin ich noch auf nichts Pathognomonisches gestoßen. Aber der schnelle Verlauf der Krankheit könnte uns durchaus Aufschluß geben.«

»Wie lautet Ihre Differentialdiagnose?« bohrte Calvin weiter. »Nun verraten Sie's uns schon, Sie Wunderknabe!«

»Jetzt bringen Sie mich aber in Verlegenheit. Also gut, ich erzähl' Ihnen, was mir durch den Kopf gegangen ist. Zunächst einmal glaube ich, daß die Vermutung des Krankenhauses falsch ist: Es waren keine Pseudomonasden. Der Erreger, mit dem wir es hier zu tun haben, ist viel aggressiver. Es könnte irgend etwas Atypisches hinter dem plötzlichen Tod dieses Mannes stecken, zum Beispiel Streptokokken der Gruppe A oder vielleicht sogar Staphylokokken im Zusammenhang mit einem toxischen Schock - was ich allerdings, vor allem wegen der Gram-Färbung, bezweifle, die ja vermuten läßt, daß wir es mit Bakterien zu tun haben. Deshalb würde ich auf Tularämie tippen; oder es ist die Pest.«

»Mein lieber Mann!« rief Calvin. »Sie kommen ja mit ganz schön obskuren Krankheiten daher; vor allem, wenn man bedenkt, daß der Patient sich die Infektion wahrscheinlich im Krankenhaus eingefangen hat. Kennen Sie nicht das Sprichwort, nach dem man beim Klang von Hufschlägen erst mal an Pferde und nicht gleich an Zebras denken sollte?«

»Ich habe Ihnen nur mitgeteilt, was mir durch den Kopf gegangen ist. Es ist lediglich eine Differentialdiagnose. Ich versuche eben, für alles offen zu sein.«

»Ist ja gut«, sagte Calvin beschwichtigend. »War's das?«

»Nein, das war's noch nicht«, erwiderte Jack. »Ich würde auch noch in Erwägung ziehen, daß die Gram-Färbung falsch gewesen sein könnte, und dann kämen nicht nur Streptokokken und Staphylokokken in Frage, sondern auch Meningokokken. Ich könnte sogar noch einen draufsetzen: Rocky-Mountain-Fleckfieber, Hantavirus. Zum Teufel - vielleicht hatte er auch hämorrhagisches Fieber, und wir haben es wirklich mit dem Ebola-Virus zu tun.«

»Jetzt drehen Sie ja wohl völlig durch«, sagte Calvin. »Kommen wir lieber zurück auf den Boden der Tatsachen. Wenn Sie nur die Informationen berücksichtigen, über die Sie im Augenblick verfügen - worauf würden Sie dann tippen?« Jack schnalzte mit der Zunge. Es ärgerte ihn, daß er sich plötzlich vorkam wie damals während seiner Ausbildung; und genau wie seine Professoren an der medizinischen Hochschule schien Calvin es zu genießen, ihn bloßzustellen. »Pest«, sagte er. Seine Zuhörer staunten nicht schlecht. »Pest?« hakte Calvin nach. In seiner Stimme schwang Überraschung, aber auch Verachtung. »Im März? In New York? Bei einem Krankenhauspatienten? Sie müssen vollkommen von Sinnen sein!«

»Sie wollten auf Biegen und Brechen eine Diagnose hören«, rechtfertigte sich Jack. »Die habe ich Ihnen gegeben. Dabei habe ich nur die pathologischen Aspekte berücksichtigt und nicht, ob die Diagnose wahrscheinlich ist oder nicht.«

»Aha. Und alle sonstigen epidemiologischen Aspekte scheinen Sie nicht im geringsten zu interessieren«, bemerkte Calvin von oben herab. Dann lachte er und fragte in den Raum hinein: »Was zum Teufel, haben sie euch in der Wildnis von Chicago eigentlich beigebracht?«

»Es gibt in diesem Fall viel zu viele unbekannte Faktoren«, erwiderte Jack. »Auf nicht erhärtete Informationen kann ich nicht viel geben. Ich war weder in dem Krankenhaus, noch weiß ich irgend etwas darüber, ob der Verstorbene Reisen gemacht, ob er Haustiere besessen oder Kontakt zu irgendwelchen von weither gereisten Be-

suchen gehabt hat. In dieser Stadt herrscht ein ständiges Kommen und Gehen, und selbst in einem Krankenhaus gehen jede Menge Menschen ein und aus. Im übrigen gibt es mit Sicherheit genügend Ratten in der Umgebung, so daß meine Diagnose durchaus erwägenswert erscheint.« Für einen Augenblick war es mucksmäuschenstill. Auch Laurie und Chet wußten nicht, was sie sagen sollten. Jack hatte geradezu störrisch auf seiner Meinung beharrt, und sie kannten Calvins stürmisches Temperament.

»Ein schlauer Kommentar«, lenkte Calvin schließlich ein. »Sie können ziemlich gut daherreden, ohne irgend etwas zu sagen. Meine Anerkennung. Vielleicht lernt man das im Mittleren Westen während der Pathologen-Ausbildung.« Laurie und Chet lachten nervös.

»Okay, Sie Schlauberger«, fuhr Calvin fort. »Wieviel würden Sie auf Ihre Pestdiagnose setzen?«

»Ich wußte gar nicht, daß wir hier Glücksspiele machen«, bemerkte Jack.

»Normalerweise ist das nicht üblich, aber wenn Sie mir mit einer so aberwitzigen Diagnose daherkommen, sollte man Sie darauf festnageln. Was halten Sie von zehn Dollar?«

»Zehn Dollar kann ich mir leisten«, erwiderte Jack. »Abgemacht«, sagte Calvin. »Das wäre also erledigt. Wer kann mir denn jetzt sagen, wo ich Paul Plodgett finde, den Mann mit den Schußverletzungen vom World Trade Center?«

»Er liegt auf Tisch sechs«, antwortete Laurie. Calvin zog davon, und die anderen sahen ihm eine Weile hinterher. Laurie fand als erste die Sprache wieder. »Warum versuchst du immer, ihn zu provozieren?« wollte sie von Jack wissen. »Ich verstehe dich nicht. Du machst dir doch nur selbst das Leben schwer.«

»Ich kann einfach nicht anders«, erwiderte Jack. »Außerdem hat er mich provoziert!«

»Ja, aber er ist der stellvertretende Boß in diesem Laden, also ist es sein Vorrecht, andere Leute zu provozieren«, stellte Chet klar. »Außerdem hast du ihn mit deiner Pestdiagnose sehr wohl herausgefordert. Auf meiner Prioritätenliste würde Pest jedenfalls ziemlich weit unten stehen.«

»Bist du dir sicher?« fragte Jack. »Sieh dir doch mal die schwarzen Finger und Zehen an. Erinnerst du dich, daß man die Krankheit im vierzehnten Jahrhundert als den ›Schwarzen Tod‹ bezeichnet hat?«

»Aber derartige thrombotische Phänomene können von vielen Krankheiten verursacht werden«, widersprach Chet. »Stimmt. Deshalb hätte ich auch beinahe auf Tularämie getippt.«

»Und warum hast du's nicht getan?« fragte Laurie. In ihren Augen war Tularämie genauso unwahrscheinlich. »Ich dachte mir, Pest klingt besser«, gab Jack zu. »Hört sich doch dramatischer an, oder?«

»Bei dir weiß ich einfach nie, wann du etwas ernst meinst«, klagte Laurie.

»Das weiß ich selbst nicht.«

Laurie schüttelte frustriert den Kopf. Manchmal war es schwierig, mit Jack ein vernünftiges Gespräch zu führen. »Bist du eigentlich fertig mit Nodelman? Wenn ja - ich habe noch einen weiteren Fall für dich.«

»Ich habe sein Gehirn noch nicht untersucht«, erwiderte Jack. »Na, dann mal los«, sagte Laurie und ging zurück zu Tisch drei.

2. Kapitel

New York City,
Mittwoch, 20. März 1996, 9.45 Uhr

Terese Hagen blieb abrupt stehen und starrte auf die geschlossene Tür des großen Konferenzraumes. Er wurde von allen nur kurz »die Hütte« genannt, denn die Inneneinrichtung glich einer perfekten Imitation von Taylor Heaths Jagdhütte, die mitten in der Wildnis von New Hampshire am Squam Lake lag. Taylor Heath war der Geschäftsführer der gefragten und erfolgreichen Werbeagentur Willow and Heath, die kurz davor stand, in die exklusiven Reihen der Werbegiganten einzubrechen. Nachdem sie sich vergewissert hatte, daß sie von niemandem beobachtet wurde, trat Terese einen Schritt vor und preßte ihr Ohr an die verschlossene Tür. Sie hörte Stimmen. Mit pochendem Herzen eilte sie den Flur entlang, in ihr Büro. Es hatte noch nie viel dazugehört, sie aufs Äußerste zu beunruhigen. Jetzt war sie gerade mal fünf Minuten in der Firma, und schon war sie total aufgewühlt. Der Gedanke daran, daß in der Hütte, der Domäne ihres Chefs, ein Meeting stattfand, von dem sie nichts wußte, gefiel ihr gar nicht. In ihrer Position als Creative Director mußte sie einfach alles wissen, was in der Firma vor sich ging.

Zur Zeit war bei Willow and Heath vieles in Bewegung. Vor einem Monat hatte Taylor Heath alle Mitarbeiter mit der Ankündigung geschockt, daß er sich als Agenturchef zurückziehen und Brian Wilson, den derzeitigen President, zu seinem Nachfolger ernennen werde. Das warf natürlich die Frage auf, wer Wilsons Nachfolger werden würde. Terese war im Rennen, soviel war klar. Aber für Robert Barker, der Leiter der Kundenbetreuung, standen die Chancen auch nicht schlecht. Und als wäre diese Ungewißheit nicht genug, kam noch die Sorge hinzu, daß Taylor jemanden von außerhalb einstellen könnte.

Terese zog ihren Mantel aus und stopfte ihn in den Schrank. Da Marsha Devons, ihre Sekretärin, gerade telefonierte, machte sie sich über ihren Schreibtisch her und suchte die Arbeitsfläche nach ir-

gendwelchen Nachrichten ab, die über das mysteriöse Meeting Aufschluß gaben. Doch das einzige, was sie fand, waren jede Menge belangloser Telefonnotizen.

»In der Hütte findet gerade ein Meeting statt.« Marsha erschien in der Tür. Sie war eine zierliche Frau mit rabenschwarzem Haar. Terese mochte sie, denn sie war intelligent, tüchtig und intuitiv und verfügte somit genau über die Qualitäten, die ihre vier Vorgängerinnen aus dem vergangenen Jahr hatten vermissen lassen. Terese machte es ihren Assistentinnen nicht leicht; sie erwartete von ihnen genauso viel Engagement und Leistung wie von sich selbst.

»Warum haben Sie mich nicht zu Hause angerufen?«

»Habe ich ja, aber Sie waren schon weg.«

»Wer nimmt an dem Meeting teil?« keifte Terese. »Die Sekretärin von Mr. Heath hat es mir nicht verraten«, erklärte Marsha. »Sie hat lediglich mitgeteilt, daß Ihre Anwesenheit erwünscht sei.«

»Hat sie angedeutet, worum es geht?« bohrte Terese weiter. »Nein.«

»Wann hat es angefangen?«

»Der Anruf kam um neun Uhr.«

Terese griff nach ihrem Telefon und hackte die Nummer von Colleen Anderson in die Tastatur. Von all ihren Art Directors vertraute sie Colleen am meisten. Sie leitete zur Zeit ein Team, das eine Kampagne für die National Health Care entwerfen sollte.

»Weißt du irgend etwas über dieses Meeting in der Hütte?« Colleen wußte nur, daß es gerade stattfand. »So ein Mist!« fluchte Terese und knallte den Hörer auf die Gabel.

»Gibt es ein Problem?« fragte Marsha besorgt. »Wenn Robert Barker die ganze Zeit mit Taylor da drinnen hockt, dann ist das allerdings ein Problem«, schnaubte Terese. »Dieses Arschloch läßt sich doch keine Gelegenheit entgehen, mich niederzumachen.«

Sie schnappte sich noch einmal das Telefon und wählte erneut Colleens Nummer. »Wie weit seid ihr mit der National-Health-Kampagne? Haben wir eine Zusammenstellung oder irgend etwas, das ich jetzt präsentieren kann?«

»Ich fürchte nein«, erwiderte Colleen. »Es hatte noch keiner die

zündende Idee, auf die du wartest. Ich hoffe immer noch auf den ganz großen Wurf.«

»Dann mach deinem Team mal Beine!« sagte Terese. »Ich habe den leisen Verdacht, daß man mir bei der National-Health-Kampagne am ehesten an den Karren fahren kann.«

»Wir haben bestimmt keine Däumchen gedreht«, entgegnete Colleen. »Das kann ich dir versichern.«

Terese legte auf, ohne sich zu verabschieden. Dann schnappte sie sich ihre Handtasche und stürmte über den Flur zur Damentoilette. Sie zupfte ihre dichten, blondgesträhten Locken zurecht, bis sie etwas Ordnung in ihre Mähne gebracht hatte. Dann erneuerte sie ihr Rouge und trug ein wenig Lippenstift auf. Sie trat einen Schritt zurück und betrachtete sich im Spiegel. Zum Glück hatte sie sich heute morgen für ihr Lieblingskostüm entschieden; der dunkelblaue Gabardine schmiegte sich wie eine zweite Haut an ihre zierliche Figur und ließ sie ernst und streng erscheinen.

Zufrieden mit ihrem Aussehen, eilte sie zur Tür des Konferenzraumes. Sie atmete noch einmal tief durch, griff nach dem Knauf, drehte ihn und trat ein.

»Ah, da sind Sie ja, Miss Hagen«, rief Brian Wilson und warf einen Blick auf die Uhr. Er saß am Kopfende eines grobbehauenen Holzti-sches, der in der Mitte des Raumes stand. »Wie ich sehe, gönnen Sie sich inzwischen auch schon mal ein wenig Zeit für Ihre Bankgeschäfte.«

Brian war ein ziemlich kleiner Mann mit lichtem Haar. Vergeblich versuchte er, den kahlen Fleck auf seinem Kopf zu kaschieren, indem er sich das Seitenhaar darüberkämmte. Er trug wie immer ein weißes Hemd mit Krawatte, die er ein wenig gelöst hatte, um sich so den Touch eines gestreßten Zeitungsverlegers zu geben. Um sein Journalisten-Image zu vervollständigen, hatte er die Ärmel bis über die Ellbogen aufgekrepelt und sich einen gelben Bleistift hinter das rechte Ohr geklemmt. Trotz seines boshaften Kommentars mochte und respektierte Terese Brian. Als Finanzmanager war er sehr tüchtig. »Ich war gestern nacht bis ein Uhr im Büro«, erklärte sie. »Wenn irgend jemand die Freundlichkeit besessen hätte, mir Bescheid zu sagen,

wäre ich mit Sicherheit pünktlich erschienen.«

»Wir haben die Sitzung ganz spontan einberufen«, erklärte Taylor. Entsprechend seinem Laissezfaire-Managementstil stand er in der Nähe des Fensters. Er zog es vor, wie ein olympischer Gott über seinen Mitarbeitern zu schweben, und die Halbgötter und die einfachen Sterblichen dabei zu beobachten, wie sie sich an den zu bewältigenden Problemen abarbeiteten. Taylor und Brian unterschieden sich in beinahe jeder Hinsicht voneinander. Brian war klein, Taylor war groß. Brian hatte eine Halbglatze, Taylors Haupt wurde von einem dichten, silbergrauen Haarschopf geziert. Während Brian wie ein gestreßter Zeitungs-Kolumnist auftrat und immer mit dem Rücken zur Wand zu stehen schien, verkörperte Taylor kultivierte Ruhe und Eleganz. Doch niemand zweifelte an Taylors umfassendem Verständnis für die Geschäftsangelegenheiten oder an seiner genialen Fähigkeit, allen Tag für Tag eintretenden taktischen Katastrophen und Kontroversen zum Trotz die strategischen Ziele der Firma stets im Auge zu behalten.

Terese nahm direkt gegenüber von ihrem Konkurrenten Robert Barker Platz. Er war ein großer Mann mit einem schmalen Gesicht und zusammengekniffenen Lippen. Was sein Outfit betraf, orientierte er sich an Taylor. Er trug stets elegante, dunkle Seidenanzüge und bunte Seidenkrawatten, wobei er die Krawatten zu seinem Markenzeichen gemacht hatte. Terese konnte sich nicht erinnern, daß er eine Krawatte zweimal getragen hatte. Neben Robert saß Helen Robinson. Als Terese sie sah, begann ihr Herz noch schneller zu jagen. Helen war leitende Angestellte in Roberts Abteilung und speziell für National Health zuständig. Sie war eine auffallend attraktive Frau von fünfundzwanzig Jahren mit langem, kastanienbraunem Haar. Sie hatte volle, sinnliche Gesichtszüge und einen sonnengebräunten Teint, obwohl es erst März war.

Ebenfalls am Tisch saßen Phil Atkins, der Experte für Finanzfragen, sowie Carlene Desalvo, die die Planungsabteilung leitete.

Phil war ein tadelloser und korrekter Mann; er trug wie immer einen dreiteiligen Anzug und eine Drahtgestellbrille. Carlene, eine kluge Frau mit einer etwas fülligen Figur, kleidete sich fast immer

weiß. Terese war etwas überrascht, die beiden bei dem Meeting anzutreffen.

»Wir stehen vor einem großen Problem mit der National Health«, erklärte Brian.

Terese erstarrte. Sie sah ein leises Lächeln über Roberts Gesicht huschen, das sie wütend machte. Sie wünschte sich inständig, vom Beginn der Sitzung an dabeigewesen zu sein. Sie wußte, daß Probleme mit der National Health ins Haus standen. Das Unternehmen hatte vor einem Monat eine interne Überarbeitung verlangt, was im Klartext bedeutete, daß Willow und Heath eine vollkommen neue Werbekampagne präsentieren mußten, wenn sie den Etat nicht verlieren wollten. Und jeder wußte, daß sie den Etat behalten mußten. Er war rasch auf etwa vierzig Millionen im Jahr angewachsen, und die Tendenz war noch immer steigend. Werbeaufträge für das Gesundheitswesen waren äußerst lukrativ; man hoffte, mit ihnen das Loch stopfen zu können, das die Zigarettenindustrie hinterlassen hatte.

»Vielleicht können Sie Terese kurz über den neuesten Stand der Entwicklungen informieren?« wandte sich Brian an Robert. »Ich überlasse meiner tüchtigen Assistentin Helen das Wort«, erwiderte Robert und grinste Terese herablassend an. Helen rutschte auf ihrem Stuhl nach vorn. »Wie Sie ja wissen, hat unsere letzte Kampagne der National Health nicht besonders gefallen. Gestern haben sie die neuesten Zahlen über ihre Mitgliederentwicklung erhalten - und die Ergebnisse waren alles andere als gut. Im New Yorker Stadtgebiet hat die National Health gegenüber AmeriCare weitere Marktanteile verloren. Nach dem Bau ihres neuen Krankenhauses ist das für die National Health natürlich ein schwerer Schlag.«

»Und daran soll unsere Werbekampagne schuld sein?« platzte Terese heraus. »Das ist doch völlig absurd. Sie haben unseren Sechzig-Sekunden-Spot ja nur fünfundzwanzigmal ausgestrahlt. Das hat eben nicht ausgereicht. Auf gar keinen Fall.«

»Das mag Ihre Meinung sein«, erwiderte Helen gelassen. »Bei National Health sieht man die Sache allerdings anders.«

»Ich weiß, wie toll Sie Ihre Kampagne ›Gesundheitsvorsorge für das moderne Zeitalter‹ finden«, warf Robert ein. »Und der Slogan

mag ja auch gelungen sein. Tatsache ist aber, daß die National Health seit Beginn dieser Kampagne Marktanteile verloren hat. Und die jüngsten Zahlen bestätigen diesen Trend.«

»Der Sechzig-Sekunden-Spot ist sogar für einen Clio-Preis vorgeschlagen worden«, konterte Terese. »Er ist verdammt gut und außerordentlich kreativ. Ich bin stolz darauf, daß mein Team so etwas zustande gebracht hat.«

»Das können Sie auch sein«, schaltete Brian sich ein. »Aber Robert hat das Gefühl, daß es unseren Kunden nicht interessiert, ob wir für den Spot einen Clio gewinnen. Denken Sie an die Devise der Agentur Benton und Bowles: ›Wenn sich das Produkt nicht verkauft, ist der Spot auch nicht kreativ.««

»Das ist genauso absurd«, fuhr Terese ihn an. »Die Kampagne ist absolut solide. Unsere Kundenabteilung hat es nur leider nicht geschafft, die National Health davon zu überzeugen, daß sie auch für eine angemessene Verbreitung ihrer Werbung bezahlen muß. Der Spot hätte bei einer ganzen Reihe von Lokalsendern laufen müssen, und zwar ständig!«

»Also bei allem Respekt«, ergriff Robert nun wieder das Wort, »der Kunde hätte mit Sicherheit mehr Werbezeit gekauft, wenn ihm der Spot gefallen hätte. Ich glaube nicht, daß die National Health jemals von der Idee begeistert war, die ganze Kampagne auf dem Slogan ›Die anderen gegen uns‹, altertümliche Medizin gegen moderne Medizin, aufzubauen. Der Spot war ja durchaus witzig, aber ob unser Kunde davon überzeugt war, daß die Zuschauer die altertümlichen Methoden auch wirklich mit den Konkurrenten der National Health Care assoziieren würden, also vor allem mit AmeriCare, das bleibt dahingestellt. Meine persönliche Meinung ist, daß die Message dieser Kampagne für die meisten Leute einfach zu hoch war.«

»Der springende Punkt ist doch, daß der National Health Care eine ganz spezifische Art von Werbung haben will«, meldete sich Brian zu Wort. »Erzählen Sie Terese, was Sie uns eben mitgeteilt haben.«

»Es ist ganz einfach«, fuhr Robert fort und gestikulierte wild mit den Händen. »Sie wollen entweder ›sprechende Menschen‹ sehen, ganz normale Patienten, die von ihren Erfahrungen berichten, oder

alternativ einen berühmten Fürsprecher. Ob ihre Werbung einen Clio oder irgendeinen anderen Preis gewinnt, ist denen vollkommen egal. Sie wollen Marktanteile, und genau die will ich ihnen verschaffen.«

»Höre ich da etwa durch, daß Willow and Heath ihren kreativen Erfolgen den Rücken kehren und ein rein kommerzieller Laden werden wollen?« fragte Terese. »Wir sind kurz davor, uns als richtig große Agentur zu etablieren. Und wie sind wir da wohl hingekommen? Natürlich durch Qualitäts-Werbung. Wir haben die Tradition von Doyle-Dane-Bernback fortgesetzt. Wenn wir anfangen, uns von unseren Kunden die Produktion von rührseligem Kitsch diktieren zu lassen, dann sind wir zum Scheitern verurteilt.«

»Nun mal mit der Ruhe«, schaltete Taylor sich ein. »Was ich da höre, spiegelt genau den klassischen Konflikt zwischen der Kundenbetreuung und den Creatives wider. Glauben Sie etwa, Robert, Terese wäre ein selbstsüchtiges Kind, das darauf erpicht ist, den Kunden zu verärgern? Und Sie, Terese, glauben Sie, Robert wäre ein so kurz-sichtiger Pragmatiker, daß er das Kind mit dem Bade ausschütten will? Das Problem ist doch, daß Sie beide im Recht und beide im Unrecht sind. Sie müssen sich gegenseitig von Nutzen sein, Sie müssen sich als ein Team begreifen! Hören Sie auf zu streiten, und versuchen Sie das Problem zu lösen!«

Für einen Augenblick herrschte Ruhe. Zeus hatte die Stimme erhoben, und wie immer fühlte jeder sich angesprochen. »Okay«, sagte Brian schließlich. »Zum aktuellen Sachverhalt: Die National Health ist im Hinblick auf unsere langfristige Stabilität ein wichtiger Kunde. Vor gut einem Monat haben sie uns um die Überarbeitung unserer Kampagne gebeten, womit wir erst in ein paar Monaten gerechnet hatten. Jetzt wollen sie nächste Woche Fakten sehen.«

»Nächste Woche!« rief Teresa entsetzt. Es dauerte Monate, eine neue Kampagne zu entwickeln und präsentationsreif zu machen. »Ich weiß, daß unsere kreativen Mitarbeiter durch diesen Termin stark unter Druck gesetzt werden«, sagte Brian. »Aber die National Health hat nun mal das Sagen. Und wenn ihnen unser Angebot nicht gefällt, werden sie sich einfach eine andere Agentur suchen, und ich muß Sie wohl nicht daran erinnern, daß die großen Gesundheitsversorgungs-

Konzerne für die Werbebranche die Dukatenesel des nächsten Jahrzehnts sein werden. Alle Agenturen reißen sich um sie.«

»Als Finanzexperte sollte ich Ihnen vielleicht einfach mal vor Augen führen, was der Verlust der National Health, für unsere Bilanz bedeuten würde«, meldete sich Phil Atkins zu Wort. »Die vorgesehene Umstrukturierung unserer Firma müßten wir auf jeden Fall erst mal auf Eis legen, da wir nicht einmal genügend Mittel hätten, um unsere dann wertlosen Obligationen zurückzukaufen.«

»Wir dürfen den Kunden auf keinen Fall verlieren«, stellte Brian klar.

»Ich weiß allerdings nicht, ob es möglich ist, schon in der nächsten Woche eine neue Kampagne zu präsentieren«, gab Terese zu bedenken.

»Können Sie uns denn schon irgend etwas zeigen?« fragte Brian. Terese schüttelte den Kopf.

»Aber irgend etwas müssen Sie doch haben«, drängte Robert. »Ich nehme doch an, daß eines von ihren Teams daran arbeitet.« Seine Mundwinkel verzogen sich wieder zu einem hämischen Grinsen.

»Natürlich arbeitet ein Team an der National-Health-Kampagne«, erwiderte Terese. »Aber uns fehlt noch die zündende Idee. Wir sind schließlich davon ausgegangen, daß wir noch etliche Monate Zeit haben würden.«

»Vielleicht sollten Sie noch ein paar Leute mehr auf die Kampagne ansetzen«, schlug Brian vor. »Aber das überlasse ich Ihnen.« An den Rest der Gruppe gewandt, sagte er: »Die Sitzung ist damit verschoben, bis unser Creative Team etwas vorzuweisen hat.« Dann stand er auf; alle anderen folgten ihm. Benommen taumelte Terese aus dem Konferenzraum und ging die Treppe hinunter in das Hauptatelier der Agentur. Willow and Heath hatten mit einem Trend gebrochen, der vor allem während der siebziger und achtziger Jahre vorgeherrscht hatte. Damals hatten die New Yorker Werbeagenturen sich vor allem in eleganten Stadtteilen wie TriBeCa und Chelsea angesiedelt. Willow and Heath hingegen waren an den traditionellen Tummelplatz der Agenturen, an die Madison Avenue, zurückgekehrt und hatten dort etliche Etagen eines nicht übermäßig großen Gebäudes gemietet.

Terese entdeckte Colleen an ihrem Zeichentisch. »Was ist los?« fragte Colleen. »Du bist ja ganz blaß.«

»Es gibt Ärger«, erwiderte Terese.

Colleen war die erste Mitarbeiterin gewesen, die Terese eingestellt hatte. Sie kamen nicht nur beruflich, sondern auch privat sehr gut miteinander aus. Colleen hatte rotblondes Haar und war sehr hellhäutig; ein paar lustige Sommersprossen zierten ihre Stupsnase. Sie hatte tiefblaue Augen, die noch intensiver strahlten als die von Terese. Am liebsten trug sie übergroße Sweatshirts, die ihre beneidenswerte Figur auf wundersame Weise nicht verbargen, sondern noch betonten. »Laß mich raten«, sagte Colleen. »Hat die National Health den Termin für die Präsentation vorgezogen?«

»Woher weißt du das?«

»Intuition«, sagte Colleen. »Als du von Ärger gesprochen hast, war das das Schlimmste, was mir eingefallen ist.«

»In der Robert-and-Helen-News-Show haben sie berichtet, daß die National Health trotz unserer Kampagne weitere Marktanteile an AmeriCare verloren hat.«

»So ein Mist!« fluchte Colleen. »Dabei ist die Kampagne so gut! Unser Sechzig-Sekunden-Spot ist einfach klasse!«

»Du weißt das, und ich weiß das«, erwiderte Terese. »Das Problem ist nur, daß sie den Spot nicht oft genug gesendet haben. Ich habe den Verdacht, daß Helen uns in den Rücken gefallen ist und der National Health ausgedet hat, den Werbespot - so wie es ursprünglich vorgesehen war - zweihundert- bis dreihundertmal einzusetzen. Damit hätte man genau den richtigen Sättigungsgrad erreicht, und der Spot wäre erfolgreich gewesen.«

»Hast du mir nicht erzählt, daß du alle Register ziehen wolltest, um der National Health zu höheren Marktanteilen zu verhelfen?« fragte Colleen.

»Ja, und das habe ich auch getan«, erwiderte Terese. »Ich habe mich angestrengt wie noch nie. Und es ist der beste Sechzig-Sekunden-Spot, den ich je gemacht habe! Das hast auch du mir versichert!«

Terese rieb sich die Stirn. Sie spürte, daß sie Kopfschmerzen be-

kommen würde. In ihren Schläfen hämmerte noch immer der Puls.

»Jetzt rück schon raus mit der schlechten Nachricht«, drängte Colleen, legte ihren Bleistift beiseite und drehte sich zu Terese um. »Welchen Termin haben sie gesetzt?«

»National Health erwartet, daß wir ihnen nächste Woche eine neue Kampagne präsentieren.«

»Nein!« rief Colleen entsetzt. »Was haben wir denn schon?«

»Nicht viel.«

»Du mußt doch irgendwelche Vorlagen oder Entwürfe haben«, drängte Terese. »Ich habe mich in der letzten Zeit nicht intensiver um dich kümmern können, weil mir bei drei anderen Kunden Termine im Nacken saßen. Aber du arbeitest doch schon seit fast einem Monat an der neuen Kampagne.«

»Wir haben eine Strategiesitzung nach der anderen gehabt«, erklärte Colleen. »Jede Menge Brainstormings, aber keine richtig gute Idee. Ich weiß ja in etwa, wonach du suchst.«

»Okay, dann zeig mir, was du hast«, sagte Terese. »Es ist mir egal, wie bruchstückhaft oder unfertig eure Arbeit ist. Ich will sehen, was das Team bisher zustande gebracht hat - und zwar noch heute.«

»Wie du willst«, erwiderte Colleen ohne jede Begeisterung. »Ich sag' meinen Leuten Bescheid.«

3. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 11.15 Uhr

Susanne Hard haßte Krankenhäuser. Als Kind war sie oft wegen einer seitlichen Verbiegung ihrer Wirbelsäule stationär behandelt worden. Seitdem machten alle Krankenhäuser sie nervös. Sie haßte das Gefühl, die Kontrolle über ihr Leben anderen zu überlassen, und genauso wenig konnte sie es leiden, von Kranken und Sterbenden umgeben zu sein. Susanne glaubte fest an das Sprichwort ›Wenn etwas schiefgehen kann, dann geht es auch schief‹. Vor allem im Hinblick auf Krankenhäuser. So war sie bei ihrer letzten Einlieferung wie aus heiterem Himmel in die Urologie gekarrt worden, wo man im Begriff gewesen war, sie einer fürchterlichen Prozedur zu unterziehen, und es hatte sie einige Anstrengung gekostet, einen zögerlichen Krankenhausmitarbeiter zu überreden, er möge doch bitte einmal den Namen an ihrem Handgelenk überprüfen. Er hatte natürlich die falsche Patientin erwischt. Diesmal war Susanne nicht wegen einer Krankheit eingeliefert worden. In der vergangenen Nacht hatten ihre Wehen eingesetzt; sie war zum zweitenmal schwanger. Und da auch ihr Becken deformiert war, konnte sie nicht auf normalem Wege gebären. Das Kind hatte genau wie das erste mit Hilfe eines Kaiserschnitts auf die Welt geholt werden müssen. Da sie operiert worden war, hatte ihr Arzt darauf bestanden, sie wenigstens für ein paar Tage im Krankenhaus zu behalten, obwohl sie sich gehörig gesträubt hatte.

Sie versuchte sich ein wenig zu entspannen, indem sie sich ausmalte, wie das Baby sich wohl entwickeln würde. Würde es seinem Bruder Allen ähneln? Der war als Baby einfach hinreißend gewesen und hatte fast vom ersten Tag an nachts durchgeschlafen. Inzwischen war er drei und wurde zusehends selbständiger.

Deshalb freute Susanne sich riesig auf das Baby. Sie ging voll und ganz in ihrer Mutterrolle auf.

Plötzlich schreckte sie hoch. Überrascht stellte sie fest, daß sie wohl eingenickt war. Eine Schwester hatte an den Infusionsflaschen her-

umhantiert, die am Kopfende ihres Bettes an einem Ständer hingen; davon war sie aufgewacht. »Was machen Sie da?« fragte Susanne. Sie konnte es nicht ertragen, wenn jemand etwas tat, worüber sie nicht informiert war. »Tut mir leid, daß ich Sie geweckt habe, Mrs. Hard. Ich habe nur eine neue Infusionsflasche angebracht. Die alte war fast leer.« Susanne musterte den Schlauch, der sich bis zur Rückseite ihrer Hand hinunterschlingelte. Als erfahrene Krankenhauspatientin fragte sie, ob es nicht eigentlich an der Zeit sei, den Schlauch zu entfernen.

»Ich kann mich ja mal erkundigen«, bot die Schwester an und verließ das Zimmer.

Susanne streckte ihren Kopf nach hinten, um die Aufschrift auf der Infusionsflasche zu lesen, doch die Flasche hing nach unten, und die Schrift stand auf dem Kopf. Den Versuch, sich auf die Seite zu drehen, brach sie schnell wieder ab, als ein stechender Schmerz sie an ihre frische Wunde erinnerte. Vorsichtig atmete sie ein. Das bereitete ihr keine Schmerzen, nur ganz zum Schluß verspürte sie einen leichten Schmerz. Sie schloß die Augen und bemühte sich, ruhiger zu werden. Sie wußte, daß ihr Körper noch unter dem Einfluß der Medikamente stand, die sie während der Anästhesie bekommen hatte; deshalb hätte sie eigentlich ohne Probleme schlafen können müssen. Doch angesichts der vielen Menschen, die in ihrem Zimmer ein- und ausgingen, war sie sich gar nicht so sicher, ob sie überhaupt schlafen wollte. Plötzlich wurde sie von leise aneinanderklappernden Plastikteilen hochgeschreckt. Sie öffnete die Augen und sah neben der Kommode einen Hilfspfleger stehen. »Entschuldigen Sie bitte«, sprach sie ihn an. Der Mann drehte sich um. Er sah ziemlich gut aus und trug über seiner Dienstkleidung einen weißen Kittel. Auf die Entfernung konnte Susanne sein Namensschildchen nicht entziffern. Er schien ziemlich überrascht, daß er angesprochen wurde. »Hoffentlich habe ich Sie nicht gestört«, sagte er.

»Jeder stört mich«, klagte Susanne, ohne es böse zu meinen. »Ich komme mir hier langsam vor wie in der Grand Central Station.«

»Es tut mir wirklich leid«, stammelte der Mann. »Ich kann auch später wiederkommen, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Was tun Sie da überhaupt?«

»Ich fülle nur Ihren Luftbefeuchter auf.«

»Wozu in aller Welt brauche ich denn einen Luftbefeuchter? Nach meinem letzten Kaiserschnitt habe ich auch keinen gehabt.«

»In dieser Jahreszeit verordnen die Anästhesisten häufig so ein Gerät«, erklärte der Mann. »Viele Patienten leiden nach der Operation unter Halsschmerzen, die von dem Endotrachealtubus herrühren, der während der Narkose in die Luftröhre geschoben wird. Meistens hilft es dann, wenn man am ersten Tag nach der Operation - oder auch nur während der ersten Stunden - für ausreichend Luftfeuchtigkeit sorgt. Soll ich lieber später wiederkommen?«

»Tun Sie, was Sie zu tun haben«, entgegnete Susanne. Kaum war der Mann verschwunden, stand die Krankenschwester wieder im Zimmer. »Sie hatten recht«, sagte sie. »Die Anweisung lautete tatsächlich, den Infusionsschlauch herauszunehmen, als die Flasche durchgelaufen war.« Susanne nickte nur. Am liebsten hätte sie die Schwester gefragt, ob sie die Anweisungen der Ärzte öfter mißachtete. Sie seufzte. Eigentlich wollte sie nur nach Hause. Als die Injektionsnadel entfernt war, beruhigte sie sich und döste wieder ein. Doch ihr schien keine Ruhe vergönnt zu sein. Jemand stupste sie am Arm. Susanne öffnete die Augen und blickte in das lächelnde Gesicht einer anderen Krankenschwester. In der Hand hielt sie eine Fünf-Milliliter-Spritze.

»Ich habe hier etwas für Sie«, flötete sie, als wäre Susanne ein Kleinkind, dem sie nicht eine Spritze, sondern ein Bonbon hinhielt.

»Was ist das?« wollte Susanne wissen und rollte sich instinktiv auf die Seite.

»Das Schmerzmittel, nach dem Sie verlangt haben«, erwiderte die Schwester. »Legen Sie sich bitte ganz auf die Seite, damit ich Ihnen die Spritze geben kann.«

»Ich habe nicht nach einem Schmerzmittel verlangt.«

»Aber natürlich haben Sie das«, insistierte die Schwester. »Nein, das habe ich auf keinen Fall.«

Von einer Sekunde auf die andere verfinsterte sich der Gesichtsausdruck der Krankenschwester. »Dann ist es eben eine Anwei-

sung Ihres Arztes. Jedenfalls sollen Sie alle sechs Stunden eine Spritze gegen Schmerzen bekommen.«

»Aber ich habe kaum Schmerzen«, warf Susanne ein. »Nur wenn ich mich bewege oder ganz tief einatme.«

»Da sehen Sie's«, sagte die Schwester. »Sie müssen tief einatmen, sonst haben Sie bald eine Lungenentzündung. Kommen Sie schon, drehen Sie sich um!«

Susanne überlegte kurz. Eigentlich wollte sie sich gegen die Spritze wehren, andererseits mochte sie es, wenn man sich um sie kümmerte. Und gegen ein Schmerzmittel war ja nicht viel einzuwenden. Vielleicht konnte sie danach sogar endlich mal richtig schlafen.

»Okay«, sagte sie und rollte sich mit zusammengebissenen Zähnen auf die Seite.

4. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 14.05 Uhr

Du weißt genau, daß Laurie recht hat«, sagte Chet McGovern. Chet und Jack aßen in ihrem engen Büro im vierten Stock des Gerichtsmedizinischen Instituts. Sie hatten beide die Füße auf ihre grauen Metallschreibtische gelegt. Die für diesen Tag angesetzten Autopsien waren erledigt. Sie hatten zu Mittag gegessen und mußten sich nun der Schreibarbeit widmen.

»Natürlich hat sie recht«, gab Jack zu.

»Wenn du das weißt - warum provozierst du Calvin dann trotzdem? Das ist doch irrational. Du tust dir damit bestimmt keinen Gefallen. Wenn du weiter den Dickkopf spielst, kommst du in diesem System nie nach oben.«

»Ich will auch gar nicht nach oben kommen«, stellte Jack klar. »Sag das noch mal!« rief Chet. Wer in der Hierarchie des riesigen Medizinbetriebs nicht aufsteigen wollte, galt zwangsläufig als Sonderling.

Jack ließ seine Füße auf den Boden plumpsen, stand auf, streckte sich und gähnte laut. Mit seinen ein Meter dreiundachtzig wirkte er recht kräftig; man sah ihm an, daß er regelmäßig Sport trieb. Wenn er zu lange am Autopsietisch stand oder am Schreibtisch hockte, hatte er immer das Gefühl, seine Muskeln verkrampften sich, vor allem betraf das seinen Musculus quadriceps. »Ich bin ganz froh, daß ich nur ein kleiner Leichenaufschlitzer bin«, sagte er und ließ seine Fingerknöchel knacken. »Willst du etwa nicht so schnell wie möglich offiziell zugelassener Pathologe werden?« fragte Chet überrascht. »Doch, natürlich will ich die Zulassung haben«, erwiderte Jack. »Das ist etwas anderes. Die offizielle Zulassung würde mich ja persönlich weiterbringen. Was mich aber nicht die Bohne interessiert, ist Supervisor-Funktionen zu übernehmen. Ich will als Gerichtsmediziner arbeiten. Jede Art von Bürokratie und Papierkrieg ist mir zuwider.«

»Junge, Junge.« Chet ließ ebenfalls seine Füße auf den Boden

plumpsen. »Jedesmal wenn ich mir einbilde, dich ein bißchen zu kennen, kommst du mit einer neuen Überraschung. Jetzt teilen wir schon seit fast fünf Monaten dieses Büro, und du bist für mich immer noch ein unbeschriebenes Blatt. Ich weiß nicht einmal, wo du überhaupt wohnst.«

»Als ob dich das interessieren würde«, stichelte Jack. »Jetzt sag schon«, drängelte Chet. »Du weißt genau, was ich meine.«

»Ich wohne auf der Upper West Side«, erwiderte Jack. »Das ist kein Geheimnis.«

»In der Höhe der Siebziger?«

»Ein bißchen höher.«

»Achtziger?«

»Noch höher.«

»Du willst mir doch wohl nicht weismachen, daß du oberhalb der Neunzigsten wohnst?« fragte Chet.

»Ein bißchen schon«, gestand Jack. »Ich wohne in der 106th Street.«

»Dann wohnst du ja in Harlem.«

Jack zuckte mit den Achseln, setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und beugte sich über einen der unerledigten Fälle. »Was ist schon dabei?«

»Warum, um alles in der Welt? Es gibt in New York so viele schöne Ecken. Auch außerhalb der Stadt läßt sich's gut leben. In Harlem - da oben muß es doch ziemlich gefährlich sein.«

»Ich seh' das anders«, entgegnete Jack. »Dort gibt es jede Menge Sportplätze, und ein besonders guter ist gleich bei mir nebenan. Ich bin doch ein Basketball-Freak.«

»Jetzt ist mir endgültig klar, daß du verrückt sein muß«, sagte Chet. »Die Spielfelder und diese wild zusammengewürfelten Straßenmannschaften sind doch alle von Gangs kontrolliert. Du mußt es wirklich darauf anlegen, möglichst schnell in den Himmel zu kommen. Ich fürchte, du wirst ziemlich bald auf einem unserer Tische liegen - auch ohne deine haarsträubenden Mountainbike-Touren.«

»Ich habe noch nie Probleme gehabt«, wandte Jack ein. »Immerhin habe ich die neuen Rückwände und die Beleuchtung gestellt, und die

Bälle gehen auch auf meine Rechnung. Die Gang in meinem Viertel weiß das durchaus zu schätzen; sie behandeln mich sogar ziemlich rücksichtsvoll.«

Chet musterte seinen Kollegen nicht ganz ohne Ehrfurcht. Er versuchte sich vorzustellen, wie Jack mitten im schwarzen Harlem auf einem Basketballfeld hin- und herrannte. Bestimmt stach er aufgrund seines Aussehens hervor; er hatte hellbraunes Haar und einen komischen, etwas zotteligen Julius-Caesar-Schnitt. »Was hast du eigentlich gemacht, bevor du Medizin studiert hast?« fragte er.

»Ich bin aufs College gegangen«, erwiderte Jack. »Wie wohl die meisten, die später die Uni besuchen. Oder bist du etwa nicht auf einem College gewesen?«

»Natürlich war ich auf dem College«, erwiderte Chet. »Calvin hat recht: Du bist ein richtiger Klugscheißer. Du weißt genau, worauf ich hinaus will. Mit deiner Pathologenausbildung bist du doch gerade erst fertig geworden - also was hast du in der Zwischenzeit gemacht?« Er hatte diese Frage schon seit Monaten stellen wollen, doch bisher hatte sich nie eine passende Gelegenheit ergeben.

»Ich war Augenarzt«, erwiderte Jack. »Ich hatte sogar eine eigene Praxis, draußen in Champaign, Illinois. Damals war ich ein ganz konventioneller, spießiger Vorstädtler.«

»Klar«, amüsierte ich Chet. »Und ich war ein buddhistischer Mönch. Daß du mal Augenarzt warst, kann ich mir ja noch vorstellen. Immerhin habe ich jahrelang in der Notaufnahme gearbeitet - bis mir endlich ein Licht aufgegangen ist. Aber du und spießig? Das ist völlig ausgeschlossen.«

»Glaub mir, es ist wahr«, insistierte Jack. »Ich hieß damals John und nicht Jack. Du hättest mich nicht wiedererkannt. Ich war viel schwerer. Außerdem hatte ich viel längeres Haar; ich hatte einen Seitenscheitel, so wie zu High-School-Zeiten. Und am liebsten habe ich karierte Anzüge getragen.«

»Und was ist dann passiert?« fragte Chet, ungläubig Jacks schwarze Jeans, das blaue Sporthemd und die dunkelblaue Wollkrawatte mustern.

Als plötzlich jemand an den Türrahmen klopfte, brach die Unterhal-

tung ab. Sie drehten sich um und sahen Agnes Finn, die Leiterin des Mikrobiologie-Labors, in der Tür stehen. Agnes war eine kleine, ernsthafte Frau mit widerspenstigem Haar und dicken Brillengläsern.

»Ich habe eine kleine Überraschung für Sie«, sagte sie zu Jack, wedelte triumphierend mit einem Blatt Papier, blieb aber im Türrahmen stehen. Ihr etwas mürrischer Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

»Wollen Sie uns raten lassen oder was?« Jack platzte fast vor Neugier, denn normalerweise pflegte Agnes die Laborergebnisse nicht persönlich zu überbringen.

Agnes schob sich die Brille etwas höher auf die Nase und reichte Jack das Blatt. »Der Immunofluoreszenztest, den Sie für Nodelman angefordert hatten.«

»Hab' ich's nicht gesagt?« triumphtierte Jack, nachdem er die Ergebnisse studiert hatte. Er reichte das Blatt an Chet weiter. Der warf einen Blick auf das Papier. Dann sprang er plötzlich auf. »Ach du heilige Scheiße!« schrie er. »Nodelman hat tatsächlich die verfluchte Pest gehabt!«

»Das Ergebnis hat uns ziemlich überrascht«, sagte Agnes in ihrem normalen, monotonen Tonfall. »Wollen Sie, daß wir weitere Tests vornehmen?«

Jack dachte kurz nach und kniff sich dabei immer wieder in die Unterlippe. »Lassen Sie uns versuchen, Kulturen von einigen der sich noch im Anfangsstadium befindlichen Abszesse anzuzüchten«, schlug er vor. Außerdem sollten wir ein paar von den üblichen Kontrastfärbungen vornehmen. Was wird bei Pest empfohlen?«

»Die Giemsa- oder Wayson-Färbung«, erwiderte Agnes. »Mit Hilfe dieser Verfahren ist es normalerweise möglich, die typisch doppelpolige ›Sicherheitsnadel‹-Morphologie der Pestbakterien zu erkennen.«

»Gut, machen Sie das«, ordnete Jack an. »Vor allem muß es uns natürlich gelingen, den Krankheitserreger anzuzüchten. Solange wir das nicht geschafft haben, können wir lediglich vermuten, daß wir es mit der Pest zu tun haben.«

»In Ordnung«, sagte Agnes und wollte schon davonstürmen, doch Jack hielt sie zurück.

»Ich nehme an, Sie wissen, daß Sie äußerst vorsichtig sein müs-

sen«, warnte er seine Kollegin.

»Natürlich. Wir haben eine Schutzmaske der Laborsicherheitsstufe drei, und die werde ich auch benutzen.«

»Das ist ja schier unglaublich«, entfuhr es Chet, als sie wieder allein waren. »Woher, zum Teufel, hast du das gewußt?«

»Ich war mir gar nicht sicher«, erwiderte Jack. »Aber Calvin hat mich ja regelrecht gezwungen, eine Diagnose zu stellen. Um ehrlich zu sein - eigentlich sollte es eher ein Witz sein. Natürlich haben alle Anzeichen darauf hingedeutet, aber ich habe nicht im Traum damit gerechnet, daß ich wirklich recht haben könnte. Da dies nun offensichtlich doch der Fall ist, ist die Sache gar nicht mehr so spaßig. Der einzige positive Aspekt ist, daß ich von Calvin zehn Dollar kriege.«

»Dafür wird er ewig einen Haß auf dich haben«, bemerkte Chet. »Das ist meine geringste Sorge«, erwiderte Jack. »Ich bin völlig sprachlos. Ein Fall von Lungenpest. Und das im März in New York City. Und angeblich hat das Opfer sich den Erreger in einem Krankenhaus eingefangen! Das kann natürlich nicht stimmen, es sei denn, im Manhattan General Hospital haust eine Horde von infizierten, flohbefallenen Ratten. Nodelman muß Kontakt zu irgendeinem infizierten Tier gehabt haben. Ich schätze, er ist vor kurzem von irgendeiner Fernreise zurückgekehrt.« Jack griff nach dem Telefonhörer. »Wen rufst du an?« fragte Chet.

»Bingham natürlich«, erwiderte Jack, während er die Nummer in die Tastatur hackte. »Es muß sofort etwas unternommen werden. Dies ist eine verdammt heiße Kartoffel - und ich will sie so schnell wie möglich loswerden.«

Mrs. Sanford teilte Jack mit, Dr. Bingham sei im Rathaus und werde auch den ganzen Tag dort bleiben. Er habe sie ausdrücklich angewiesen, ihn auf keinen Fall zu stören, da er mit dem Bürgermeister wichtige Dinge zu besprechen habe. »So viel zu unserem Chef«, bemerkte Jack und wählte sofort die Nummer von Calvin. Doch auch bei ihm hatte er kein Glück. Calvins Sekretärin teilte mit, ihr Chef sei wegen eines Krankheitsfalls in der Familie frühzeitig nach Hause gegangen. Jack legte auf und trommelte mit den Fingern auf der Arbeitsfläche seines Schreibtisches. »Wir niederen Knechte sind auf

uns selbst gestellt«, sagte er. Plötzlich rollte er schwungvoll mit seinem Stuhl zurück, sprang auf und stürmte zur Tür. Chet sprang ebenfalls auf und folgte ihm. »Wo willst du hin?«

»Nach unten«, erwiderte Jack. »Ich will mit Bart Arnold sprechen.« Er stand vor dem Fahrstuhl und drückte den Knopf. »Ich brauche mehr Informationen. Irgend jemand muß herausfinden, wo der Pestfall seinen Ursprung hat, sonst wird in dieser Stadt bald ganz schön was los sein.«

»Solltest du nicht lieber auf Bingham warten?« versuchte Chet ihn aufzuhalten. »Diese Entschlossenheit in deinen Augen beunruhigt mich.«

»Ich wußte gar nicht, daß ich so leicht zu durchschauen bin«, erwiderte Jack und lachte. »Es stimmt. Der Fall hat mich neugierig gemacht. Ich muß wissen, was es damit auf sich hat.« Die Fahrstuhltür glitt auf, und Jack trat hinein. Chet stellte sich in die offene Tür. »Jack, tu mir einen Gefallen, und sei vorsichtig! Ich bin gern mit dir in einem Büro. Paß auf, daß du niemandem auf die Füße trittst!«

»Ich?« fragte Jack. »Ich bin doch die Diplomatie in Person.«

»Dann bin ich Moammar Al Gaddhafi«, erwiderte Chet und gab die Tür frei.

Jack war wirklich aufgedreht und guter Dinge. Er mußte sogar lächeln, als er sich in Erinnerung rief, wie er Laurie erzählt hatte, daß er hoffe, Nodelman sei an einer Krankheit gestorben, die das Krankenhaus und damit AmeriCare ernsthaft in die Bredouille bringen werde. Dabei hatte er an die Legionärskrankheit oder so etwas gedacht. Die Pest war natürlich noch zehnmal besser. Jetzt konnte er nicht nur AmeriCare einen dicken Skandal anhängen - zusätzlich würde er noch das Vergnügen haben, sich seine zehn Dollar von Calvin abzuholen. Im Erdgeschoß stieg er aus und steuerte direkt auf das Büro von Bart Arnold zu. Bart war der leitende Pathologie-Assistent. Zum Glück saß er an seinem Schreibtisch.

»Wir haben heute eine vorläufige Pestdiagnose gestellt«, begann Jack. »Ich muß sofort mit Janice Jaeger sprechen.«

»Aber sie wird jetzt schlafen«, entgegnete Bart. »Kann das nicht warten?«

»Nein.«

»Wissen Bingham oder Calvin Bescheid?«

»Sie sind beide nicht im Haus, und keiner weiß, wann sie zurückkommen.«

Bart zögerte einen Augenblick, dann kramte er die Nummer von Janice hervor und rief sie an. Er entschuldigte sich für die Störung, erklärte ihr, Dr. Stapleton wolle sie sprechen, und reichte Jack den Hörer.

Jack berichtete ihr von den Ergebnissen im Falle Nodelman. Schlagartig war jede Schläfrigkeit aus Janice' Stimme verschwunden.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Haben Sie in den Krankenhausunterlagen irgendeinen Hinweis darauf entdeckt, daß der Patient eine Reise unternommen hatte?«

»Nicht daß ich mich erinnere.«

»Irgendein Hinweis auf Kontakt zu Haustieren oder freilebenden Tieren?«

»Nein, nichts dergleichen«, antwortete Janice. »Aber ich kann heute abend noch mal im Manhattan General vorbeischaun. Diese Fragen sind nämlich nie explizit gestellt worden.« Jack bedankte sich und versicherte Janice, daß er sich selbst darum kümmern werde. Dann drückt er Bart den Hörer in die Hand und eilte zurück in sein Büro.

Chet sah von seinen Unterlagen auf. »Hast du irgend etwas herausgefunden?«

»Rein gar nichts.« Jack nahm sich sofort Nodelmans Akte vor. Er blätterte sie schnell durch, bis er den vollständig ausgefüllten Identifikationsvermerk gefunden hatte. Auf dieser Seite waren die Telefonnummern der nächsten Verwandten notiert. Jack wählte die Nummer von Nodelmans Frau. Es war ein Anschluß in der Bronx.

Beim zweiten Klingeln hob Mrs. Nodelman ab. »Hier spricht Dr. Stapleton«, sagte Jack. »Ich bin Gerichtsmediziner, und ich bin bei der Stadt New York angestellt.« Und dann mußte er erst einmal die Rolle eines Gerichtsmediziners erklären, denn auch die alte Bezeichnung ›Coroner‹, wie die Untersuchungsbeamten früher genannt wor-

den waren, sagte Mrs. Nodelman nichts. »Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen«, erklärte er, als Mrs. Nodelman endlich verstanden hatte, wer er war.

»Es kam so plötzlich«, schluchzte Mrs. Nodelman. »Er hatte zwar Diabetes, aber daß er so plötzlich sterben würde - damit hatte doch niemand gerechnet.«

»Es tut mir sehr leid für Sie«, sagte Jack. »Könnten Sie mir vielleicht trotzdem sagen, ob Ihr Mann in letzter Zeit eine Reise unternommen hat?«

»Vor ungefähr einer Woche war er in New Jersey«, erwiderte Mrs. Nodelman. Jack hörte, wie sie sich schneuzte. »Ich hatte eigentlich an weiter entfernte Ziele gedacht«, sagte Jack. »Zum Beispiel an eine Reise in den Südwesten oder vielleicht nach Indien.«

»Er ist jeden Tag nach Manhattan gefahren, mehr nicht«, erwiderte Mrs. Nodelman.

»Hatten Sie vielleicht Besuch aus einem exotischen Land?« fragte Jack.

»Donalds Tante war im Dezember bei uns.«

»Und woher kommt sie?«

»Aus Queens.«

»Queens«, wiederholte Jack. »Das ist auch nicht gerade das, woran ich denke. Hatte Ihr Mann Kontakt zu freilebenden Tieren? Zum Beispiel zu Kaninchen?«

»Nein«, erwiderte Mrs. Nodelman. »Donald konnte Kaninchen nicht ausstehen.«

»Haben Sie Haustiere?«

»Eine Katze«, antwortete sie.

»Ist die Katze krank? Oder hat die Katze irgendwelche Nagetiere mit nach Hause gebracht?«

»Der Katze geht es prima«, erwiderte Mrs. Nodelman. »Außerdem ist sie eine Hauskatze. Sie geht nie nach draußen.«

»Wie steht es mit Ratten?« bohrte Jack weiter. »Sehen Sie in der Nähe Ihres Hauses manchmal welche? Haben Sie in letzter Zeit tote Ratten entdeckt?«

»Wir haben keine Ratten«, antwortete Mrs. Nodelman empört.

»Wir leben in einem schönen und sauberen Apartment.« Jack überlegte, was er die Frau noch fragen könnte, doch im Augenblick fiel ihm nichts mehr ein. »Mrs. Nodelman«, fuhr er fort. »Sie waren sehr freundlich. Ich stelle Ihnen all diese Fragen, weil wir Grund zu der Annahme haben, daß Ihr Mann an einer gefährlichen Infektionskrankheit gestorben ist. Wir glauben, daß er die Pest hatte.«

Am anderen Ende der Leitung entstand eine kurze Pause. »Meinen Sie die Beulenpest, die vor ein paar hundert Jahren in Europa grassierte?« fragte Mrs. Nodelman schließlich. »Etwas Ähnliches«, erwiderte Jack. »Es gibt zwei klinische Varianten der Pest, die Beulenpest und die Lungenpest. Ihr Mann hat sich wahrscheinlich mit der Lungenpest infiziert, der ansteckenderen Variante. Ich möchte Ihnen deshalb empfehlen, Ihren Arzt aufzusuchen und ihn zu informieren, daß Sie womöglich mit Pestbakterien in Berührung gekommen sind. Ich bin sicher, daß er Ihnen vorbeugend Antibiotika verschreiben wird. Außerdem rate ich Ihnen, mit Ihrer Katze zum Tierarzt zu gehen und ihm das gleiche zu erzählen.«

»Ist es so ernst?«

»Es ist sogar sehr ernst«, erwiderte Jack. Für den Fall, daß sie noch Fragen haben sollte, gab er ihr seine Telefonnummer. Außerdem bat er sie, ihn anzurufen, falls der Tierarzt an der Katze etwas Verdächtiges feststellen sollte.

Jack legte auf und wandte sich an Chet. »Es wird immer mysteriöser.« Nach einer Pause fügte er gut gelaunt hinzu: »Diese Geschichte wird AmeriCare nicht so leicht verdauen, das verspreche ich dir.«

»Jetzt hast du wieder diesen Gesichtsausdruck, der mir einen Schauer über den Rücken jagt.« Jack lachte, stand auf und ging zur Tür. »Wo gehst du hin?«

»Ich erzähle Laurie Montgomery, was los ist. Sie ist heute unsere Vorgesetzte und sollte wohl Bescheid wissen.« Ein paar Minuten später war er zurück. »Was hat sie gesagt?« fragte Chet.

»Sie war genauso geschockt wie wir.« Jack nahm das Telefonbuch zur Hand, setzte sich und suchte die Seite mit den zahlreichen Nummern der Stadtverwaltung. »Will sie, daß du irgend etwas unternimmst?« wollte Chet wissen.

»Nein«, antwortete Jack. »Sie meint, ich soll erst einmal nichts unternehmen und warten, bis Bingham informiert ist. Sie hat ebenfalls versucht, unseren berühmten Chef zu erreichen, aber der hockt immer noch mit dem Bürgermeister zusammen und ist für niemanden zu sprechen.« Jack nahm den Hörer ab und wählte. »Wen rufst du an?« fragte Chet.

»Patricia Markham, die Gesundheitsbeauftragte. Ich will lieber nicht länger warten.«

»Bist du verrückt!« rief Chet und verdrehte die Augen. »Das solltest du Bingham überlassen! Immerhin ist sie seine Chefin, und du willst sie hinter seinem Rücken anrufen?« Jack nannte der Sekretärin der Gesundheitsbeauftragten bereits seinen Namen. Als diese ihn bat, einen Augenblick zu warten, legte er seine Hand auf die Muschel und flüsterte Chet zu: »Du wirst es nicht glauben - sie ist da!«

»Eins verspreche ich dir«, flüsterte Chet zurück. »Bingham wird das nicht einfach so auf sich beruhen lassen.« Jack hob die Hand, um Chet zu bedeuten, daß er jetzt still sein soll. »Hallo, Dr. Markham«, sagte er. »Hier spricht Jack Stapleton vom Gerichtsmedizinischen Institut. Tut mir leid, daß ich Ihnen den Tag verderben muß, aber ich dachte, ich sollte Sie lieber anrufen. Dr. Bingham und Dr. Washington sind im Augenblick nicht zu erreichen, und wir stehen vor einer Situation, über die Sie meiner Meinung nach informiert sein sollten. Wir haben soeben eine mutmaßliche Pestdiagnose gestellt, und zwar bei einem Patienten, der uns aus dem Manhattan General Hospital zugeführt wurde.«

»Um Himmels willen!« rief Dr. Markham so laut, daß sogar Chet sie verstehen konnte. »Das ist ja furchtbar! Es handelt sich doch wohl hoffentlich um einen Einzelfall.«

»Bis jetzt ja«, erwiderte Jack.

»In Ordnung, ich alarmiere sofort das Gesundheitsamt«, sagte Dr. Markham. »Dort wird man sich um die Angelegenheit kümmern und das *Center for Disease Control* einschalten. Auf jeden Fall danke ich Ihnen für die Warnung. Wie war Ihr Name?«

»Stapleton, Jack Stapleton.« Mit einem selbstzufriedenen Grinsen legte Jack auf.

»Vielleicht solltest du deine AmeriCare-Aktien schnell abstoßen«, empfahl er Chet. »Dr. Markham klang ziemlich besorgt.«

»Kümmere dich lieber endlich um deinen Bericht«, entgegnete Chet. »Bingham wird stinksauer sein.«

Jack pfiff leise vor sich hin, während er die Akte Nodelman durchblätterte. Als er den Untersuchungsbericht gefunden hatte, notierte er sich den Namen des behandelnden Arztes: Dr. Carl Wainwright. Dann stand er auf und zog seine lederne Bomberjacke über.

»Was hast du denn jetzt vor?« wollte Chet wissen. »Ich fahre rüber zum Manhattan General«, erwiderte Jack. »Ich denke, ich sollte mal eine Ortsbesichtigung vornehmen. Der Fall ist einfach zu wichtig, als daß man ihn dem Generalstab überlassen könnte.«

»Du weißt, daß Bingham es aufs Schärfste mißbilligt, wenn wir Gerichtsmediziner uns in die Ermittlungsarbeit vor Ort einmischen«, warnte Chet seinen Kollegen. »Damit machst du das Ganze nur noch schlimmer.«

»Darauf muß ich es wohl ankommen lassen«, entgegnete Jack. »Da, wo ich ausgebildet wurde, hat man die Ermittlungsarbeit vor Ort im übrigen für unerläßlich gehalten.«

»Nach Bingham's Philosophie ist dies aber einzig und allein die Aufgabe der Pathologie-Assistenten«, wies Chet ihn zurecht. »Das hat er uns ein ums andere Mal eingebleut.«

»Dieser Fall ist viel zu interessant, als daß ich ihn mir durch die Lappen gehen ließe«, rief Jack zurück. Er war bereits im Flur. »Halt die Stellung. Ich bin bald zurück.«

5. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 14.50 Uhr

In der Nähe des Krankenseingangs fand Jack ein stabiles Straßenschild, an dem er sein Mountainbike anketten konnte. Mit einem separaten Drahtseilschloß sicherte er auch den Sattel und befestigte sogar seinen Helm und seine Bomberjacke.

Er stand im Schatten des Krankenhauses und betrachtete die in den Himmel ragende Fassade. Früher war das Manhattan General eine ehrwürdige, anerkannte Universitätsklinik gewesen. AmeriCare hatte sich das Krankenhaus erst in den frühen neunziger Jahren einverleibt, als die Regierung das gesamte Gesundheitssystem mit ihrer restriktiven Finanzpolitik unweigerlich in den Ruin getrieben hatte. Jack wußte, daß Rachegefühle weiß Gott nicht zu den edlen Empfindungen zählen; dennoch genoß er das Wissen, AmeriCare, was die Öffentlichkeitsarbeit betraf, eine Bombe ins Haus zu liefern.

Am Informationsschalter erkundigte er sich nach Dr. Carl Wainwright. Die Frau an der Rezeption teilte ihm mit, Dr. Wainwright sei Internist und stehe in den Diensten von AmeriCare. Sie gab Jack eine genaue Wegbeschreibung zu Wainwrights Büro im benachbarten Ärztekomplex.

Fünfzehn Minuten später stand er im Wartezimmer des Arztes. Nachdem er seine Gerichtsmediziner-Marke vorgelegt hatte, die fast so aussah wie eine Polizei-Plakette, informierte die Empfangssekretärin Dr. Wainwright unverzüglich über seinen Besuch. Wenig später wurde Jack in das Privatbüro des Arztes gebeten, und kurz darauf erschien auch Dr. Wainwright. Obwohl er noch nicht besonders alt war, hatte er bereits weißes Haar und eine leicht gebeugte Haltung. Sein Gesicht und seine strahlend blauen Augen hingegen wirkten sehr jugendlich. Er schüttelte Jack die Hand und bat ihn, Platz zu nehmen.

»Wir kriegen nicht gerade jeden Tag Besuch vom Gerichtsmedizinischen Institut«, eröffnete Dr. Wainwright das Gespräch. »Wenn

das so wäre, hätten Sie auch allen Grund zur Sorge«, erwiderte Jack.

Dr. Wainwright wirkte etwas verwirrt, doch dann lächelte er. »Da haben Sie natürlich recht.«

»Ich bin wegen Ihres Patienten Donald Nodelman hier«, begann Jack ohne weitere Vorreden. »Unserer Diagnose zufolge ist er aller Wahrscheinlichkeit nach an Pest gestorben.« Dr. Wainwright blieb der Mund offenstehen. »Das ist unmöglich«, brachte er schließlich hervor. Jack zuckte mit den Achseln. »Es gibt kaum einen Zweifel«, sagte er. »Der Immunofluoreszenztest ist bei Pest normalerweise ziemlich verlässlich. Bakterien haben wir natürlich noch nicht angezchtet.«

»O mein Gott!« stammelte Dr. Wainwright und rieb sich nervös das Gesicht. »Wie schrecklich!«

»Die Diagnose hat uns auch ziemlich vom Hocker gehauen«, stimmte Jack ihm zu. »Vor allem, weil der Patient schon fünf Tage im Krankenhaus lag, bevor die ersten Symptome aufgetreten sind.«

»Ich habe noch nie gehört, daß sich jemand im Krankenhaus mit Pest infiziert hätte«, sagte Dr. Wainwright. »Ich auch nicht«, gestand Jack. »Aber wir haben es mit einem Fall von Lungenpest zu tun, es war keine Beulenpest. Und wie Sie ja sicher wissen, beträgt die Inkubationszeit bei Lungenpest nur zwei bis drei Tage.«

»Ich halte es trotzdem für unmöglich«, wiederholte Dr. Wainwright. »Ein Pestfall in New York - das ist doch kaum vorstellbar.«

»Leidet bei Ihnen jemand unter ähnlichen Symptomen, wie Mr. Nodelman sie hatte?« fragte Jack.

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Dr. Wainwright. »Aber Sie können sich darauf verlassen, daß ich das sofort herausfinden werde.«

»Ich frage mich, was für einen Lebensstil der Mann wohl hatte«, sagte Jack. »Seine Frau beteuert, daß er weder Besuch aus endemischen Gebieten hatte noch irgendwelche Reisen in Pestgegenden unternommen hat. Außerdem behauptet sie steif und fest, daß er nicht mit freilebenden Tieren in Berührung gekommen ist. Sind Sie der gleichen Meinung?«

»Der Patient hat in der Bekleidungsbranche gearbeitet«, erklärte Dr. Wainwright. »Er war in der Buchhaltung. Verreist ist er nie. Und auf

die Jagd ist er auch nicht gegangen. Im letzten Monat habe ich ihn oft gesehen, weil ich versucht habe, seinen Diabetes unter Kontrolle zu bekommen.«

»Wo hat der Patient gelegen?« bohrte Jack weiter. »In der Inneren Abteilung. Sie ist auf der siebten Etage. Zimmer 707. Ich kann mich gut an die Nummer erinnern.«

»Ein Einzelzimmer?«

»Wir haben nur Einzelzimmer«, stellte Dr. Wainwright klar. »Das ist schon mal von Vorteil«, bemerkte Jack. »Darf ich mir den Raum einmal ansehen.«

»Selbstverständlich. Und ich sollte wohl unverzüglich Dr. Mary Zimmerman anrufen und sie über diesen Fall informieren. Sie ist bei uns für die Überwachung ansteckender Krankheiten zuständig.«

»Ja, das sollten Sie unbedingt tun«, stimmte Jack ihm zu. »Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mich in der Zwischenzeit ein wenig auf der siebten Etage umsehe?«

»Nein, keineswegs«, erwiderte Dr. Wainwright und signalisierte Jack, daß er ruhig schon vorgehen solle. »Ich rufe Dr. Zimmerman an, und wir treffen uns dann oben.« Er hatte den Hörer schon in der Hand.

Jack ging zurück zum Hauptgebäude, nahm den Fahrstuhl und fuhr hinauf in die siebte Etage, die durch das Foyer, in dem sich die Aufzüge befanden, in zwei Flügel unterteilt wurde. Im Nordflügel war die Innere Abteilung untergebracht, im Südflügel die Abteilung für Geburtshilfe und Gynäkologie. Nachdem die Pendeltür der Inneren hinter ihm zugefallen war, wußte Jack, daß die Nachricht von dem Pestfall bereits die Runde gemacht hatte. In allen Fluren herrschte hektisches Treiben, und das Personal trug Masken, die soeben verteilt worden waren. Offensichtlich hatte Dr. Wainwright keine Zeit verschwendet.

Niemand kümmerte sich um Jack, der den Flur entlangschritt und Zimmer 707 suchte. An der Tür blieb er stehen und beobachtete, wie zwei maskierte Hilfspfleger eine verwirrte und ebenfalls maskierte Patientin hinausschoben, die offenbar in ein anderes Zimmer verlegt wurde. Als sie weg waren, betrat Jack den Raum.

Vor ihm lag ein unauffälliges, modern eingerichtetes Krankenzimmer; die gesamte Innenausstattung der Klinik war vor nicht allzu langer Zeit von Grund auf erneuert worden. Die Einrichtung entsprach dem in allen Krankenhäusern üblichen Metall-Dekor: ein Bett, ein Schrank, ein mit Vinyl bezogener Stuhl, ein Nachtschränkchen sowie ein verstellbarer Tisch. Von der Decke hing ein an einer Metallverstrebung befestigter Fernseher herab.

Die Klimaanlage befand sich unter dem Fenster. Da Jack die Anlage etwas näher inspizieren wollte, nahm er die Abdeckung ab. Aus dem Betonboden stiegen eine Heißwasser- und eine Kühlwasserleitung nach oben und traten in ein temperaturgeregeltes Belüftungsgelände ein, das für die Luftzirkulation im Raum sorgte. Jack fand keine Öffnungen, die groß genug waren, um irgendwelche Nagetiere, geschweige denn Ratten, hindurchschlüpfen zu lassen.

Er ging ins Badezimmer und inspizierte Waschbecken, Toilette und Dusche. Der Raum war neu gekachelt. In der Decke befand sich ein Entlüftungsschacht. Jack ging in die Knie und öffnete das Schränkchen unter dem Waschbecken. Auch hier gab es keine Schlupflöcher.

Als er nebenan Stimmen hörte, verließ er das Bad und traf auf Dr. Wainwright, der sich eine Schutzmaske vor das Gesicht preßte. Dr. Wainwright war in Begleitung eines Mannes sowie zweier Frauen, die allesamt Masken trugen. Die Frauen waren in lange, weiße Kittel gehüllt; sie erinnerten Jack an seine Professoren an der medizinischen Fakultät. Nachdem Dr. Wainwright Jack eine Maske gereicht hatte, stellte er ihm seine Begleiter vor. Die größere Frau war Dr. Mary Zimmerman, verantwortliche Ärztin für die Überwachung ansteckender Krankheiten und Vorsitzende des gleichnamigen Ausschusses. Jack merkte sofort, daß sie eine sehr verantwortungsbewußte Frau war, die sich unter den gegebenen Umständen in die Defensive gedrängt fühlte. Sie teilte Jack mit, sie sei zugelassene Internistin und habe sich auf Infektionskrankheiten spezialisiert. Da Jack nicht so recht wußte, was er darauf antworten sollte, bekundete er Respekt für ihre verantwortungsvolle Aufgabe. »Ich hatte nicht die Gelegenheit, Mr. Nodelman zu untersuchen«, erklärte sie.

»Ansonsten hätten Sie bestimmt sofort die richtige Diagnose ge-

stellt, da bin ich sicher«, sagte Jack; er bemühte sich, nicht allzu sarkastisch zu klingen.

»Daran besteht wohl kein Zweifel«, erwiderte sie. Die zweite Frau hieß Kathy McBane. Jack war erleichtert, als er sich ihr zuwenden konnte, denn Mrs. McBane hatte eine viel wärmere Ausstrahlung als die Ausschußvorsitzende. Sie war Oberschwester und gehörte ebenfalls dem Ausschuß für die Überwachung von Infektionskrankheiten an. Bei dem Mann handelte es sich um George Eversharp. Er trug eine schwere blaue Twill-Uniform. Wie Jack vermutete hatte, war er der Leiter der Krankenhauswerkstatt und ebenfalls Mitglied des Ausschusses.

»Für seine schnelle Diagnose sind wir Dr. Stapleton zu großem Dank verpflichtet«, sagte Dr. Wainwright, um die gespannte Atmosphäre ein wenig aufzulockern.

»Ich habe einfach Glück gehabt und mit meiner Vermutung richtig gelegen«, warf Jack bescheiden ein. »Wir haben bereits auf den Vorfall reagiert«, meldete sich Dr. Zimmerman mit ihrer Grabesstimme zu Wort. »Ich habe angeordnet, eine Namensliste mit den Personen zu erstellen, die möglicherweise Kontakt zu dem Infizierten hatten, damit wir sofort mit einer Chemoprophylaxe beginnen können. »Das halte ich für ausgesprochen klug«, sagte Jack. »Und während wir uns hier unterhalten, geht der Klinik-Computer bereits die Daten unserer derzeitigen Patienten durch und sucht nach Symptom-Komplexen, die auf weitere Pestfälle hinweisen könnten«, fuhr sie fort. »Sehr lobenswert«, bemerkte Jack.

»In der Zwischenzeit müssen wir allerdings herausfinden, wie sich Mr. Nodelman infiziert hat«, sagte sie.

»Wir scheinen die gleichen Gedankengänge zu haben«, stellte Jack fest.

»Ich empfehle Ihnen, den Atemschutz anzulegen«, fuhr Dr. Zimmerman ungerührt fort.

»In Ordnung.« Jack hielt sich die Maske vor das Gesicht. Dann wandte Dr. Zimmerman sich an Mr. Eversharp. »Bitte erklären Sie Mr. Stapleton, wie die Luftzirkulation funktioniert.« Das Ventilationsystem des Krankenhauses, so erklärte der Techniker, sei so kon-

struiert, daß die Luft im Flur in die einzelnen Zimmer gesaugt werde und von dort weiter in die Badezimmer ströme. Dort werde die Luft dann gefiltert. Wie er weiter ausführte, gab es für Patienten mit angeschlagenem Immunsystem auch einige Räume, in denen der Luftstrom umgeleitet und in die entgegengesetzte Richtung gelenkt werden könne. »Gehört dieser Raum dazu?« wollte Dr. Zimmerman wissen. »Nein«, erwiderte Mr. Eversharp.

»Dann gibt es also keinen denkbaren Weg, auf dem die Pestbakterien in das Belüftungssystem geraten sein und nur diesen einen Raum infiziert haben könnten?« fragte Dr. Zimmerman. »Nein«, erwiderte Mr. Eversharp. »Die Luft wird aus dem Flur angesaugt und gleichmäßig auf alle Räume verteilt.«

»Und daß Bakterien aus diesem Raum auf den Flur hinausströmen, ist wohl ziemlich unwahrscheinlich«, vermutete Dr. Zimmerman.

»Es ist absolut unmöglich«, stellte Mr. Eversharp klar. »Bakterien könnten nur durch einen Überträger aus diesem Raum gelangen.«

»Entschuldigen Sie bitte«, meldete sich plötzlich eine andere Stimme. Alle drehten sich um. In der Tür stand eine Krankenschwester, die sich ebenfalls eine Maske vor das Gesicht preßte. »Mr. Kelley bittet Sie alle, sich im Schwesternzimmer einzufinden.«

Pflichtgetreu verließen alle sofort den Raum. Als Kathy McBane sich an Jack vorbeidrängte, fragte er sie, wer Mr. Kelley sei. »Er ist der Krankenhauspräsident«, erwiderte sie. Jack nickte. Im Gehen mußte er an jene längst vergangenen Zeiten denken, als der Leiter eines Krankenhauses noch Verwalter genannt wurde und in der Regel auch über eine medizinische Ausbildung verfügt hatte. Doch das war in einer Zeit gewesen, da man sich noch vorrangig der Patientenversorgung verschrieben hatte. Seit es hauptsächlich darum ging, Geschäfte zu machen und Gewinne einzufahren, hießen die Klinikleiter ›Präsidenten‹. Jack freute sich, Mr. Kelley zu treffen, denn der Krankenhauspräsident war der Repräsentant von AmeriCare.

Im Schwesternzimmer herrschte eine angespannte Atmosphäre. Die Nachricht über den Pesttoten hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Alle, die auf der Station arbeiteten, wußten inzwischen, daß sie sich möglicherweise den Bakterien ausgesetzt hatten; sogar einige Patien-

ten schienen Bescheid zu wissen. Charles Kelley bemühte sich inständig, alle zu beruhigen. Er erzählte ihnen, daß keine Gefahr bestehe und alles unter Kontrolle sei.

»Ja, natürlich, alles klar!« grummelte Jack in sich hinein. Er empfand nichts als Ekel für diesen Mann, der die Frechheit besaß, so offenkundig falsche Platinen zu verbreiten. Kelley war ein einschüchternder Riese, der Jack um einen ganzen Kopf überragte. Sein wohlgeformtes Gesicht war braungebrannt, sein rotblondes Haar von goldblonden Strähnen durchzogen. In Jacks Augen hätte Kelleys Auftreten eher zu einem gewieften Autoverkäufer gepaßt als zu einem Manager, der er schließlich war. Als Kelley Jack und die anderen ins Zimmer kommen sah, gab er ihnen ein Zeichen, ihm zu folgen. Er brach seine Beschwichtigungspredigt einfach ab und ging schnurstracks in den Mehrzweckraum hinter dem Schwesternzimmer. Als Jack sich hinter Kathy McBane durch die Tür zwängte, bemerkte er, daß Kelley nicht allein war. In seinem Schatten stand ein zierlich gebauter Mann mit hohlen Wangen und spärlichem Haarwuchs. Im krassen Gegensatz zu Kelleys Eleganz war er mit einem abgetragenen, billigen Sportmantel bekleidet; darunter trug er ein Freizeithemd, das offensichtlich noch nie gebügelt worden war.

»Mein Gott, was für ein Durcheinander!« fluchte Kelley. Sein Auftreten hatte sich schlagartig verwandelt; er mimte nun nicht mehr den aalglatten Verkäufer, sondern kehrte den aufgeblasenen Verwalter heraus. Nervös wischte er sich mit einem Papierhandtuch den Schweiß von der Stirn. »So etwas kann unsere Klinik nicht gebrauchen!« Er knüllte das Tuch zusammen und warf es in den Mülleimer. Dann fragte er Dr. Zimmerman, all seinen beschwichtigenden Sprüchen von eben zum Trotz, ob es gefährlich sei, die Station, auf der das Pestopfer gelegen hatte, zu betreten. »Ich glaube nicht«, erwiderte Dr. Zimmerman. »Aber wir müssen auf jeden Fall weitere Untersuchungen vornehmen.« Dann wandte Kelley sich an Dr. Wainwright: »Ich hatte gerade von dieser Katastrophe erfahren, da höre ich doch tatsächlich, daß Sie schon vor mir davon wußten. Warum haben Sie mich nicht sofort informiert?«

Dr. Wainwright versuchte sich damit zu rechtfertigen, daß er die

schlechte Nachricht erst kurz zuvor von Jack erhalten und keine Zeit zum Anrufen gehabt habe. Er habe es für wichtiger gehalten, Dr. Zimmerman zu benachrichtigen, damit diese umgehend die notwendigen Maßnahmen habe einleiten können. Dann stellte er Jack vor.

Jack trat einen Schritt vor und nickte Kelley lässig zu. Es gelang ihm nicht ganz, sein Grinsen zu unterdrücken. Diesen Augenblick würde er noch lange genießen.

Kelley musterte Jack, der im Vergleich zu seiner eigenen Valentino-Eleganz regelrecht schäbig aussah. »Ich glaube, die Gesundheitsbeauftragte hat Ihren Namen erwähnt, als sie mich anrief«, sagte Kelley. »Sie war schwer beeindruckt, daß Sie die Diagnose so schnell stellen konnten.«

»Wir städtischen Angestellten sind immer froh, wenn wir jemanden einen Dienst erweisen können«, erwiderte Jack. Kelley lachte höhnisch.

»Vielleicht möchten Sie einen engagierten Kollegen kennenlernen, der ebenfalls bei der Stadt angestellt ist«, sagte er. »Dies ist Dr. Clint Abelard. Er ist Epidemiologe und arbeitet für das New Yorker Gesundheitsamt.«

Jack nickte seinem unscheinbaren Kollegen zu, doch der Epidemiologe reagierte nicht auf den Gruß. Irgendwie hatte Jack das Gefühl, daß seine Anwesenheit hier nicht besonders erwünscht war. Im bürokratischen Alltag des Gesundheitsbetriebes gab es zwischen den Abteilungen Rivalitäten, die er gerade erst wahrzunehmen begann.

Kelley räusperte sich und wandte sich an Dr. Wainwright und Dr. Zimmerman. »Ich möchte, daß diese Episode so besonnen wie möglich gehandhabt wird. Je weniger die Medien den Fall an die große Glocke hängen, desto besser. Sollten Sie von irgendeinem Reporter angesprochen werden, schicken Sie ihn zu mir. Ich werde unsere Öffentlichkeitsabteilung einschalten, damit die Mitarbeiter dort für Schadensbegrenzung sorgen können.«

»Entschuldigen Sie bitte«, meldete Jack sich zu Wort. Er konnte sich nicht länger zurückhalten. »Vergessen Sie doch mal für einen Augenblick Ihre Unternehmensinteressen. Ich denke, Sie sollten sich lieber mit aller Kraft auf die notwendigen Präventivmaßnahmen kon-

zentrieren. Damit meine ich, Sie sollten die Kontaktpersonen behandeln und feststellen, wo die Pestbakterien hergekommen sind. Das ist schließlich noch völlig schleierhaft, und solange dieses Rätsel nicht gelöst ist, wird der Fall für die Medien ein gefundenes Fressen sein - ganz egal, wie intensiv Sie sich um Schadensbegrenzung bemühen.«

»Ich wußte gar nicht, daß man Sie nach Ihrer Meinung gefragt hat«, bemerkte Kelley verächtlich.

»Ich hatte nur den Eindruck, daß Ihnen vielleicht ein bißchen Orientierung guttun würde«, erwiderte Jack. »Sie schienen vom eigentlichen Problem abzuschweifen.«

Kelley wurde puterrot. Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Sie müssen's ja wissen«, sagte er und rang sichtlich um Beherrschung. »Neunmalklug, wie Sie sind, ahnen Sie sicher auch schon, wo die Bakterien herkommen.«

»Ich tippe auf Ratten«, erwiderte Jack. Da dieser Hinweis am Vormittag so heftig auf Calvin gewirkt hatte, hatte Jack schon die ganze Zeit auf eine Gelegenheit gelauert, ihn auch hier loszuwerden.

»Im Manhattan General gibt es keine Ratten«, brachte Kelley mühsam hervor. »Und wenn ich Sie auch nur die leiseste Andeutung in dieser Richtung einem Reporter gegenüber machen höre, dann rollt Ihr Kopf.«

»Ratten bieten ein klassisches Reservoir für Pestbakterien«, fuhr Jack unbeirrt fort. »Ich bin sicher, daß hier welche herumstreunen. Man muß nur wissen, wie man sie aufspüren kann.«

Kelley wandte sich an Clint Abelard: »Glauben Sie, daß dieser Pestfall durch Ratten verursacht wurde?«

»Ich habe ja noch gar nicht mit meiner Untersuchung begonnen«, erwiderte Dr. Abelard. »Deshalb möchte ich mich eines Kommentars enthalten. Aber ich kann mir, ehrlich gesagt, kaum vorstellen, daß Ratten eine Rolle gespielt haben. Immerhin befinden wir uns hier in der siebten Etage.«

»Ich würde empfehlen, sofort Rattenfallen aufzustellen«, schaltete Jack sich wieder in. »Beginnen Sie in der unmittelbaren Nachbarschaft des Krankenhauses. Als erstes müssen wir herausfinden, ob die örtliche Nagetierpopulation von Pestbakterien befallen ist.«

»Ich würde gern zu einem anderen Thema überwechseln«, meldete sich Kelley. »Ich möchte wissen, was wir für die Menschen tun können, die direkten Kontakt zu dem Verstorbenen hatten.«

»Das betrifft meine Abteilung«, sagte Dr. Zimmerman. »Meine Empfehlungen lauten folgendermaßen...« Während Dr. Zimmerman ihren Vortrag hielt, gab Clint Abelard Jack durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihm ins Schwesternzimmer folgen solle.

»Ich bin der Epidemiologe«, zischte Clint ihn wütend an. »Das habe ich doch nie in Frage gestellt«, erwiderte Jack verwirrt. Clints heftige Reaktion überraschte ihn. »Ich bin speziell dafür ausgebildet, den Ursprung ansteckender Krankheiten zu ergründen«, sagte er. »Das ist meine Aufgabe. Sie hingegen sind lediglich Leichenbeschauer...«

»Moment mal«, fuhr Jack dazwischen. »Ich bin Gerichtsmediziner und habe eine Facharztausbildung zum Pathologen absolviert. Als Mediziner sollten Sie das eigentlich wissen.«

»Der springende Punkt ist doch, daß Sie sich sowohl während Ihrer Ausbildung als auch im Rahmen Ihrer täglichen Arbeit mit Toten befassen, und nicht mit dem Ursprung von Krankheiten.«

»Jetzt liegen Sie schon wieder falsch«, sagte Jack. »Wir beschäftigen uns zwar mit den Toten, aber doch nur, weil diese uns Lebenden etwas mitteilen können. Unser Ziel ist es, dem Tod vorzubeugen.«

»Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich noch klarer ausdrücken soll«, schnaubte Clint aufgebracht. »Sie haben uns mitgeteilt, daß ein Mann an Pest gestorben ist. Wir wissen das zu schätzen und haben uns nicht in Ihre Arbeit eingemischt. Jetzt ist es aber einzig und allein meine Aufgabe herauszufinden, wie er sich angesteckt hat.«

»Ich will Ihnen doch nur helfen«, versuchte Jack ihn zu beruhigen.

»Wenn ich Ihre Hilfe benötige, dann melde ich mich bei Ihnen, vielen Dank«, erwiderte Clint und marschierte entschlossenen Schrittes in Richtung Zimmer 707 davon. Jack sah ihm nach, bis sich hinter ihm lautes Stimmengewirr erhob. Kelley hatte den Mehrzweckraum verlassen und war sofort von den Leuten umringt worden, die er vorhin zu beruhigen versucht hatte. Jack fand es beeindruckend, wie schnell Kelley sein Plastikgrinsen wieder aufgesetzt hatte und mit

welchem Geschick er all den drängenden Fragen auswich. Innerhalb weniger Sekunden war er über den Flur in Richtung Fahrstuhl verschwunden und eilte zurück in die Geborgenheit seines Büros. Dr. Zimmerman und Dr. Wainwright traten nun ebenfalls in den Flur; sie waren in ein angeregtes Gespräch vertieft. Kathy McBane kam allein heraus. Jack fing sie ab. »Tut mir leid, daß ich so schlechte Nachrichten überbringen mußte«, begann er.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, erwiderte Kathy. »Meiner Meinung nach sind wir Ihnen zu größtem Dank verpflichtet.«

»Die Angelegenheit ist wirklich bedauerlich«, sagte Jack. »Es ist das Schlimmste, was ich bisher als Mitglied des Ausschusses für die Überwachung von Infektionskrankheiten erlebt habe«, sagte sie. »Im vergangenen Jahr hatten wir einen Ausbruch von Hepatitis B; das war schon schlimm genug. Daß ich jemals etwas mit der Pest zu tun haben würde, hätte ich nicht im Traum für möglich gehalten.«

»Welche Erfahrungen hat denn das Manhattan General bisher mit Nosokomialinfektionen gemacht?« fragte Jack. Kathy zuckte mit den Schultern. »Bei uns ist es wohl in etwa so wie in jeder anderen größeren Klinik«, gestand sie. »Wir hatten mehrfach Probleme mit Penicillin-resistenten Staphylokokken. Vor einem Jahr hatten wir sogar mit Klebsiella-Bakterien zu tun, die sich in einem Kanister mit Operationsseife breitgemacht hatten. Etliche Patienten haben an postoperativen Wundinfektionen gelitten, bis wir die Bakterien schließlich entdeckt haben.«

»Wie sieht es mit Lungenentzündung aus?« wollte Jack wissen. »Der Pesttote litt unter Pneumonie.«

»Oh ja, davon können wir ebenfalls ein Lied singen«, seufzte Kathy. »In den meisten Fällen durch Pseudomonas verursacht, aber vor zwei Jahren hatten wir auch einen Ausbruch von Legionella pneumophila.«

»Davon habe ich gar nichts gehört«, rief Jack erstaunt. »Wir haben die Sache für uns behalten«, erklärte Kathy. »Zum Glück ist niemand gestorben. Aber auf unserer chirurgischen Intensivstation hat es vor fünf Monaten einen viel dramatischeren Zwischenfall gegeben. Aufgrund von Enterobakterien haben wir drei Patienten verloren. Wir

mußten damals die ganze Abteilung schließen, bis sich schließlich herausstellte, daß ein paar von den Zerstäubern kontaminiert waren.«

»Kathy!« rief eine scharfe Stimme aus dem Hintergrund. Jack und Kathy drehten sich abrupt um und erblickten Dr. Zimmerman.

»Diese Informationen sind streng vertraulich«, wies sie Kathy zu-recht.

Kathy wollte etwas erwidern, überlegte es sich dann aber anders. »Wir haben jede Menge Arbeit vor uns, Kathy«, sagte Dr. Zimmerman. »Kommen Sie bitte mit in mein Büro.« Plötzlich allein gelassen, überlegte Jack, was er als nächstes tun sollte. Für einen Augenblick erwog er, noch einmal in Zimmer 707 zu gehen, doch nach der Tirade, mit der Clint ihn überzogen hatte, hielt er es für ratsam, den Mann in Ruhe zu lassen. Schließlich hatte er nichts gegen Clint; vielmehr hatte er es auf Kelley abgesehen. Dann kam ihm eine Idee: Vielleicht war es ganz aufschlußreich, dem Labor einen Besuch ab-zustatten. Zwar hatte Dr. Zimmerman die Schuld des Krankenhauses eingestanden, doch im Labor mußte seine Nachricht einschlagen ha-ben wie eine Bombe. Immerhin war es dort versäumt worden, die richtige Diagnose zu stellen.

Nachdem Jack in Erfahrung gebracht hatte, wo sich das Labor be-fand, fuhr er in die zweite Etage hinunter. Wieder wurde er sofort durchgelassen, als er seinen Gerichtsmediziner-Ausweis präsentierte. Dr. Martin Cheveau, der Leiter des Labors, bat ihn sofort in sein Bü-ro. Er war ein ziemlich kleiner Mann mit vollem, dunklem Haar und einem schmalen, schnurgeraden Schnäuzer.

»Haben Sie von dem Pestfall gehört?« fragte Jack, als er Platz ge-nommen hatte. »Nein, wo denn?«

»Hier, im Manhattan General Hospital«, erwiderte Jack. »Zimmer 707. Ich habe den Patienten heute morgen obduziert.«

»Das gibt's doch nicht!« staunte Martin. »Wirft kein gutes Licht auf uns. Wie war sein Name?«

»Donald Nodelman.«

Martin seufzte laut und drehte sich mitsamt seinem Stuhl um, um seinen Computer zu starten. Auf dem Bildschirm erschienen sämtli-che seit dessen Einweisung gespeicherten Laborergebnisse des Pati-

enten Nodelman. Martin überflog die Einträge, bis er bei den mikrobiologischen Werten angelangt war. »Ich sehe, daß wir in der Gram-Färbung des Sputums gramnegative Bakterien gefunden haben«, erklärte er. »Die Anzucht der Bakterien hatte nach sechsunddreißig Stunden kein Ergebnis gebracht. Ich gebe zu, das hätte uns etwas sagen müssen, vor allem, wenn ich bedenke, daß Verdacht auf Pseudomonas bestand. Ich würde sagen, Pseudomonaden wären ohne Schwierigkeiten gewachsen, und zwar in weniger als sechsunddreißig Stunden.«

»Es wäre aufschlußreich gewesen, wenn Sie eine Giemsa- oder Wayson-Färbung vorgenommen hätten«, sagte Jack. »Dann hätten Sie die Diagnose gehabt.«

»Sie haben vollkommen recht«, erwiderte Martin und drehte sich zu Jack um. »Es ist furchtbar, und diese Geschichte ist mir außerordentlich peinlich. Leider haben wir es hier mit einem beispielhaften Vorfall zu tun, der bestimmt keine Ausnahme bleiben wird. Die Verwaltung hat uns gezwungen, unsere Kosten zu reduzieren und Personal abzubauen - und das, obwohl immer mehr Arbeit anfällt. Eine tödliche Kombination - wie dieser Pestfall eindringlich beweist. Im ganzen Land passieren solche Sachen.«

»Mußten Sie auch Leute entlassen?« wollte Jack wissen. Bisher hatte er immer geglaubt, daß die Krankenhäuser gerade mit ihren Labors das große Geld verdienen.

»Fast zwanzig Prozent unserer Mitarbeiter«, erwiderte Martin. »Und andere wurden degradiert. Unsere Abteilung für Mikrobiologie hat zum Beispiel keinen Leiter mehr; wenn es einen gäbe, hätte er die Pest-Diagnose sicher gestellt. Mit unserem schmalen Budget können wir uns keinen Vorgesetzten mehr leisten. Es ist wirklich deprimierend. Früher hatte unser Labor den Anspruch, exzellente Leistungen zu erbringen, heute genügt es, wenn sie ›ausreichend‹ sind - was auch immer das heißen mag.«

»Können Sie mit Hilfe Ihres Computers herausfinden, welcher von ihren Mitarbeitern die Gram-Färbung durchgeführt hat?« fragte Jack. »Wir könnten diesen Zwischenfall ja wenigstens als Lehrbeispiel verwerten.«

»Eine prima Idee.« Martin widmete sich wieder seinem Computer. Die Identität des gesuchten Mitarbeiters erschien verschlüsselt auf dem Bildschirm. Plötzlich drehte Martin sich um. »Mir ist da gerade noch etwas eingefallen«, sagte er. »Gestern erst hat unser erfahrener Laborassistent mich gefragt, ob ich mir vorstellen könne, daß einer unserer Patienten die Pest hat. Ich fürchte, ich habe ihn entmutigt, der Sache weiter nachzugehen. Ich habe ihn nämlich darauf hingewiesen, daß die Chancen, daß er recht habe, ungefähr eins zu einer Milliarde stünden.« Jack horchte auf. »Wieso ist ihm die Pest in den Sinn gekommen?«

»Das frage ich mich auch«, erwiderte Martin und rief über die Haussprechanlage Richard Overstreet aus. Während sie auf ihn warteten, stellte Martin fest, daß ursprünglich Nancy Wiggins die Gram-Färbung hatte durchführen sollen, sich dann aber ausgetragen hatte. Auch sie rief er aus.

Wenig später erschien Richard Overstreet. Er war ein knabenhafter, athletisch gebauter Man, dem sein kastanienbraunes Haar immer wieder in die Stirn fiel. Er trug Chirurgenkleidung und einen weißen Kittel; in seinen Taschen steckten jede Menge Reaganzgläschen, Stauschläuche, Mullbinden, Labornotizen sowie mehrere Spritzen. Martin stellte ihn Jack vor und sprach ihn dann auf die kurze Unterhaltung vom Vortag an.

Richard wirkte verlegen. »Da ist wohl einfach meine Phantasie mit mir durchgegangen«, sagte er und lachte. »Aber wie sind Sie ausge-rechnet auf die Pest gekommen?« wollte Martin wissen.

Richard schob sich die widerspenstige Haarsträhne aus dem Gesicht und ließ seine Hand, während er nachdachte, auf dem Kopf liegen. »Ah, ich erinnere mich«, rief er plötzlich. »Nancy Wiggins war bei dem Mann gewesen, um eine Sputumkultur anzulegen und ihm Blut abzunehmen. Sie hat mir erzählt, daß er sehr krank aussehe und daß sich an seinen Fingerspitzen offensichtlich Gangrän gebildet habe. Seine Finger seien ganz schwarz, hat sie gesagt.« Richard zuckte mit den Achseln. »Deshalb ist mir der Schwarze Tod in den Sinn gekommen.« Jack war beeindruckt.

»Haben Sie aufgrund dieser Mutmaßung irgendwelche weiteren

Untersuchungen durchgeführt?« fragte Martin. »Nein«, erwiderte Richard. »Nicht nachdem Sie mir gesagt haben, wie unwahrscheinlich eine derartige Diagnose ist. Außerdem sind wir mit unserer Arbeit ziemlich weit im Rückstand. Ich hatte gar nicht die Zeit für weitere Untersuchungen. Gibt es denn irgendein Problem?«

»Allerdings«, erwiderte Martin. »Der Mann hatte tatsächlich die Pest. Und er ist inzwischen gestorben.«

Für einen Augenblick war Richard sprachlos. »Um Himmels willen!« rief er dann.

»Ich hoffe, Sie ermahnen Ihre Mitarbeiter, immer die entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen zu treffen«, sagte Jack. »Selbstverständlich«, erwiderte Richard. Er hatte sich wieder gefangen. »Wir haben Inkubatoren der Laborsicherheitsstufen zwei und drei. Ich weise meine Kollegen oft darauf hin, einen dieser beiden Schränke zu benutzen, vor allem, wenn wir es ganz offenkundig mit gefährlichen und ansteckenden Erregern zu tun haben. Ich selbst arbeite sogar gern mit Stufe drei, andere kommen mit den dicken Gummihandschuhen nicht so gut zurecht.« In diesem Augenblick betrat Nancy Wiggins den Raum. Sie war eine schüchterne, junge Frau, die eher wie ein Teenager wirkte als wie eine Collegeabsolventin. Als sie Jack vorgestellt wurde, konnte sie ihm kaum in die Augen sehen. Sie hatte dunkles Haar und einen Mittelscheitel. Martin erklärte ihr, was passiert war. Sie war genauso geschockt wie Richard. Martin versicherte ihr, daß man ihr keine Schuld zuschreibe, daß sie jedoch alle gemeinsam versuchen sollten, aus dem Vorfall zu lernen. »Aber was soll ich jetzt nur tun?« klagte sie. »Ich war den Pestbakterien doch unmittelbar ausgesetzt. Ich war diejenige, die die Proben genommen und bearbeitet hat.«

»Wahrscheinlich wird man Ihnen oral wirksame Tetrazykline geben oder intramuskulär Streptomycin injizieren«, sagte Jack. »Die für die Überwachung von Infektionskrankheiten zuständige Krankenhausärztin arbeitet bereits an einem Behandlungskonzept.«

»Na, sieh mal einer an!« sagte Martin leise, aber doch laut genug, daß auch die anderen ihn verstehen konnten. »Da kommt ja unser unerschrockener Führer und allmächtiger Leiter des medizinischen

Personals. Und es hat fast den Anschein, als wäre er momentan in keiner seiner Funktionen besonders glücklich.«

Kelley platzte in den Raum wie ein zorniger General, der soeben eine Niederlage hatte einstecken müssen. Er baute sich vor Martin auf, stemmte die Hände in die Hüften und kam mit seinem roten Gesicht ganz nahe an ihn heran. »Dr. Cheveau«, schnaubte er verächtlich. »Wie Dr. Arnold mir mitgeteilt hat, hätten Sie die Diagnose schon viel früher stellen können und...« Mitten im Satz hielt er inne. Die beiden Labormitarbeiter hätte er ohne weiteres ignoriert, doch mit Jack war das eine andere Sache. »Was, zum Teufel, haben Sie denn hier unten verloren?«

»Ich versuche nur, behilflich zu sein«, antwortete Jack. »Glauben Sie nicht, daß Sie Ihre Kompetenzen langsam überschreiten?« giftete Kelley.

»Wir nehmen unsere Ermittlungsarbeit äußerst ernst«, entgegnete Jack.

»Ich denke, Sie haben Ihre Befugnisse mehr als ausgeschöpft«, schnaubte Kelley. »Verschwinden Sie von hier! Immerhin sind wir ein Privatkrankenhaus.«

Jack stand auf und versuchte, Kelley direkt in die Augen zu blicken, doch der Krankenhauspräsident überragte ihn um etliche Zentimeter. »Wenn AmeriCare wirklich glaubt, ohne mich auskommen zu können, dann verschwinde ich wohl besser.« Kelley wurde knallrot. Er wollte etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Statt dessen wies er schweigend zur Tür. Jack grinste und winkte den anderen zu, bevor er den Raum verließ. Er war sehr zufrieden mit seinem Besuch.

6. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 16.05 Uhr

Susanne Hard linste mit gespannter Aufmerksamkeit durch das kleine runde Fenster in der Tür, die zur Halle mit den Fahrstühlen führte. Sie hatte das Ende des Stationsflurs erreicht; weiter durfte sie nicht gehen. Vorsichtig und in kleinen Schritten war sie hier hergeschlurft und hatte dabei immer eine Hand auf ihre frisch genähte Wunde gepreßt. Das Gehen fiel ihr noch schwer, doch sie wußte, daß sie schnell wieder auf die Beine kommen mußte, wenn sie auf eine baldige Entlassung drängen wollte. Was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, waren das ruhestörende Kommen und Gehen auf der Inneren Station und das nervös wirkende Personal. Ihr sechster Sinn sagte ihr, daß etwas nicht stimmte, vor allem, weil da draußen fast alle mit Schutzmasken herumliefen. Doch bevor sie irgend etwas tun oder sich nach der Ursache der nervösen Hektik erkundigen konnte, überlief sie ein eiskalter Schauer, der sie buchstäblich an einen arktischen Wind erinnerte. In der Erwartung, den Windzug zu spüren, drehte sie sich um, doch da war nichts. Und dann kam der nächste Eisschauer. Zitternd und mit angespannten Muskeln stand sie da, bis der Anfall vorüber war. Ihre Hände waren kreideweiß.

Beunruhigt machte sie sich auf den Rückweg zu ihrem Zimmer. Als erfahrene Patientin wußte sie um die ständige Gefahr einer Wundinfektion. Als sie ihr Zimmer betrat, verspürte sie hinter den Augen ein leichtes Ziehen. Kaum war sie im Bett, hatten sich ihre Kopfschmerzen über die ganze vordere Kopfhälfte ausgebreitet. Noch nie hatte sie solche Kopfschmerzen gehabt. Es fühlte sich an, als rammte ihr jemand einen Pflock ins Hirn. Von Panik erfüllt, lag Susanne ganz still da und hoffte, daß alles wieder gut würde. Doch statt dessen meldete sich ein weiteres Symptom: Die Muskeln in ihren Beinen begannen zu ziehen. Minuten später krümmte sie sich vor Schmerzen und suchte vergeblich nach einer Position, in der sie etwas Linderung empfand. Unmittelbar nach den Gliederschmerzen überkam sie ein

allgemeines Unwohlsein; sie fühlte sich plötzlich so schwach, daß sie es kaum schaffte, über das Tischchen hinweg nach der Klingel zu tasten. Mit letzter Kraft drückte sie den Knopf und ließ ihren Arm schlaff auf das Bett zurückfallen.

Als die Schwester das Zimmer betrat, hatte Susanne einen Hustenanfall, der ihr bei ihrem ohnehin gereizten Hals starke Schmerzen bereitete. »Ich fühle mich so elend«, krächzte sie. »Was haben Sie denn?« fragte die Schwester. Susanne schüttelte den Kopf. Das Sprechen kostete sie zu viel Mühe.

»Ich habe Kopfschmerzen«, brachte sie schließlich heraus. »Ich glaube, der Arzt hat Ihnen ein Schmerzmittel verordnet, das wir Ihnen bei Bedarf geben sollen«, sagte die Schwester. »Ich hole es schnell.«

»Bitte schicken Sie mir den Arzt«, flüsterte Susanne. Ihre Halschmerzen waren jetzt genauso heftig wie unmittelbar nach der Narkose.

»Bevor wir den Arzt holen, sollten wir es vielleicht erst einmal mit dem Schmerzmittel versuchen«, schlug die Schwester vor. »Mir ist kalt«, klagte Susanne. »Ganz furchtbar kalt.« Die Krankenschwester legte ihre geübte Hand auf Susannes Stirn und zog sie sofort erschrocken zurück. Susanne glühte. Daraufhin nahm die Schwester ein Thermometer aus der Nachttischschublade und steckte es Susanne in den Mund. Während sie darauf wartete, daß die Temperatur angezeigt wurde, schob sie ihrer Patientin einen Stauschlauch über den Arm. Der Blutdruck war extrem niedrig. Als sie Susanne das Thermometer aus dem Mund zog und auf die Anzeige sah, war es mit ihrer routinierten Ruhe vorbei. Das Thermometer zeigte 41 Grad. »Habe ich Fieber?« fragte Susanne.

»Ein wenig«, erwiderte die Schwester. »Aber bald wird alles wieder in Ordnung sein. Ich gehe jetzt und hole den Arzt.« Susanne nickte, und Tränen schossen ihr in die Augen. Sie wollte keine Komplikationen. Sie wollte nur nach Hause.

7. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 16.15 Uhr

Glaubst du im Ernst, daß Robert Barker unsere Werbekampagne absichtlich sabotiert hat?« fragte Colleen. Terese und sie waren auf dem Weg ins Studio, wo Colleen ihrer Freundin und Vorgesetzten zeigen wollte, was das Creative Team bisher an Ideen für eine neue National-Health-Kampagne zustande gebracht hatte.

»Ich habe nicht den geringsten Zweifel«, erwiderte Terese. »Natürlich hat er sich nicht persönlich darum gekümmert. Er hat Helen darauf angesetzt.«

»Aber damit schießt er sich doch ins eigene Bein. Wenn wir die National Health verlieren, können wir die Umstrukturierung vergessen, und dann sind seine Arbeitnehmeranteile genauso viel wert wie unsere - nämlich nichts.«

»Zum Teufel mit seinen Arbeitnehmeranteilen!« fluchte Terese. »Er will President werden, und er wird alles daransetzen, dieses Ziel zu erreichen.«

»Oh, mein Gott«, stöhnte Colleen, »diese internen Querelen um die Vorherrschaft in der Firmenhierarchie kotzen mich an. Bist du wirklich sicher, daß du President werden willst?« Terese blieb stehen und sah Colleen an, als hätte sie eine Gotteslästerung der übelsten Sorte losgelassen. »Ich kann nicht fassen, was du da eben gesagt hast.«

»Aber du hast doch darüber geklagt, daß du dich kaum noch um die kreativen Aspekte unserer Arbeit kümmern kannst, seitdem du immer mehr administrative Aufgaben übernimmst.«

»Wenn Barker President wird, wird er den ganzen Laden ruinieren«, schnaubte Terese verächtlich. »Er wird vor den Kunden zu Kreuze kriechen, und dann geht es sowohl mit der Kreativität als auch mit der Qualität unserer Arbeit den Bach runter. Außerdem will ich President werden, und damit basta. Das ist seit fünf Jahren mein Ziel; dies ist meine Chance. Wenn ich es jetzt nicht schaffe, dann nie!«

»Warum begnügst du dich nicht mit dem, was du erreicht hast?« fragte Colleen. »Du bist gerade einunddreißig und schon Creative Director. Sei doch zufrieden, und widme dich den Dingen, die du am besten kannst: tolle Spots entwerfen.«

»Ach, hör doch auf! Du weißt genau, daß wir Werbeleute den Hals nie vollkriegen können. Wenn ich es tatsächlich schaffen sollte, Präsident zu werden, würde ich wahrscheinlich schon bald nach dem Posten des Agenturchefs schielen.«

»Ich denke, du solltest die ganze Sache etwas ruhiger angehen«, entgegnete Colleen. »Sonst bist du ausgebrannt, bevor du auch nur fünfunddreißig bist.«

»Ich verspreche dir, ruhiger zu werden, sobald ich Präsident bin.«

»Wer's glaubt, wird selig«, erwiderte Colleen. Im Studio angekommen, führte sie Terese in einen kleinen, abgetrennten Raum, der liebevoll die ›Arena‹ genannt wurde. Hier wurden die neuen Spots zum erstenmal vorgeführt. Sie hatten den Raum in Anlehnung an die Arenen im antiken Rom getauft, wo die Christen den Löwen zum Fraß vorgeworfen worden waren. Bei Willow und Heath fiel es den niederen Creatives zu, die Rolle der Christen zu übernehmen.

»Hast du etwa einen fertigen Film?« fragte Terese. Vorn im Raum war über der Tafel eine Leinwand heruntergelassen. Terese hatte bestenfalls damit gerechnet, ein paar oberflächliche Storyboards begutachten zu können.

»Wir habe ein ›Ripomatic‹ zusammengestellt«, erklärte Colleen. Ein Ripomatic war eine grob zusammengeschnittene Mischung vorhandener Videoaufnahmen, die von anderen Projekten »gestohlen« wurden, um dem ganzen wenigstens den Touch eines Werbespots zu geben. »Ich warne dich«, fügte Colleen hinzu. »Das ist nur wild zusammengewürfeltes Rohmaterial.«

»Zeig her, was du hast.«

Colleen gab einer ihrer Untergebenen ein Zeichen. Das Licht ging aus, und der Videofilm lief ab. Er dauerte genau hundert Sekunden und zeigte ein niedliches, etwa vierjähriges Mädchen mit einer zerbrochenen Puppe. Terese erkannte das Filmmaterial sofort wieder. Es stammte aus einem Spot, den sie selbst vor einem Jahr für eine natio-

nale Spielzeugkette kreiert hatte, die damit warb, daß sie den Kunden ihr kaputtes Spielzeug großzügig durch neues ersetzte. In Colleens ›Ripomatic‹ sah es so aus, als würde das Kind die zerbrochene Puppe zum Doktor in das neue Krankenhaus der National Health bringen. Der Slogan lautete: »Wir kurieren alles - rund um die Uhr.«

Als der Film zu Ende war, ging sofort das Licht an. Für ein paar Sekunden sagte niemand etwas. Schließlich brach Colleen das Schweigen. »Es gefällt dir nicht«, stellte sie fest. »Zu niedlich«, bemerkte Terese.

»Die Idee ist, daß die Puppe in unterschiedlichen Spots unterschiedliche Krankheiten und Verletzungen haben soll«, erklärte Colleen. »Natürlich soll das Kind in den Filmen auch sprechen und die Vorzüge der National Health preisen. In der Print-Werbung lassen wir die Bilder für sich sprechen.«

»Der Spot ist einfach zu niedlich«, wiederholte Terese. »Natürlich ist er nicht schlecht, aber ich weiß genau, daß der Kunde ihn nicht mögen wird - weil Robert ihn via Helen schlecht machen wird.«

»Etwas Besseres haben wir im Moment leider nicht zu bieten«, gestand Colleen. »Du mußt uns unter die Arme greifen. Wir brauchen unbedingt ein paar kreative Instruktionen von dir. Sonst verrennen wir uns in irgendwelchen theoretischen Modellen und kommen keinen Schritt voran. Dann ist die Chance, daß wir nächste Woche irgend etwas präsentieren können, gleich null.«

»Wir müssen etwas finden, das die National Health von AmeriCare abhebt, auch wenn wir wissen, daß die beiden sich in Wahrheit in nichts voneinander unterscheiden«, sagte Terese. Colleen gab ihrer Assistentin zu verstehen, daß sie gehen könne. Als sie weg war, holte sie sich einen Stuhl und ließ sich direkt gegenüber von Terese nieder. »Wir brauchen deine ganz direkte Hilfe.«

Terese nickte. Sie wußte, daß Colleen recht hatte, doch sie fühlte sich geistig gelähmt. »Mein Problem ist, daß ich kaum denken kann; die ungeklärte Personalsituation bindet meine ganze Energie.«

»Vielleicht solltest du einfach mal ein bißchen kürzer treten«, schlug Colleen vor. »Du bist ja ein einziges Nervenbündel.«

»Hast du sonst noch was auf Lager?«

»Wann warst du das letztmal zum Essen aus oder hast eine Kneipe von innen gesehen?«

Terese lachte. »Für solche Späße habe ich schon seit Monaten keine Zeit mehr gehabt.«

»Das ist genau der Punkt. Kein Wunder, daß deine kreativen Energien langsam versiegen. Du mußt dich mal entspannen. Und wenn auch nur für ein paar Stunden. Paß auf. Heute abend gehen wir essen, und danach gönnen wir uns ein paar Drinks. Und wir bemühen uns, einmal nicht über unsere Arbeit zu reden.«

»Ich weiß nicht.« Terese zögerte. »Bei dem engen Termin...«

»Genau deshalb«, widersprach Colleen. »Wir müssen mal ein bißchen Frischluft in unsere Hirnzellen lassen. Vielleicht fällt dann der Groschen. Und komm mir nicht mit Ausreden. Wir gehen heute abend aus, und damit basta.«

8. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 16.35 Uhr

Jack manövrierte sein Mountainbike zwischen zwei Leichenwagen der Health and Hospital Corporation hindurch, die im Eingangsbereich des Gerichtsmedizinischen Instituts geparkt waren, und fuhr direkt bis in die Leichenhalle. Unter normalen Umständen wäre er an der Tür abgestiegen, doch dafür war er im Augenblick einfach zu aufgedreht. Er stellte sein Rad in der Nähe der Hart-Inland-Särge ab, kettete es an und schlenderte leise vor sich hinpfeifend zum Fahrstuhl. Im Vorbeigehen winkte er Sal d'Ambrosio zu, der im Empfangsbüro saß.

»Hallo Chet, alter Junge, wie steht's?« rief Jack, als er forsch ihr gemeinsames Büro betrat.

Chet ließ seinen Kugelschreiber fallen und musterte seinen Kollegen. »Die ganze Welt hat nach dir gesucht. Was zum Teufel hast du gemacht?«

»Ich hab' mich vergnügt«, erwiderte Jack, während er seine Lederjacke auszog. Dann setzte er sich, warf einen Blick auf den Aktenstapel, der sich vor ihm auf dem Tisch türmte. »Nimm's nicht zu locker«, ermahnte ihn Chet. »Einer von denen, die nach dir gesucht haben, war der große Chef persönlich. Ich soll dir von Bingham ausrichten, daß du sofort in sein Büro kommen sollst.«

»Wie aufmerksam«, bemerkte Jack. »Ich hatte schon befürchtet, er hätte mich vergessen.«

»Sei nicht immer so respektlos«, ermahnte Chet ihn noch einmal. »Bingham schien nicht besonders glücklich. Calvin hat übrigens auch vorbeigeschaut und nach dir gefragt. Er hat vor Wut gekocht.«

»Wahrscheinlich brennt er darauf, mir meine zehn Dollar zu zahlen«, sagte Jack, erhob sich und klopfte Chet auf die Schulter.

»Mach dir keine Sorgen um mich. Ich habe einen starken Überlebenstrieb.«

»Sehr witzig«, grummelte Chet.

Während Jack nach unten fuhr, fragte er sich, wie Bingham die aktuelle Situation wohl meistern würde. Seit Jack im Gerichtsmedizinischen Institut arbeitete, hatte er nur sporadisch Kontakt zu seinem Chef gehabt. Um die alltäglichen administrativen Probleme kümmerte sich normalerweise Calvin. »Sie können gleich hineingehen«, sagte Mrs. Sanford, ohne ihr Tippen zu unterbrechen. Jack überlegte, woher sie gewußt hatte, daß er es war.

»Schließen Sie die Tür«, befahl Dr. Harold Bingham. Jack folgte der Anweisung. Binghams Büro war sehr geräumig; der stattliche Schreibtisch stand etwas zurückgesetzt unter einem hohen Fenster mit alten Jalousien. Am anderen Ende des Raumes befand sich ein Bibliothekstisch mit einem Lehmikroskop. An der Wand stand ein Bücherschrank mit Glastüren. »Nehmen Sie Platz.« Jack folgte der Aufforderung.

»Ich bin mir nicht sicher, was ich von Ihnen halten soll.« Bingham hatte eine tiefe, heisere Stimme. »Sie haben heute erstklassige Arbeit geleistet und diese brillante Diagnose gestellt. Doch dann haben Sie nichts Besseres zu tun, als eigenmächtig die Gesundheitsbeauftragte anzurufen, meine Vorgesetzte also. Entweder sind Sie ein vollkommen apolitisches Wesen, oder Sie neigen zur Selbstzerstörung.«

»Wahrscheinlich eine Kombination von beidem«, entgegnete Jack.

»Dreist sind Sie also auch«, stellte Bingham fest. »Das ist ein Teil meiner selbstzerstörerischen Ader«, erklärte Jack und grinste. »Sie hat aber auch eine positive Seite: Ich bin ehrlich.« Bingham schüttelte den Kopf. Jack stellte seine Fähigkeit zur Selbstbeherrschung hart auf die Probe. »Nur damit ich Sie verstehe«, begann er von neuem und fuchtelte mit seinen schaufelgroßen Händen herum. »Ist Ihnen nicht in den Sinn gekommen, daß ich es als anmaßend empfinden könnte, wenn Sie meine Vorgesetzte anrufen, ohne vorher mit mir gesprochen zu haben?«

»Chet McGovern hat versucht, mich davon abzuhalten«, gestand Jack. »Aber mir war es wichtig, die Nachricht so schnell wie möglich weiterzuleiten. Vorsicht ist besser als Nachsicht! Das gilt erst recht angesichts der potentiellen Gefahr einer Epidemie, mit der wir es zu tun haben.«

Für einen Augenblick herrschte Schweigen. Bingham dachte über Jacks Rechtfertigung nach und mußte sich eingestehen, daß sie durchaus stichhaltig war. »Die zweite Angelegenheit, die ich mit Ihnen besprechen muß, betrifft Ihren Besuch im Manhattan General Hospital. Offen gesagt, überrascht mich ihre Entscheidung, persönlich dort hinzugehen. Während Ihrer Orientierungsphase an unserem Institut hat man Ihnen doch beigebracht, daß wir uns bei den Ermittlungen vor Ort normalerweise auf unsere exzellenten Pathologie-Assistenten verlassen. Daran erinnern Sie sich doch, oder?«

»Natürlich. Aber ich dachte, das Auftreten von Pesterregern sei außergewöhnlich genug, um eine außergewöhnliche Vorgehensweise zu rechtfertigen. Ich muß allerdings auch gestehen, daß ich einfach neugierig war.«

»Neugierig!« Bingham verlor kurzfristig die Beherrschung. »Für die bewußte Mißachtung unserer etablierten Institutspolitik ist das die lahmste Ausrede, die ich in den letzten Jahren gehört habe!«

»Es kam noch etwas anderes hinzu«, erklärte Jack. »Da ich weiß, daß das Manhattan General ein AmeriCare-Krankenhaus ist, wollte ich ein bißchen auf dem Skandal herumreiten. Für AmeriCare hab' ich nämlich nichts übrig.«

»Was, um Himmels willen, haben Sie denn gegen AmeriCare?«

»Ist eine persönliche Angelegenheit.«

»Wollen Sie das vielleicht ein bißchen näher ausführen?«

»Lieber nicht«, erwiderte Jack. »Es ist eine lange Geschichte.«

»Dann lassen Sie's eben«, entgegnete Bingham verärgert. »Aber ich werde es nicht hinnehmen, daß Sie einfach ins Manhattan General marschieren und den Leuten da Ihre Gerichtsmediziner-Marke vor die Nase halten, um eine persönliche Rechnung zu begleichen. Das nenne ich schweren Mißbrauch Ihrer Amtsautorität.«

»Ich dachte, es sei ausdrücklich unser Auftrag, uns um alles zu kümmern, was die öffentliche Gesundheit beeinträchtigen könnte«, entgegnete Jack. »Und ein Fall von Pest fällt ja wohl unter diese Rubrik.«

»Da haben Sie recht«, sagte Bingham. »Aber Sie hatten die Gesundheitsbeauftragte doch bereits benachrichtigt. Und die wiederum

hat das Gesundheitsamt alarmiert, welches sofort seinen leitenden Epidemiologen ins Manhattan General geschickt hat. Sie hatten dort nichts zu suchen, und erst recht hatten Sie keine Veranlassung, Ärger zu machen.«

»Wieso habe ich denn Ärger gemacht?«

»Sie haben sowohl den Krankenhauspräsidenten als auch den Epidemiologen vom Gesundheitsamt aufs äußerste verstimmt«, brüllte Bingham. »Der Präsident hat sich im Büro des Bürgermeisters über Sie beschwert, und der Epidemiologe hat die Gesundheitsbeauftragte angerufen. Diese Personen könnte man beide als meine Vorgesetzten bezeichnen, und sie waren von Ihrem Verhalten nicht angetan - was sie mich beide haben wissen lassen.«

»Ich wollte ihnen nur meine Hilfe anbieten«, entgegnete Jack unschuldig.

»Tun Sie mir einen Gefallen«, raunzte Bingham. »Versuchen Sie nie wieder, irgend jemandem Ihre Hilfe anzubieten. Ich verlange von Ihnen, daß Sie hier im Institut bleiben und die Arbeit erledigen, für die wir Sie eingestellt haben. Laut Calvin haben Sie noch jede Menge unerledigte Fälle zu Ende zu bringen.«

»War's das?« fragte Jack, als Bingham eine Pause machte. »Vorerst ja«, erwiderte Bingham. Jack stand auf und ging zur Tür.

»Eins wollte ich Ihnen noch mit auf den Weg geben«, sagte Bingham. »Vergessen Sie nicht, daß Sie ein Jahr Probezeit haben.«

»Ich werd' daran denken.«

Er verließ Binghams Büro und steuerte auf direktem Wege das Büro von Calvin Washington an. Die Tür war angelehnt, Calvin beugte sich über sein Mikrofon.

»Entschuldigen Sie«, rief Jack. »Ich hörte, Sie haben nach mir gesucht.«

Calvin drehte sich um und musterte Jack. »Waren Sie schon beim Chef?« knurrte er.

»Da komme ich gerade her. Ist wirklich beruhigend für mich, daß ich hier so gefragt bin.«

»Behalten Sie Ihre klugscheißerischen Sprüche für sich«, sagte Calvin. »Was wollte Dr. Bingham?«

Jack berichtete, was er gerade zu hören bekommen hatte. »Sie sind ja ziemlich offen«, stellte Calvin fest. »Ich glaube, Sie sollten sich in nächster Zeit am Riemen reißen. Sonst müssen Sie sich bald nach einem neuen Job umsehen.«

»Fürs erste habe ich noch eine bescheidene Bitte«, sagte Jack. »Und die lautet?«

»Wie sieht es mit den zehn Dollar aus?« Calvin starrte Jack verblüfft an.

Schließlich verlagerte er sein Gewicht ein wenig, griff in die Hosentasche, zog sein Portemonnaie heraus und reichte Jack einen Zehndollarschein.

»Den hole ich mir wieder«, schwor er. »Auf alle Fälle«, entgegnete Jack.

Zufrieden, sein Wettgeld eingetrieben zu haben, fuhr er wieder in die vierte Etage. Überrascht sah er Laurie neben Chets Schreibtisch stehen. Die beiden blickten ihm mit erwartungsvoller Unruhe entgegen. »Und?« fragte Chet.

»Was, und?« Jack drängte sich an den beiden vorbei und ließ sich in seinen Stuhl fallen. »Haben sie dich gefeuert?«

»Sieht nicht danach aus«, erwiderte Jack und begann, die neu hereingekommenen Laborberichte aus seinem Korb zu fischen. »Du solltest wirklich vorsichtig sein«, riet ihm Laurie im Hinausgehen. »Während deines ersten Jahres können sie dich jederzeit rausschmeißen.«

»Genau daran hat mich Bingham auch erinnert«, sagte Jack. An der Tür drehte Laurie sich noch einmal um. »Mir wäre das in meinem ersten Jahr um ein Haar passiert«, vertraute sie ihm an. Jack sah von seinen Papieren auf. »Wieso denn?«

»Es hatte mit den aufsehererregenden Überdosis-Fällen zu tun, von denen ich heute morgen gesprochen habe«, sagte sie. »Leider habe ich es mir damals mit Bingham verdorben, weil ich der Sache auf den Grund gehen wollte. Sie waren haarscharf davor, mich rauszuschmeißen. Ich habe die Drohungen von Bingham damals nicht ernst genug genommen. Mach also nicht den gleichen Fehler!« Als Laurie die Tür hinter sich geschlossen hatte, verlangte Chet eine wörtliche

Wiedergabe von Bingham's Standpauke. Jack erzählte ihm alles, woran er sich erinnern konnte, und vergaß nicht zu erwähnen, daß sich der Bürgermeister und die Gesundheitsbeauftragte der Stadt bei Bingham über ihn beschwert hatten. »Sie haben sich speziell über dich beschwert?«

»Offenbar ja. Dabei wollte ich doch nur den Samariter spielen.«

»Was, in Gottes Namen, hast du im Manhattan General nur angestellt?«

»Ich habe mich wieder mal wie der geborene Diplomat benommen«, antwortete Jack. »Ich habe Fragen gestellt und Vorschläge gemacht.«

»Du bist wirklich verrückt«, stellte Chet fest. »Vor ein paar Minuten wärest du um ein Haar gefeuert worden. Aber wofür? Was wolltest du beweisen?«

»Ich wollte gar nichts beweisen.«

»Ich verstehe dich nicht.« Chet resignierte. »Das scheint hier allen so zu gehen«, sagte Jack. »Alles, was ich über dich weiß, ist, daß du in deinem früheren Leben mal Augenarzt warst und daß du jetzt in Harlem lebst und in einer Straßenmannschaft Basketball spielst. Was machst du sonst noch?«

»Du hast alles erwähnt«, erwiderte Jack. »Abgesehen von meiner Arbeit hier im Institut, ist das alles.«

»Was machst du zum Beispiel, wenn du dich mal vergnügen willst?« fragte Chet. »Wenn du ausgehst - wo gehst du dann hin? Ich will ja nicht neugierig sein, aber hast du eine Freundin?«

»Nein, eigentlich nicht«, erwiderte Jack. »Bist du schwul?«

»Nein. Ich bin sozusagen seit einer Weile außer Betrieb.«

»Kein Wunder, daß du dich manchmal so merkwürdig benimmst. Ich werd' dir mal was sagen. Wir gehen heute abend zusammen irgendwo essen, und dann gönnen wir uns noch ein paar Drinks. In meiner Nachbarschaft gibt es eine nette Kneipe, in der wir uns in Ruhe unterhalten können.«

»Es drängt mich aber gar nicht danach, über mich zu reden«, sagte Jack.

»In Ordnung«, entgegnete Chet »Du mußt ja nicht reden. Aber wir

gehen auf jeden Fall aus. Ich glaube, du mußt einfach mal unter ein paar ganz normale Menschen kommen.«
»Was ist schon normal?«

9. Kapitel

Mittwoch, 20. März 1996, 22.15 Uhr

Chet hatte sich durchgesetzt. Was auch immer Jack für Einwände vorgebracht hatte - Chet hatte darauf bestanden, daß sie zusammen essen gingen. Schließlich hatte Jack nachgegeben. Um kurz vor acht hatte er mit seinem Fahrrad den Central Park durchquert, um Chet in einem italienischen Restaurant an der Second Avenue zu treffen.

Nach dem Essen hatte Chet genauso hartnäckig darauf bestanden, noch auf ein paar Drinks in eine nette Kneipe zu ziehen. Als sie nun die Treppe zur Kneipe hinaufstiegen, kamen Jack allerdings Zweifel. In den vergangenen Jahren war er immer um zehn Uhr abends ins Bett gegangen und um fünf Uhr morgens wieder aufgestanden. Jetzt war es viertel nach zehn, er hatte bereits eine halbe Flasche Wein getrunken, und er wurde langsam müde. »Ich weiß nicht, ob das was für mich ist«, sagte er. »Jetzt sind wir schon hier«, drängte Chet. »Komm mit, wenigstens auf ein Bier.«

Jack legte den Kopf in den Nacken und musterte die Fassade des Lokals. Es stand nirgendwo ein Name. »Wie heißt der Laden eigentlich?«

»The Auction House«, sagte Chet und hielt die Tür auf. »Los, beweg deinen Hintern!«

Mit Ausnahme der Theke, die aus Mahagoni gearbeitet war, erinnerte die Inneneinrichtung der Kneipe Jack vage an das Wohnzimmer seiner Großmutter im fernen Des Moines in Iowa. Das Mobiliar bestand aus einer kuriosen Mischung vorwiegend viktorianischer Raritäten. Vor den Fenstern hingen schwere Vorhänge, die hohen Decken waren verziert und hell gestrichen. »Wie wär's, wenn wir uns da drüben hinsetzen?« schlug Chet vor. Er zeigte auf einen kleinen Tisch am Fenster, von dem aus man auf die 89th Street hinuntersehen konnte. Jack ließ sich nieder. Von seinem Platz aus hatte er den ganzen Raum im Blick. Es waren ungefähr fünfzig Gäste da, einige standen um die Theke herum, andere hatten auf den Sofas

Platz genommen. Sie waren alle gut gekleidet und sahen aus, als hätten sie lukrative Jobs. Keiner von ihnen wäre wohl jemals auf die Idee gekommen, sich eine Baseballkappe verkehrt herum auf den Kopf zu setzen. Es waren etwa gleich viele Männer und Frauen. In einer so ›normalen‹ geselligen Umgebung hatte Jack sich schon seit Jahren nicht aufgehalten. Er dachte darüber nach, daß ihm das vielleicht tatsächlich guttat. Schließlich hatte es auch seine Nachteile, ein Einzelgänger zu sein. Während das Stimmengewirr ihn einlullte, fragte er sich, worüber all diese attraktiven Leute wohl reden mochten. Für ihn stand allerdings außer Frage, daß er zu keinem dieser Gespräche irgend etwas beizutragen hatte.

Er ließ seinen Blick zu Chet hinüberschweifen, der an die Theke gegangen war, um zwei Bier zu bestellen. Doch statt zu ordern, war er offenkundig in ein Gespräch mit einer vollbusigen Frau vertieft; sie hatte langes, blondes Haar und trug ein modisches Sweatshirt und enge Jeans. Sie war in Begleitung einer eleganten Freundin, die in ihrem einfachen, dunkelblauen Kostüm und mit dem blondgesträhten Lockenkopf sehr verführerisch aussah. Die Freundin zog es offensichtlich vor, sich auf ihr Weinglas zu konzentrieren.

Für einen Augenblick beneidete Jack seinen Kollegen um die Leichtigkeit, mit der er auf fremde Leute zuing. Während des Essens hatte er völlig unbeschwert von sich erzählt. Unter anderem hatte Jack erfahren, daß Chet erst vor kurzem eine langjährige Beziehung zu einer Kinderärztin beendet hatte und deshalb jetzt wieder verfügbar und ›auf der Suche‹ sei, wie er sich ausgedrückt hatte.

Plötzlich drehte Chet sich zu ihm um. Beinahe gleichzeitig drehten sich auch die beiden Frauen um, und sie fingen an zu lachen. Jack merkte, daß er knallrot wurde. Offensichtlich sprachen sie über ihn. Chet löste sich aus dem Getümmel an der Theke und kam an den Tisch.

»Hey, alter Junge«, flüsterte Chet und stellte sich absichtlich so vor Jack, daß er die beiden Frauen nicht mehr sehen konnte. »Siehst du die beiden Miezen da drüben an der Theke? Was hältst du von den beiden? Ich finde, sie sind 'ne Wucht! Und weißt du, was? Sie wollen dich kennenlernen.«

»Chet, bitte«, sagte Jack. »Bisher hat der Abend ja Spaß gemacht, aber...«

»Komm, sei kein Spielverderber«, unterbrach ihn Chet. »Du darfst mich jetzt nicht hängenlassen. Paß auf - ich bin scharf auf die im Sweatshirt.«

Da Jack wußte, daß es ihn wesentlich mehr Kraft gekostet hätte, sich dem Wunsch von Chet zu widersetzen, kapitulierte er und ließ sich an die Bar bugsieren. Chet machte ihn mit den beiden Frauen bekannt. Jack war sofort klar, was Chet an Colleen so attraktiv fand. Sie war genauso keß und schlagfertig wie er. Terese machte den beiden allerdings einen Strich durch die Rechnung. Sie musterte Jack mit ihren mattblauen Augen einmal von oben bis unten und wandte sich wieder ihrem Weinglas zu. Chet und Colleen waren sofort in eine angeregte Unterhaltung vertieft. Jack starrte den Hinterkopf von Terese an und verfluchte die Situation, in die er sich hatte bringen lassen. Eigentlich wollte er zu Hause in seinem Bett liegen, und nun ließ er sich von einer Frau anöden, die genauso ungesellig war wie er.

»Chet!« rief er nach ein paar Minuten. »Das ist doch pure Zeitverschwendung!«

Plötzlich wirbelte Terese herum. »Pure Zeitverschwendung? Für wen?«

»Für mich«, erwiderte Jack und musterte die Frau, die vor ihm stand. Obwohl sie mager war, hatte sie sinnliche, volle Lippen. Ihre heftige Reaktion überraschte ihn.

»Was glauben Sie, wie ich mich fühle?« raunzte Terese ihn an. »Meinen Sie, ich stehe darauf, von Männern belästigt zu werden, die auf Frauenjagd sind?«

»Jetzt halten Sie aber mal die Luft an!« entgegnete Jack. Auch er wurde langsam wütend.

»Hey, Jack«, mischte Chet sich ein. »Ruhig Blut!«

»Das gleiche gilt für dich, Terese«, ermahnte Colleen ihre Freundin. »Reiß dich zusammen! Wir sind schließlich hier, um uns zu vergnügen.«

»Ich habe keinen Pieps zu dieser Lady gesagt, und sie ist sofort ü-

ber mich hergefallen«, beschwerte sich Jack »Es hat gereicht, wie Sie mich angeglotzt haben«, keifte Terese zurück.

»Nun reicht's aber, ihr Streithähne!« Chet stellte sich zwischen die beiden und warf Jack einen ernsten Blick zu. »Wir sind in dieser Kneipe, um in netter Gesellschaft ein Bierchen zu trinken.«

»Ich gehe jetzt wohl besser nach Hause«, sagte Terese. »Du bleibst gefälligst hier«, befahl Colleen. Dann wandte sie sich an Chet: »Ihre Nerven sind zum Zerreißen gespannt. Damit sie endlich mal zur Ruhe kommt, habe ich darauf bestanden, daß wir heute etwas unternehmen. Ihre Arbeit frißt sie regelrecht auf.«

»Bei Jack sieht's ähnlich aus«, erklärte Chet. »Er hat sich völlig eingeeigelt und geht kaum unter Menschen.« Jack und Terese starrten in verschiedene Richtungen. Sie waren wütend, kamen sich gleichzeitig aber ziemlich albern vor. Chet und Colleen orderten eine Runde Drinks, verteilten sie und setzten ihr Gespräch über Jack und Terese unbeirrt fort. »Jacks soziales Umfeld beschränkt sich auf eine völlig heruntergekommene Gegend, wo er mit Drogensüchtigen und Killern Basketball spielt«, führte Chet aus.

»Wenigstens hat er überhaupt irgendein soziales Umfeld«, entgegnete Colleen. »Dort, wo Terese lebt, wohnen außer ihr nur Achtzigjährige. Ihr aufregendstes Wochenenderlebnis ist es, am Sonntag nachmittag ihren Abfall in den Müllschlucker zu werfen.«

Jack und Terese warfen sich ein paar flüchtige Blicke zu, während sie schweigend an ihren Getränken nippten. »Chet hat erwähnt, daß Sie Arzt sind«, sagte Terese schließlich. »Haben Sie sich auf irgendeinem Gebiet spezialisiert?« Sie klang inzwischen erheblich freundlicher. Jack erklärte ihr, daß er Gerichtsmediziner sei. »Und zwar einer der besten weit und breit«, schaltete Chet sich ein. »Einer, von dem man noch hören wird. Unser Jack hat nämlich heute die Diagnose des Tages gestellt. Obwohl ihm zuerst keiner glauben wollte, hat er einen Pestfall festgestellt.«

»Hier in New York?« fragte Colleen aufgeschreckt. »Im Manhattan General«, antwortete Chet. »Um Gottes willen«, rief Terese. Ich habe dort schon mal gelegen. Pest ist doch absolut selten, oder?«

»Allerdings«, bestätigte Jack. In den USA werden nur wenige Fälle

pro Jahr gemeldet, in der Regel im tiefen Westen - und das auch nur während der Sommermonate.«

»Ist die Pest nicht furchtbar ansteckend?« fragte Colleen. »Unter Umständen ja«, erwiderte Jack. »Vor allem, wenn es sich um Lungenpest handelt, wie bei unserem Fall.«

»Haben Sie keine Angst, daß Sie sich angesteckt haben?« wollte Terese wissen. Unwillkürlich waren sie und Colleen einen Schritt zurückgewichen.

»Nein«, sagte Jack. »Und selbst wenn wir uns angesteckt hätten, könnten wir die Krankheit erst dann übertragen, wenn die Lungenentzündung bei uns bereits ausgebrochen wäre. Sie brauchen also nicht die Flucht zu ergreifen.«

Peinlich berührt kamen die beiden Frauen wieder näher an die Theke heran. »Besteht die Gefahr, daß in der Stadt eine Epidemie ausbricht?« fragte Terese.

»Wenn die Pestbakterien die städtische Nagetierpopulation befallen haben, dann wird es problematisch«, erklärte Jack. »Vor allem, wenn die Ratten infiziert sind und auch noch Rattenflöhe haben - dann könnte die Pest in den Ghattobezirken durchaus zu einem Problem werden. Aber wahrscheinlich würden die Bakterien irgendwann von selbst wieder verschwinden. Den letzten großen Pestausbuch in den USA gab es 1919, und damals haben sich nur zwölf Menschen infiziert. Und zu der Zeit gab es noch nicht einmal Antibiotika. Ich gehe nicht davon aus, daß uns eine Epidemie bevorsteht. Schließlich nimmt man den Zwischenfall im Manhattan General sehr ernst und trifft entsprechende Vorsichtsmaßnahmen.«

»Ich gehe davon aus, daß Sie die Medien informiert haben«, sagte Terese.

»Ich nicht«, erwiderte Jack. »Das ist nicht mein Job.«

»Sollte die Öffentlichkeit nicht gewarnt werden?«

»Ich glaube nicht«, sagte Jack. »Die würden mit ihrer Sensationsgier alles nur noch schlimmer machen. Wenn die Pest auch nur erwähnt wird, geraten die Leute doch schon in Panik. Und Panik ist in diesem Fall kontraproduktiv.«

»Mag sein«, entgegnete Terese. »Aber ich wette, daß die Leute das

anders sehen würden, wenn sie aufgrund einer Vorwarnung die Chance hätten, der Pest zu entkommen.«

»Was wir hier diskutieren, ist sowieso reine Theorie«, sagte Jack. »Die Medien werden auf jeden Fall Wind davon bekommen. Bald wird der Fall durch sämtliche Nachrichten gehen, glauben Sie mir.«

»Wechseln wir lieber das Thema«, schlug Chet vor und sah die beiden Frauen an. »Was machen Sie eigentlich beruflich?«

»Wir arbeiten als Art Directors in einer ziemlich großen Werbeagentur«, erwiderte Colleen. »Das heißt, eigentlich bin nur ich Art Director. Terese ist in die oberen Ränge aufgestiegen und darf sich Creative Director nennen.«

»Klingt ganz schön beeindruckend«, sagte Chet. »Und kurioserweise befassen wir uns zur Zeit am Rande mit Ihrem Metier, nämlich mit der Medizin«, fügte Colleen hinzu. »Was meinen Sie damit?« wollte Jack wissen. »Was haben Sie denn mit Medizin zu tun?«

»Die National Health ist einer unserer Großkunden«, erklärte Terese. »Ich nehme an, der Name ist Ihnen ein Begriff.«

»Leider ja«, erwiderte Jack in mißbilligendem Tonfall. »Haben Sie etwas gegen die National Health?«

»Könnte man so sagen.«

»Darf ich fragen, warum?«

»Ich habe vor allem etwas gegen Werbung in der Medizin«, erklärte Jack. »Besonders gegen die Art von Werbung, mit der die neuen Gesundheitsversorgungsgiganten uns überziehen.«

»Aber warum denn?« hakte Terese nach.

»Weil diese Kampagnen nur einen Zweck erfüllen: den großen Unternehmen neue Mitglieder zu beschern und damit deren Profit zu erhöhen. Dabei beruhen all diese Kampagnen auf maßlosen Übertreibungen, Halbwahrheiten und der Heuchelei, bessere Krankenhäuser zu haben als die Konkurrenz. Die wirkliche Qualität der Gesundheitsversorgung spielt doch für die Werbung keine Rolle. Dazu verschlingt die ganze Werbung einen Haufen Geld, und das ist der eigentliche Skandal. Jeder Dollar, der für die Werbung verpulvert wird, muß bei der Patientenversorgung eingespart werden.«

»Sind Sie fertig?« fragte Terese.

»Wenn ich noch ein bißchen nachdenke, fällt mir bestimmt noch mehr ein«, erwiderte Jack.

»Ich muß Ihnen nämlich aufs schärfste widersprechen.« Terese erieferte sich genauso wie Jack. »Ich glaube, daß die Werbung durchaus Unterschiede herauszustellen vermag, und daß der Kunde von dem Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen Anbietern letztendlich profitiert.«

»So sollte es vielleicht sein«, bemerkte Jack. »Die Realität sieht aber anders aus.«

»Schluß jetzt, ihr beiden!« mischte Chet sich ein und stellte sich zum zweitenmal zwischen Jack und Terese. »Ihr geratet ja schon wieder außer Kontrolle. Laßt uns das Thema wechseln! Können wir nicht mal über etwas Neutrales reden, zum Beispiel über Sex oder Religion?«

Colleen lachte und gab Chet einen freundschaftlichen Klap auf die Schulter.

Während der nächsten halben Stunde redeten sie tatsächlich über Religion, und Jack und Terese vergaßen ihren kurzen Disput. Da Chet ein gewitzter Erzähler war, mußten sie sogar lachen. Um viertel nach elf sah Jack zufällig auf die Uhr und erschrak.

»Tut mir leid, Leute«, unterbrach er das Gespräch. »Ich muß aufbrechen. Schließlich habe ich noch eine Radtour vor mir.«

»Eine Fahrradtour?« fragte Terese entgeistert. »Sie fahren in dieser Stadt Fahrrad?«

»Er ist lebensmüde«, erklärte Chet. »Wo wohnen Sie denn?« wollte Terese wissen. »Auf der Upper West Side«, erwiderte Jack. »Fragen Sie ihn lieber mal, was er unter ›upper‹ versteht«, stichelte Chet.

»Also, wo genau wohnen Sie nun?« hakte Terese nach. »Auf der 106th Street«, antwortete Jack. »Jetzt wissen Sie's ganz genau.«

»Sie wollen mir doch wohl nicht weismachen, daß Sie um diese Uhrzeit noch durch den Central Park fahren?« fragte Terese.

»Ich bin ziemlich schnell mit meinem Rad«, entgegnete Jack. »Also, für mich klingt das, als wären Sie darauf aus, Schwierigkeiten zu bekommen«, sagte Terese, während sie sich bückte, um ihre Handtasche aufzuheben. »Ich habe zwar keine Radtour vor mir, aber mein

Bett wartet auf mich.«

»Einen Augenblick«, schaltete Chet sich ein und legte locker einen Arm um Colleens Schulter. »Schließlich sind Colleen und ich für diesen Abend verantwortlich. Hab' ich recht, Colleen?«

»Ja, genau«, stimmte sie zu.

»Wir haben etwas beschlossen«, fügte Chet selbstgewiß hinzu. »Ihr beiden könnt erst nach Hause gehen, wenn ihr euch damit einverstanden erklärt, daß wir morgen abend alle zusammen essen gehen.«

Colleen schüttelte den Kopf und wand sich aus Chets Arm. »Ich fürchte, daraus wird nichts«, sagte sie. »Wir haben eine völlig unmögliche Deadline einzuhalten, deshalb werden wir wohl jede Menge Überstunden machen müssen.«

»An welches Restaurant hattet ihr denn gedacht?« fragte Terese. Colleen sah ihre Freundin mit großen Augen an. »Wie wär's mit Elaine's, gleich hier um die Ecke?« schlug Chet vor. »Gegen acht. Wenn wir Glück haben, sehen wir sogar ein paar Berühmtheiten.«

»Ich glaube nicht, daß ich kommen kann«, meldete sich Jack. »Deine Ausreden zählen heute nicht«, erklärte Chet. »Mit deiner angeblich so harmlosen Straßengang kannst du ein andermal spielen. Morgen gehst du mit uns essen.« Jack war zu müde, um zu widersprechen, und zuckte nur mit den Achseln.

»Dann steht der Termin also?« fragte Chet. Alle nickten.

Die beiden Frauen nahmen ein Taxi und boten Chet an, mit ihnen zu fahren, doch er lehnte ab, weil er bis zu seiner Wohnung nur ein paar Schritte zu gehen hatte.

»Wollen Sie Ihr Fahrrad heute nacht nicht lieber mal stehenlassen?« wandte sich Terese an Jack.

»Auf keinen Fall«, erwiderte er. Dann schwang er sich auf den Sattel und brauste winkend über die Second Avenue davon.

Terese nannte dem Taxifahrer die erste Adresse, die er ansteuern sollte, woraufhin das Taxi nach links in die Second Avenue einbog und in Richtung Süden davonfuhr. Colleen, die Chet noch aus dem Rückfenster zugewunken hatte, wandte sich ihr zu.

»Was für eine Überraschung«, sagte sie. »Da lernt man doch glatt

in einer Kneipe zwei anständige Männer kennen. Offenbar passiert einem so etwas immer dann, wenn man am wenigsten damit rechnet.«

»Die beiden sind wirklich ganz nett«, stimmte Terese ihr zu. »Ich habe ihnen anfangs wohl Unrecht getan. Und Gott sei Dank haben sie nicht über Sport oder den Aktienmarkt palavert. Normalerweise können sich die Männer in dieser Stadt doch über nichts anderes unterhalten.«

»Das Witzigste an der Sache ist, daß meine Mutter mir schon seit eh und je in den Ohren liegt, ich möge mich doch mal mit einem Arzt einlassen«, sagte Colleen und lachte. »Ich glaube, keiner von den beiden ist ein typischer Arzt«, entgegnete Terese. »Vor allem Jack nicht. Er ist ziemlich seltsam. Irgend etwas muß ihn ganz schön verbittert haben. Außerdem scheint er ein bißchen verrückt zu sein. Oder kannst du dir vorstellen, wie man sich in dieser Stadt freiwillig aufs Fahrrad wagen kann?«

»Das kann ich mir jedenfalls noch eher vorstellen als das, womit die beiden sich beschäftigen. Würdest du vielleicht gern den ganzen Tag an Leichen herumhantieren?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte Terese. »Kann auch nicht schlimmer sein, als sich den ganzen Tag mit unseren Kundenbetreuern herumzuschlagen.«

»Du hast mich übrigens ganz schön geschockt, als du zugestimmt hast, morgen abend mit den beiden essen zu gehen«, sage Colleen.

»Genau wegen unserer Deadline habe ich eingewilligt«, entgegnete Terese und lächelte konspirativ. »Ich möchte mich noch einmal mit Jack Stapleton unterhalten. Denn ob du's glaubst oder nicht, Jack hat mich auf eine großartige Idee für eine neue National-Health-Kampagne gebracht! Ich wage mir gar nicht auszumalen, wie er reagieren würde, wenn er davon wüßte. So, wie er die Werbung haßt, würde er wahrscheinlich einen Anfall bekommen.«

»Raus mit der Sprache! Was für eine Idee hast du?« drängte Colleen.

»Diese Pestgeschichte hat mich darauf gebracht«, erklärte Terese. »Da AmeriCare der einzige wirkliche Konkurrent der National

Health ist, müssen wir doch einfach nur herausstellen, daß im größten Krankenhaus von AmeriCare die Pest ausgebrochen ist. Diese Geschichte ist so unheimlich, daß die Leute scharenweise zur National Health überwechseln werden.« Colleen fiel die Kinnlade herunter. »Wir können doch nicht diesen Pestfall ausschlagen.«

»Bist du verrückt? Ich will doch nicht den Pestfall in den Vordergrund stellen«, erwiderte Terese. »Ich will lediglich herausstellen, daß das Krankenhaus der National Health neu und so sauber ist. Die Öffentlichkeit wird ganz von allein den Pestzwischenfall mit dem AmeriCare-Krankenhaus assoziieren und die entsprechende Schlußfolgerung ziehen. Ich weiß, wie es im Manhattan General aussieht. Ich habe schließlich mal dort gelegen. Sie mögen es ja renoviert haben, aber es sind nach wie vor alte Gemäuer. Ich sehe schon unsere Spots, in denen die Patienten im National-Health-Krankenhaus vom Fußboden essen, wodurch wir suggerieren: ›Seht her, wie sauber es hier ist‹. Ein neues und sauberes Krankenhaus - genau das wollen die Leute haben. Vor allem, wo jetzt so ein Zirkus darum gemacht wird, daß die Bakterien angeblich wieder auf dem Vormarsch sind und zusehends gegen Antibiotika resistent werden.«

»Eine tolle Idee«, rief Colleen. »Wenn es der National Health Care mit so einer Kampagne nicht gelingt, AmeriCare Marktanteile abzugeben, dann hilft wahrscheinlich gar nichts.«

»Mir ist sogar schon ein Slogan eingefallen«, sagte Terese stolz. ›Wir verdienen Ihr Vertrauen. Gesundheit steht bei uns im Mittelpunkt!‹ Wie klingt das?«

»Klasse!« rief Colleen. »Ich werde morgen früh sofort das ganze Team daransetzen.«

10. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 7.25 Uhr

Jack funktionierte wie ein Uhrwerk; jeden Morgen erreichte er das Gerichtsmedizinische Institut etwa um die gleiche Zeit. An diesem Morgen allerdings hatte er sich um zehn Minuten verspätet, denn er war mit einem leichten Katergefühl aufgewacht. Um seinen Brummschädel zu besänftigen, war er ein paar Minuten länger unter der Dusche geblieben, und auf seiner Slalomtour die Second Avenue hinunter hatte er auch nicht ganz so kräftig in die Pedale getreten wie sonst.

Als er die First Avenue überquerte, entdeckte er etwas, das er um diese Tageszeit noch nie gesehen hatte. Vor dem Gebäude des Gerichtsmedizinischen Instituts stand ein Fernseh-Übertragungswagen mit ausgefahrener Hauptantenne. Er änderte seine Fahrtrichtung und fuhr einmal um den Wagen herum. Drinnen befand sich niemand. Als er zum Haupteingang des Instituts hinüberschaute, sah er mehrere Reporter und Kameralleute die Tür belagern.

Neugierig geworden, radelte Jack zum Eingang, stellte sein Fahrrad an den gewohnten Platz und stürmte nach oben in den ID-Raum, indem die Angehörigen zur Identifizierung ihrer Toten geführt wurden.

Wie immer waren Laurie und Vinnie schon an ihrem Arbeitsplatz. Jack begrüßte sie kurz und ging weiter. In der Eingangshalle gab es einen regelrechten Menschauflauf. »Was zum Teufel ist denn hier los?« fragte Jack, während er sich zu Laurie umdrehte.

»Das solltest du ja wohl am besten wissen«, erwiderte Laurie. Sie war gerade dabei, die Einteilung der an diesem Tag durchzuführenden Autopsien vorzunehmen. »Alles wegen der Pest-Epidemie!«

»Wieso Epidemie? Hat es etwa noch mehr Fälle gegeben?«

»Hast du denn noch nicht davon gehört? Es kam doch in den Morgenachrichten im Fernsehen.«

»Ich besitze gar keinen Fernseher«, erklärte Jack. »Da, wo ich

wohne, bringt man sich nur in Schwierigkeiten, wenn man einen hat.«

»In der vergangenen Nacht sind uns zwei weitere Fälle zugeführt worden«, sagte Laurie. »Bei einem handelt es sich mit Sicherheit um ein Pestopfer - oder man geht zumindest davon aus, weil das Krankenhaus diesmal selbst einen Immunofluoreszenstest gemacht hat, und der war positiv. Bei dem anderen Opfer wird aufgrund der klinischen Symptome ebenfalls Pest als Todesursache vermutet; der Immunofluoreszenstest war allerdings negativ. Außerdem habe ich gehört, daß es zahlreiche weitere Patienten geben soll, die Fieber haben und unter Quarantäne gestellt worden sind.«

»Und das alles im Manhattan General?«

»Offensichtlich ja.«

»Hatten die Opfer direkten Kontakt mit Donald Nodelman?« wollte Jack wissen.

»Ich hatte noch keine Zeit, mir die Akten näher anzusehen«, sagte Laurie. »Interessieren dich die Fälle? Wenn ja, kannst du sie übernehmen.«

»Ja, gern«, sagte Jack. »Welches ist das Opfer, bei dem wir ziemlich sicher von Pest ausgehen können?«

»Katherine Mueller«, erwiderte Laurie und schob Jack die Akte der Patientin zu.

Jack ließ sich auf der Kante von Lauries Schreibtisch nieder und nahm sich die Akte vor. Er zog den Ermittlungsbericht heraus und begann zu lesen. Die Frau war um vier Uhr nachmittags in die Notaufnahme des Manhattan General eingeliefert worden, wo man sofort die Diagnose gestellt hatte: ein akuter Fall von Pest im fortgeschrittenen Stadium. Obwohl man ihr hohe Dosen von Antibiotika verabreicht hatte, war sie neun Stunden später tot gewesen.

Jack sah nach, wo die Frau gearbeitet hatte, und es überraschte ihn kaum, daß sie im Manhattan General Hospital angestellt gewesen war. Er ging davon aus, daß sie direkten Kontakt zu Nodelman gehabt hatte. Leider gab der Bericht keinen Aufschluß darüber, in welcher Abteilung die Frau gearbeitet hatte. Während er den Bericht weiterstudierte, lobte er im stillen die Arbeit von Janice. Nach dem

Telefongespräch, das er am Tag zuvor mit ihr geführt hatte, hatte sie diesmal zusätzliche Informationen aufgeführt. Katherine Mueller war weder gereist, noch hatte sie Haustiere besessen oder Besucher empfangen. »Und wo ist der Fall, bei dem bloß ein Verdacht auf Pest besteht?« wandte Jack sich erneut an Laurie. Sie schob ihm eine zweite Akte zu.

Jack öffnete sie und war ziemlich überrascht. Das Opfer hatte weder im Manhattan General gearbeitet, noch schien es auf den ersten Blick so, als hätte es Kontakt zu Donald Nodelman gehabt. Die Verstorbene hieß Susanne Hard, hatte allerdings auf einer anderen Station gelegen als Nodelman. Sie war in der Abteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe behandelt worden und hatte gerade ein Baby zur Welt gebracht! Jack war fassungslos. Der Bericht besagte, daß Susanne vierundzwanzig Stunden nach ihrer Einlieferung ins Krankenhaus wie aus heiterem Himmel unter Fieber, Muskelschmerzen, Kopfschmerzen, allgemeiner Entkräftung und Husten mit Auswurf gelitten hatte. Diese Symptome waren ungefähr achtzehn Stunden nach einem Kaiserschnitt aufgetreten, mit dem ein gesundes Kind geholt worden war. Acht Stunden nach dem Auftreten der Symptome war die Patientin tot gewesen.

Aus purer Neugier suchte Jack nach Susannes Adresse, denn er erinnerte sich, daß Nodelman in der Bronx gelebt hatte. Doch Susanne Hard hatte am Sutton Place South in Manhattan gewohnt, eine Gegend, die man kaum als Ghetto bezeichnen konnte. Jack las weiter und erfuhr, daß Susanne seit dem Beginn ihrer Schwangerschaft nicht mehr gereist war. Was Haustiere anging, so hatte sie einen alten, aber gesunden Pudel besessen. Drei Wochen zuvor hatte sie einen Geschäftspartner ihres Ehemanns bewirtet, der aus Indien zu Besuch war und von dem es hieß, daß er sich bester Gesundheit erfreut habe. »Ist Janice Jaeger noch da?« fragte Jack.

»Vor einer Viertelstunde war sie noch in ihrem Büro«, sagte Laurie.

Genau wie am Morgen zuvor traf Jack Janice an ihrem Arbeitsplatz vor. »Sie sind ja vielleicht eine fleißige Staatsbedienstete«, rief er ihr von der Tür aus zu.

Janice sah auf. Ihre Augen waren vor Müdigkeit gerötet. »In letzter

Zeit sterben einfach zu viele Leute. Ich versinke in Arbeit. Aber eins müssen Sie mir noch sagen, bevor ich nach Hause gehe: Habe ich bei den Infektionsfällen der vergangenen Nacht die richtigen Fragen gestellt?«

»Haargenau die richtigen«, erwiderte Jack. »Ich bin wirklich beeindruckt. Trotzdem möchte ich noch ein paar weitere Fragen loswerden.«

»Schießen Sie los!«

»Wissen Sie, ob die Patientinnen von der Gynäkologischen Abteilung mit den Patienten der Inneren in Berührung kommen?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Janice. »Aber ich kann es mir eigentlich nicht vorstellen.«

»Ich auch nicht«, stimmte Jack ihr zu. Aber wenn es keinerlei Kontakt gegeben hatte - wie konnte Susanne Hard sich dann angesteckt haben? Obwohl es vielleicht albern war, überlegte Jack, ob nicht vielleicht doch ein Rudel infizierter Ratten im Belüftungssystem der siebten Etage hauste.

»Wollen Sie noch etwas von mir wissen?« fragte Janice. »Ich möchte nämlich Feierabend machen und muß vorher diesen letzten Bericht zu Ende bringen.«

»Ja, eins interessiert mich noch«, sagte Jack. »Sie haben angeführt, daß Katherine Mueller im Manhattan General gearbeitet hat, aber Sie haben nicht vermerkt, in welcher Abteilung. Wissen Sie, ob sie Krankenschwester war oder eine Mitarbeiterin des Labors?«

Janice durchstöberte ihre Notizen und zog ein Blatt mit Daten über den Fall Mueller hervor. Nachdem sie einen kurzen Blick darauf geworfen hatte, sagte sie: »Weder noch. Sie hat im Zentralmagazin des Krankenhauses gearbeitet.«

»Oh nein, das können Sie mir nicht antun«, rief Jack enttäuscht. »Tut mir leid«, sagte Janice. »Aber so wurde es mir berichtet.«

»Sie können ja nichts dafür.« Jack winkte ab. »Ich hätte mich nur gefreut, wenn bei diesem Pestausruch irgendwo ein Fünkchen Logik zu erkennen gewesen wäre. Aber wie soll eine Mitarbeiterin aus dem Zentralmagazin mit einer Patientin von der siebten Etage in Berührung gekommen sein? Wo befindet sich eigentlich das Zentral-

magazin?»

»Ich glaube, in der gleichen Etage wie die Operationssäle«, erwiderte Janice. »Also in der dritten.«

»Okay, vielen Dank«, sagte Jack. »Ich empfehle Ihnen, bald nach Hause zu gehen, damit Sie mal etwas Schlaf bekommen.«

»Ich werd's versuchen.«

Tief in Gedanken versunken ging Jack zurück in Richtung ID-Raum. Normalerweise konnte man den Ursprung einer ansteckenden Krankheit leicht feststellen, indem man die Verbreitung bis zu einer bestimmten Familie oder Menschengruppe zurückverfolgte. Es gab immer einen ersten Fall; alle weiteren waren irgendwie mit diesem in Berührung gekommen, und zwar entweder direkt oder durch einen Überträger, wie zum Beispiel ein Insekt. Wie sich eine Seuche ausbreitete, war also kein Geheimnis. Aber bei diesem Pestausbruch schien alles anders zu verlaufen. Das einzige, was die Opfer miteinander verband, war, daß sie alle im Manhattan General gestorben waren. Geistesabwesend winkte Jack Sergeant Murphy zu, der offenbar gerade in seinem Büro-Kabäuschen angekommen war. Der fröhliche irische Polizist winkte freudig zurück. Jack grübelte angestrengt und verlangsamte seinen Schritt. Bei Susanne Hard waren die Symptome an ihrem ersten Tag im Krankenhaus aufgetreten. Da man allgemein davon ausging, daß die Inkubationszeit bei Pest mindestens zwei Tage betrug, mußte sie sich also vor ihrer Einlieferung infiziert haben. Jack ging noch einmal zurück zu Janice' Büro.

»Eins würde mich noch interessieren«, rief er ihr zu. »Wissen Sie vielleicht zufällig, ob Mrs. Hard auch schon in den Tagen vor ihrer Einlieferung im Manhattan General gewesen ist?«

»Ihr Mann sagt nein«, erwiderte Janice. »Ich habe ihn ausdrücklich danach gefragt. Offenbar hat Mrs. Hard das Krankenhaus so sehr gehaßt, daß sie erst in letzter Minute gekommen ist.« Jack nickte und bedankte sich, doch was er gehört hatte, beunruhigte ihn nur noch mehr. Er wandte sich um und ging wieder in Richtung ID-Raum. Nun mußte er davon ausgehen, daß die Seuche beinahe gleichzeitig an zwei, wenn nicht gar an drei Orten ausgebrochen war. Das war jedoch höchst unwahrscheinlich und ließ ihn eine andere Möglichkeit

in Erwägung ziehen. Vielleicht war die Inkubationszeit extrem kurz gewesen, weniger als vierundzwanzig Stunden. Das würde bedeuten, daß Susanne Hard sich ihre Krankheit durch eine Nosokomialinfektion zugezogen hatte, wie er es auch schon bei Nodelman und Mueller vermutet hatte. Doch auch diese Theorie schien fragwürdig, denn sie setzte voraus, daß die Infektionsdosis ungeheuer groß gewesen sein mußte. Wie viele infizierte Ratten konnten schon in dem Belüftungssystem hausen und alle zur gleichen Zeit die Bakterien aushusten?

Zurück im ID-Raum, nahm Jack dem etwas zögerlichen Vinnie den Sportteil der *Daily News* aus der Hand und forderte ihn auf, ihm hinunter in die Leichenhalle zu folgen. »Wieso stehst du eigentlich immer so früh auf der Matte?« klagte Vinnie. »Du bist der einzige, der so früh mit der Arbeit anfängt. Hast du denn kein Zuhause?«

Zur Antwort drückte Jack ihm die Akte von Katherine Mueller vor die Brust. »Kennst du nicht das Sprichwort ›Morgenstund' hat Gold im Mund?«

»Ach, du Schande«, entgegnete Vinnie. Er öffnete die Akte. »Ist dies für heute morgen unser erster Fall?«

»Eigentlich ist es egal, mit welchem der beiden Fälle wir anfangen«, erwiderte Jack. »Bei diesem können wir ziemlich sicher davon ausgehen, daß das Opfer an Pest gestorben ist. Also sieh zu, daß dein Mondanzug auch wirklich dicht ist.«

Eine Viertelstunde später begann Jack mit der Autopsie. Zunächst nahm er das Äußere der Leiche sehr gründlich in Augenschein, wobei er vor allen Dingen nach Spuren von Insektenbissen Ausschau hielt. Das war allerdings kein leichtes Unterfangen, denn Katherine Mueller war eine übergewichtige, vierundvierzigjährige Frau mit Hunderten von Sommersprossen und anderen kleinen Hautflecken. Obwohl ihm einige Hautverletzungen verdächtig erschienen, war Jack sich bei keinem dieser Flecke sicher, ob es sich um einen Insektenbiß handelte. Vorsichtshalber fotografierte er sie alle. »Keine Gangrän zu entdecken«, bemerkte Vinnie. »Purpura auch nicht«, stellte Jack fest.

Als er mit der Untersuchung der inneren Organe begann, waren

weitere Kollegen im Sektionssaal eingetroffen und hatten sich an ihre Arbeit gemacht. Einige konnten sich den Kommentar nicht verkneifen, daß Jack sich offenbar zum örtlichen Pest-Experten gemausert habe, doch Jack ignorierte das Gerede. Er war voll und ganz in seine Arbeit vertieft.

Mit ihrer fortgeschrittenen Lobärpneumonie, die Hepatisation und dem beginnenden Absterben von Gewebezellen ähnelten die Lungen von Katherine Mueller denen von Nodelman. Die Halslymphgefäße der Frau waren ebenso befallen wie die Lymphknoten im Bereich des Bronchialbaumes. »Ist ja wirklich beängstigend«, sagte Jack. »Das brauchst du mir nicht zu erzählen«, entgegnete Vinnie. »Immer wenn ich diese Infektionsfälle sehe, denke ich, daß ich besser Gärtner geworden wäre.«

Jack war fast fertig mit der Untersuchung der inneren Organe, als Calvin den Raum betrat. Seine riesige Silhouette war einfach unverkennbar. Er kam in Begleitung eines anderen Mannes, der nur halb so groß war wie er. Calvin steuerte direkt auf Jacks Tisch zu.

»Gibt es irgend etwas Außergewöhnliches?« fragte er, während er einen Blick in die Schale mit den inneren Organen warf. »Was die inneren Organe angeht, sieht es hier genauso aus wie gestern bei Nodelman«, erwiderte Jack.

»Gut«, bemerkte Calvin und richtete sich auf. Dann stellte er Jack den Gast vor. Es war Clint Abelard, der leitende Epidemiologe der Stadt New York.

Jack erkannte das hervorstehende Kinn des Mannes wieder, doch das Plastikvisier seiner Schutzmaske reflektierte so stark, daß er die Eichhörnchenaugen nicht sah.

»Wie Dr. Bingham mir mitgeteilt hat, kennen Sie sich bereits«, hob Calvin an.

»In der Tat«, sagte Jack. Der Epidemiologe zeigte keine Reaktion. »Dr. Abelard versucht, dem Ursprung dieses Pestausbruchs auf die Spur zu kommen«, erklärte Calvin. »Das finde ich sehr löblich«, bemerkte Jack. »Er ist zu uns gekommen, um zu sehen, ob er uns mit wichtigen Informationen unter die Arme greifen kann«, sagte Calvin.

»Vielleicht geben Sie ihm einen kurzen Überblick über Ihre Befun-

de.«

»Mit Vergnügen.« Jack begann mit den Ergebnissen der äußeren Untersuchung und wies auf die Hautveränderungen hin, die seiner Meinung nach möglicherweise auf Insektenstiche hindeuteten. Dann referierte er in groben Zügen über die Befunde der inneren Untersuchung, wobei er sich auf die Lungen, die Lymphgefäße, die Leber und die Milz konzentrierte. Während seines gesamten Vortrags sagte Clint Abelard kein einziges Wort.

»Wie Sie sehen, sind die Symptome bei diesem Fall genauso stark ausgeprägt wie bei Nodelman. Kein Wunder, daß beide Patienten so schnell gestorben sind.«

»Was ist mit dem Fall Hard?« fragte Clint. »Den nehme ich mir als nächsten vor.«

»Darf ich Ihnen dabei über die Schulter sehen?« Jack zuckte mit den Achseln. »Das muß Dr. Washington entscheiden.«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Calvin.

»Dürfte ich Ihnen vielleicht auch eine Frage stellen?« wandte Jack sich an Dr. Abelard. »Haben Sie schon eine Theorie, wo die Pest hergekommen sein könnte?«

»Noch keine fertige Theorie«, brummte Clint. »Jedenfalls jetzt noch nicht.«

»Haben Sie denn irgendeine Vermutung?« bohrte Jack weiter und bemühte sich, seinen Sarkasmus zu unterdrücken. Clints Laune schien sich seit dem Vortag nicht gebessert zu haben. »Wir versuchen herauszufinden, ob die Nagetierpopulation in der Nähe des Krankenhauses von Pest befallen ist«, schnaubte Clint verächtlich.

»Eine hervorragende Idee«, erwiderte Jack. »Und wie gehen Sie dabei vor - wenn man fragen darf?«

Clint zögerte mit seiner Antwort, als gelte es, ein Staatsgeheimnis zu hüten.

»Wir haben das *Center for Disease Control* eingeschaltet«, enthüllte er schließlich. »Sie haben uns jemanden von ihrer Seuchen-Abteilung geschickt. Er ist dafür zuständig, die Viecher einzufangen und zu untersuchen.«

»Und - hat er schon Erfolg gehabt?«

»Ein paar von den Ratten, die er letzte Nacht gefangen hat, waren tatsächlich krank«, erwiderte Clint. »Aber sie hatten keine Pest.«

»Was ist mit dem Krankenhaus?« bohrte Jack weiter, unbeeindruckt davon, daß Clint offensichtlich nicht zum Reden aufgelegt war. »Die Frau, die wir gerade obduziert haben, hat im Zentralmagazin gearbeitet. Es scheint, daß auch sie sich die Krankheit durch eine Nosokomialinfektion zugezogen hat. Glauben Sie, sie hat sich direkt bei Nodelman angesteckt? Oder meinen Sie, es gibt im Krankenhaus oder dessen Umgebung einen primären Infektionsherd, mit dem sie in Berührung gekommen sein könnte?«

»Wir wissen es nicht«, gestand Clint.

»Mal angenommen, sie hat sich bei Nodelman angesteckt«, fuhr Jack fort, »haben Sie für diesen Fall eine Ahnung, auf welchem Weg die Bakterien dann übertragen worden sein könnten?«

»Wir haben das Belüftungssystem und die Klimaanlage des Krankenhauses gründlich unter die Lupe genommen«, erklärte Clint. »Sämtliche Filter waren da, wo sie hingehören, und sie waren allesamt in den vorgeschriebenen Abständen ausgewechselt worden.«

»Wie sieht es mit dem Labor aus?« fragte Jack. »Was meinen Sie damit?«

»Wissen Sie, daß der leitende Laborassistent der mikrobiologischen Abteilung den Laborchef sogar darauf hingewiesen hat, daß es einen Pestfall geben könnte? Das bloße klinische Erscheinungsbild von Nodelman hatte ihn zu der Annahme verleitet, doch der Laborchef hat ihn davon abgebracht, seinem Verdacht nachzugehen.«

»Das ist mir neu«, grummelte Clint.

»Wenn der leitende Laborassistent seiner Vermutung nachgegangen wäre, hätte er die Diagnose stellen und die entsprechende Therapie einleiten können«, fuhr Jack fort. »Wer weiß - vielleicht hätte Nodelman gerettet werden können. Das Problem ist nur, daß der Laborbetrieb im Manhattan General auf Druck von AmeriCare auf Sparflamme gefahren wird. »Von diesen organisatorischen Dingen weiß ich nichts«, entgegnete Clint. »Aber unabhängig davon hätte es den Pestfall trotzdem gegeben.«

»Da haben Sie recht«, erwiderte Jack. »Aber wie dem auch sei - es

gilt nach wie vor herauszufinden, wo die Krankheit ihren Ausgang genommen hat. Und leider Gottes scheinen Sie in dieser Angelegenheit kein bißchen klüger zu sein als gestern.« Hinter seinem Plastikvisier grinste Jack in sich hinein. Es bereitete ihm ein diebisches Vergnügen, den Epidemiologen vorzuführen. »Ein bißchen weiter bin ich schon«, brummte Clint. »Gibt es unter den Angestellten des Krankenhauses schon Krankheitsfälle?« wollte Jack wissen.

»Ein paar Krankenschwestern haben Fieber und sind unter Quarantäne gestellt worden«, sagte Clint. »Es steht noch nicht fest, daß sie die Pest haben, aber wir müssen es befürchten. Sie hatten alle direkten Kontakt zu Nodelman.«

»Wann werden Sie die Leiche von Susanne Hard untersuchen?« schaltete Calvin sich nun ein.

»In etwa zwanzig Minuten«, sagte Jack. »Sobald Vinnie alles für die Obduktion vorbereitet hat.«

»Ich werd' jetzt meine Runde drehen und mir die anderen Fälle ansehen.« Calvin wandte sich an Clint. »Wollen Sie bei Dr. Stapleton bleiben, oder wollen Sie mich begleiten?«

»Ich denke, ich werde Sie begleiten, wenn Sie nichts dagegen haben«, erwiderte Clint.

»Ach, übrigens«, sagte Calvin zu Jack. »Oben hat sich eine ganze Horde von Reportern versammelt, die wie Bluthunde um unser Institut herumstreunen. Ich möchte nicht, daß Sie auf eigene Faust irgendwelche Presseerklärungen abgeben. Sämtliche Verlautbarungen des Gerichtsmedizinischen Instituts gehen über den Tisch von Mrs. Donnatello und ihrer Presseabteilung.«

»Ich würde nicht im Traum darauf kommen, mit irgendwelchen Leuten von der Presse zu reden«, versicherte Jack. Calvin marschierte zum nächsten Tisch. Clint blieb ihm dicht auf den Fersen.

11. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 9.30 Uhr

Mr. Lagenthorpe, hören Sie mich?« rief Dr. Doyle seinem Patienten ins Ohr. Donald Lagenthorpe, ein achtunddreißig Jahre alter Afro-amerikaner, der als Ingenieur in einer Ölraffinerie arbeitete, litt unter chronischem Asthma. An diesem Morgen hatten seine Atembeschwerden ihm so sehr zu schaffen gemacht, daß er schon um kurz nach drei aufgewacht war. Zunächst hatte er den Asthmaanfall mit den üblichen Medikamenten zu bekämpfen versucht, die er zu Hause hatte. Doch als das nicht half, hatte er sich um vier in die Notaufnahme des Manhattan General bringen lassen. Nachdem auch die stärkeren Medikamente gegen besonders akute Attacken nicht gewirkt hatten, war um viertel vor fünf Dr. Doyle verständigt worden.

Donald schlug die Augen auf. Er hatte nicht geschlafen, er hatte nur versucht, sich etwas auszuruhen. Der Asthmaanfall war beängstigend gewesen und hatte ihn völlig erschöpft. »Wie geht es Ihnen?« fragte Dr. Doyle. »Ich weiß, was Sie durchgemacht haben. Sie müssen sehr müde sein.« Dr. Doyle war einer der wenigen Ärzte, die es verstanden, ihren Patienten wirkliche Anteilnahme entgegenzubringen; er vermittelte ihnen das Gefühl, er leide ebenso wie sie.

Donald nickte, um dem Arzt mitzuteilen, daß es ihm halbwegs gutgehe. Er hatte eine Atemmaske vor dem Gesicht und konnte deshalb nicht richtig sprechen.

»Ich möchte, daß Sie für ein paar Tage im Krankenhaus bleiben«, sagte Dr. Doyle. »Diesmal war es ganz schön schwierig, Ihre Asthmaattacke in den Griff zu bekommen.« Donald nickte erneut. Er bezweifelte nicht im geringsten, was der Doktor da sagte.

»Ich möchte Sie noch für eine Weile mit intravenösen Infusionen behandeln«, erklärte Dr. Doyle.

Donald nahm die Atemmaske von seinem Gesicht. »Kann ich die Infusionen nicht auch zu Hause bekommen?« fragte er. So dankbar er gewesen war, daß ihm das Krankenhaus in seiner Notsituation

geholffen hatte, so sehr zog es ihn jetzt, da er wieder halbwegs normal atmen konnte, zurück nach Hause. Dort konnte er wenigstens einen Teil seiner Arbeit erledigen. Wie immer hatte ihn dieser Asthmaanfall zu einem äußerst ungünstigen Zeitpunkt niedergestreckt. In der nächsten Woche mußte er zurück nach Texas, um die Arbeit auf den Ölfeldern voranzubringen.

»Ich weiß ja, daß Sie nicht gern im Krankenhaus liegen«, erwiderte Dr. Doyle. »Mir würde es genauso gehen. Aber ich denke, unter diesen Umständen ist es wirklich das beste. Wir werden Sie so schnell wie möglich nach Hause lassen. Aber ich will Ihnen nicht nur weiterhin Ihre Infusionen verabreichen, sondern möchte auch, daß Sie im Moment nur vollkommen reine Luft einatmen. Die Luft muß von Staubpartikeln frei sein und einen ganz bestimmten Feuchtigkeitsgehalt haben. Außerdem möchte ich Ihre Atemfrequenz vorläufig unter Kontrolle haben. Wie ich Ihnen ja vorhin erklärt habe, atmen Sie noch nicht wieder völlig normal.«

»Was glauben Sie, wie lange ich noch hierbleiben muß?«

»Höchstens ein paar Tage«, versuchte Dr. Doyle ihn aufzumuntern.

»Aber ich muß zurück nach Texas«, erklärte Donald. »Ach, tatsächlich?« rief Dr. Doyle erstaunt. »Wann waren Sie denn zuletzt da unten?«

»Vergangene Woche erst«, erwiderte Donald. »So«, sagte Dr. Doyle und dachte angestrengt nach. »Sind Sie in Texas mit irgend etwas Außergewöhnlichem in Berührung gekommen?«

»Höchstens mit der texanisch-mexikanischen Küche«, antwortete Donald und versuchte zu lächeln.

»Sie haben sich also nicht etwa neue Haustiere oder etwas in der Art zugelegt?« hakte Dr. Doyle nach. Wenn man es mit chronisch Asthmakranken zu tun hatte, war es immer wieder schwer herauszufinden, was genau die Attacken verursachte. Oft wurden sie durch Allergien ausgelöst.

»Meine Freundin hat eine neue Katze«, sagte Donald. »Als ich die letzten Male bei ihr war, habe ich immer unter einem leichten Juckreiz gelitten.«

»Und wann sind Sie das letztmal bei ihr gewesen?« wollte Dr.

Doyle wissen.

»Gestern abend«, erwiderte Donald. »Aber als ich um kurz nach elf nach Hause gekommen bin, ging's mir gut. Und ich hatte auch keine Probleme einzuschlafen.«

»Wir sollten trotzdem überprüfen, ob Sie gegen Katzenhaare allergisch sind«, stellte Dr. Doyle klar. »Fürs erste würde ich Sie also gern noch ein bißchen hierbehalten. Was sagen Sie dazu?«

»Sie sind der Arzt.«

»Dann also bis später.«

12. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 9.45 Uhr

»Verdammt noch mal!«

Jack fluchte leise vor sich hin, als er mit der Autopsie von Susanne Hard beginnen wollte. Clint Abelard hing ihm wie eine Klette im Nacken und machte ihn ganz nervös, weil er ständig sein Gewicht von einem Bein auf das andere verlagerte. »Warum gehen Sie nicht einfach um den Tisch herum und stellen sich auf die andere Seite? Von dort können Sie viel besser sehen.«

Clint folgte dem Vorschlag und stellte sich Jack gegenüber, wobei er seine Arme hinter dem Rücken verschränkte. »Und jetzt bleiben Sie gefälligst ruhig da stehen«, grummelte Jack. Es gefiel ihm ganz und gar nicht, daß Clint ihn bei der Arbeit beobachtete, aber er mußte sich wohl damit abfinden.

»Ganz schön traurig, wenn man so eine junge Frau hier liegen sieht«, sagte Clint plötzlich.

Jack sah auf. Derart mitfühlende Worte aus Clints Mund - das überraschte ihn wirklich. Er hatte ihn für einen gefühllosen, verbiesterten Bürokraten gehalten. »Wie alt ist sie geworden?« fragte Clint.

»Achtundzwanzig«, antwortete Vinnie, der am Kopfende des Tisches stand.

»So wie ihre Wirbelsäule aussieht, hat sie es in ihrem Leben bestimmt nicht leicht gehabt«, bemerkte Clint. »Sie hat etliche größere Rückenoperationen über sich ergehen lassen«, entgegnete Jack.

»Daß sie gerade ein Baby zur Welt gebracht hat, macht die ganze Angelegenheit noch trauriger«, sagte Clint. »Jetzt muß das Kind ohne Mutter groß werden.«

»Es war ihr zweites Kind«, warf Vinnie ein.

»Und vergessen wir nicht den armen Ehemann«, sagte Clint. »Es muß schrecklich sein, seinen Partner zu verlieren.« Diese Bemerkung versetzte Jack einen Stich, und er mußte stark an sich halten, um nicht einfach über den Tisch zu langen und Clint einen Haken zu

verpassen. Abrupt verließ er den Tisch und flüchtete in den Waschraum. Er hörte, daß Vinnie hinter ihm herrief, doch er ignorierte ihn. Er beugte sich über den Rand des Waschbeckens und versuchte sich zu beruhigen. Er wußte natürlich, daß sein Zorn auf Clint völlig unangemessen war, daß er in Wahrheit nur jemanden suchte, dem er die Schuld an seinem Schicksal zuweisen konnte. Doch er konnte seinen Zorn nicht bändigen. Es brachte ihn jedesmal auf die Palme, wenn er diese klischeehaften Sprüche über den Verlust von nahen Angehörigen aus dem Mund von Leuten hören mußte, die in Wirklichkeit nicht den geringsten Schimmer hatten, wovon sie eigentlich sprachen.

»Hast du irgendein Problem?« fragte Vinnie. Er hatte den Kopf durch die Tür gesteckt. »Ich komme sofort«, erwiderte Jack. Vinnie ließ die Tür wieder zufallen.

Jack wusch sich die Hände und zog sich neue Handschuhe über. Dann kehrte er an den Obduktionstisch zurück. »Okay, laßt uns die Sache über die Bühne bringen«, versuchte er sich selbst aufzumuntern.

»Ich habe mir den Körper schon genau angesehen«, sagte Clint. »Die Frau scheint keine Insektenstiche zu haben. Oder können Sie welche entdecken?«

Jack war versucht, Clint die gleiche Belehrung zuteil werden zu lassen, die er selbst sich am Vortag hatte anhören müssen. Doch er hielt sich zurück und konzentrierte sich voll und ganz auf die äußere Untersuchung der Leiche. Erst als er damit fertig war, ergriff er wieder das Wort.

»Keine Gangrän, keine Purpura und - soweit ich sehen kann - auch keine Insektenstiche. Doch allem Anschein nach sind einige Halslymphknoten geschwollen.« Jack wies auf die geschwollene Stelle. »Das ist ein deutlicher Hinweis auf Pest«, stellte Clint fest. Jack gab keine Antwort. Statt dessen nahm er das Skalpell, das Vinnie ihm hinhielt, und machte den typischen Y-förmigen Autopsieschnitt. Die rohe Brutalität dieser Handbewegung ließ Clint zusammenfahren. Erschrocken wich er einen Schritt zurück.

Jack arbeitete schnell, doch er ließ äußerste Sorgfalt walten. Er be-

mühte sich, die inneren Organe möglichst nicht zu beschädigen; nur so konnte er weitgehend vermeiden, daß die infektiösen Mikroben in die Luft gelangten. Er nahm sich zuerst die Lungen vor. Inzwischen war Calvin wieder aufgetaucht und hatte sich hinter Jack aufgebaut.

»Bronchopneumonie und beginnende Gewebenekrose«, stellte Calvin fest. »Sieht fast genauso aus wie bei Nodelman.«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Jack. »Das Gewebe scheint zwar genauso stark befallen zu sein, aber die Hepatisation ist offenbar noch nicht so weit fortgeschritten. Und sehen Sie sich mal diese Knoten an. Sie sehen fast aus wie Granulome im Frühstadium.« Clint hörte den beiden mit mäßigem Interesse zu; von der Fachsimpelei der Pathologen verstand er wenig. Während seines Medizinstudiums hatte er all diese Begriffe zwar schon mal gehört, doch er hatte längst vergessen, was sie bedeuteten. »Sieht es nach Pest aus?« fragte er.

»Ja, ich denke schon«, erwiderte Calvin. »Sehen wir uns mal die Leber und die Milz an.«

Jack nahm die genannten Organe vorsichtig aus der Schale, setzte das Skalpell an, machte seine Schnitte und klappte die Organe auf. Inzwischen war auch Laurie von ihrem Tisch herübergekommen.

»Jede Menge Nekrose«, stellte Jack fest. »Das gleiche fortgeschrittene Stadium wie bei Nodelman und Mueller.«

»Für mich sieht es eindeutig nach Pest aus«, meldete sich Calvin zu Wort.

»Aber warum war der Immunofluoreszenstest dann negativ?« fragte Jack. »Das hat doch etwas zu bedeuten. Vor allem, wenn man das Erscheinungsbild der Lunge berücksichtigt.«

»Was ist denn mit den Lungen?« wollte Laurie wissen. Jack zeigte Laurie die aufgeschnittene Lunge und erläuterte ihr den pathologischen Befund. »Jetzt, wo ich es sehe, verstehe ich, was du meinst«, sagte sie.

»Diese Lunge sieht wirklich anders aus als die von Nodelman. Seine war viel stärker entzündet. Das hier sieht eher nach einer ungeheuer aggressiven Tuberkulose aus.«

»Aber nein!« rief Calvin. »Das ist doch nicht Tuberkulose! Auf keinen Fall!«

»Ich denke kaum, daß Laurie das gemeint hat«, sagte Jack. »Nein«, bestätigte Laurie. »Ich wollte nur sagen, daß das infizierte Gewebe so ähnlich aussieht wie bei Tuberkulose.«

»Ich denke, es ist Pest«, erklärte Calvin. »Ich würde natürlich nicht darauf beharren, wenn wir nicht erst gestern aus dem gleichen Krankenhaus einen Pestfall diagnostiziert hätten. Was auch immer das Labor des Manhattan General behauptet, es ist doch wohl eher wahrscheinlich, daß wir es mit Pest zu tun haben.«

»Ich glaube nicht, daß es Pest ist«, sagte Jack. »Aber warten wir ab, zu welchem Ergebnis unser Labor kommt.«

»Was halten Sie davon, wenn wir noch einmal wetten?« schlug Calvin vor. »Sind Sie sich Ihrer Diagnose so sicher, daß Sie das Risiko eingehen wollen?«

»Nein, so sicher bin ich nicht«, erwiderte Jack. »Aber die Wette gehe ich ein. Ich weiß ja, wieviel Ihnen das Geld bedeutet.«

»Sind Sie mit der Obduktion fertig?« schaltete Clint sich ein. »Wenn ja, dann mache ich mich nämlich auf den Weg.«

»Im großen und ganzen bin ich fertig«, erwiderte Jack. »Ich werde nur noch das Lymphgewebe etwas genauer unter die Lupe nehmen und ein paar Proben für die mikroskopische Analyse entnehmen. Sie werden also nichts Wesentliches verpassen, wenn Sie jetzt gehen.«

»Ich begleite Sie nach draußen«, bot Calvin an. Calvin und Clint verschwanden im Waschraum. »Wenn du glaubst, daß wir es diesmal nicht mit Pest zu tun haben, was soll es denn dann sein?« fragte Laurie und warf noch einen Blick auf den toten Frauenkörper.

»Es ist mir peinlich, dir meine Vermutung zu verraten«, erwiderte Jack.

»Nun mach schon«, drängte Laurie. »Ich werde es auch nicht weitersagen.«

Jack sah Vinnie an, der sofort seine Hände zum Schwur erhob: »Ich werde schweigen wie ein Grab.«

»Na gut«, willigte Jack ein. »Ich muß noch einmal auf meine ursprüngliche Differentialdiagnose zurückgreifen, die ich gestern für Nodelman gestellt hatte. Um die in Frage kommenden Möglichkeiten einzugrenzen, muß ich mich wieder auf dünnes Eis begeben. Wenn

wir es nicht mit der Pest zu tun haben, dann sprechen sowohl die pathologischen als auch die klinischen Befunde dafür, daß es eine Infektionskrankheit sein muß, die der Pest sehr ähnlich ist. Also, ich tippe auf Tularämie.« Laurie lachte auf. »Hasenpest?« fragte sie. »Bei einer achtundzwanzigjährigen Frau, die gerade ein Kind geboren hat und in Manhattan lebte? Das wäre doch wirklich außergewöhnlich, wenn auch nicht ganz so außergewöhnlich wie deine Pestdiagnose von gestern morgen. Immerhin könnte es sein, daß sie Hobbyjägerin gewesen ist und am Wochenende hinter Kaninchen her war.«

»Ich weiß ja, daß meine Diagnose ziemlich unwahrscheinlich klingt«, gab Jack zu. »Ich verlasse mich einzig und allein auf den pathologischen Befund und versuche zu berücksichtigen, daß die Pestanalyse nun einmal negativ ausgefallen ist.«

»Ich würde glatt einen Vierteldollar dagegen wetten, daß du recht hast«, sagte Laurie.

»Dir sitzt das Geld aber locker«, zog Jack sie auf. »Aber okay, ich bin mit einem Vierteldollar dabei.«

Laurie ging zurück an ihren Tisch und widmete sich wieder ihrem eigenen Fall, während Jack und Vinnie sich noch einmal den Körper von Susanne Hard vornahmen. Als sich alle Gewebeproben in den entsprechenden Behältern befanden und ordnungsgemäß beschriftet waren, half Jack, die aufgeschnittene Leiche wieder zuzunähen.

Als sie fertig war, verließ Jack den Sektionssaal und entledigte sich seines Schutzanzugs. Er brachte die wiederaufladbare Batterie seines in den Schutzanzug eingearbeiteten Ventilators zur Ladestation und fuhr dann in den dritten Stock, um Agnes Finn aufzusuchen. Sie saß vor einem Stapel Petrischalen und war damit beschäftigt, verschiedene Bakterienkulturen zu untersuchen.

»Ich habe gerade einen neuen Infektionsfall abgeschlossen, bei dem ebenfalls Verdacht auf Pest besteht«, erklärte er ihr. »Die Gewebeproben sind schon auf dem Weg zu Ihnen. Doch es gibt ein kleines Problem. Im Labor des Manhattan General ist der Test auf Pest negativ ausgefallen. Natürlich möchte ich, daß wir den Test wiederholen, doch ich wollte Sie bitten, die Gewebeprobe auch auf Tularämie zu

untersuchen. Natürlich brauche ich das Ergebnis so schnell wie möglich.«

»Das ist gar nicht so einfach«, erklärte Agnes. »Beim Umgang mit *Francisella tularensis* muß man höllisch aufpassen. Die Erreger sind extrem ansteckend. Wenn sie in die Luft geraten, sind die Labormitarbeiter in großer Gefahr. Es gibt zwar einen Immunofluoreszenstest für Tularämie, doch hier bei uns können wir diese Untersuchung nicht durchführen.«

»Und wie können Sie dann die Diagnose stellen?« fragte Jack. »Wir müssen die Proben wegschicken«, erwiderte Agnes. »Weil der Umgang mit den Bakterien so gefährlich ist, werden die für ihren Nachweis notwendigen Reagenzien grundsätzlich nur in Speziallabors vorrätig gehalten. Das Personal dort ist es gewohnt, mit den gefährlichen Mikroben zu hantieren. In New York gibt es so ein Speziallabor.«

»Können Sie die Proben sofort dorthin schicken?« fragte Jack. »Sobald sie bei mir sind, werde ich einen Boten losschicken«, versprach Agnes. »Und wenn ich dann auch noch in dem Labor anrufe und mitteile, wie wichtig uns diese Analyse ist, dürften wir in weniger als vierundzwanzig Stunden ein vorläufiges Ergebnis haben.«

»Na prima«, sagte Jack. »Ich bin gespannt, was dabei herauskommt. Immerhin stehen für mich zehn Dollar und fünfundzwanzig Cents auf dem Spiel.«

13. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 10.45 Uhr

Die Idee gefällt mir immer besser«, sagte Terese und erhob sich von Colleens Zeichentisch. Colleen hatte ihr gerade die Entwürfe vorgeführt, die ihr Team an diesem Morgen bereits angefertigt hatte.

»Das Beste ist, daß unser Konzept auf dem hippokratischen Eid basiert«, erklärte Colleen. »Vor allem auf dem Passus, nach dem die Ärzte sich verpflichten, Kranke vor Schäden zu bewahren. Ich finde es einfach klasse.«

»Ich verstehe gar nicht, warum wir nicht schon viel früher darauf gekommen sind«, sagte Terese. »Dabei liegt die Idee doch eigentlich auf der Hand. Es ist ja fast peinlich, daß erst eine Pest-Epidemie ausbrechen mußte, bevor es bei uns gezündet hat. Hast du gesehen, was sie heute morgen in den Nachrichten gebracht haben?«

»Ja«, erwiderte Colleen. »Drei Tote! Und etliche weitere Menschen, die bereits Symptome haben. Es ist furchtbar. Ich habe eine wahnsinnige Angst.«

»Mir geht's genauso«, gestand Terese. »Als ich heute morgen aufgewacht bin, hatte ich Kopfschmerzen. Natürlich von dem Wein gestern abend, aber als erstes ist mir durch den Kopf gegangen, ob ich jetzt womöglich auch von der Pest dahingerafft werde.«

»Genau das gleiche habe ich auch gedacht«, gestand Colleen. »Bin ich froh, daß es dir ebenso ergangen ist! Es war mir schon richtig peinlich, daß ich so hysterisch bin.«

»Ich hoffe, daß Jack und Chet gestern abend recht hatten«, sagte Terese. »Sie schienen sich ja ziemlich sicher zu sein, daß keine größere Gefahr besteht.«

»Hast du Angst, dich anzustecken, wenn du in ihrer Nähe bist?« fragte Colleen.

»Der Gedanke ist mir tatsächlich durch den Kopf gegangen«, gestand Terese. »Aber die beiden würden sich doch bestimmt anders verhalten, wenn auch nur die leiseste Gefahr bestünde, daß sie sich

angesteckt haben.«

»Sollen wir es dabei belassen, daß wir heute abend mit ihnen essen gehen?«

»Auf jeden Fall. Ich habe den leisen Verdacht, daß dieser Jack Stapleton sich als eine ungeahnte Quelle für neue Werbeideen erweisen könnte. Er mag über irgend etwas verbittert sein, aber er hat einen scharfen Verstand und eine eigene Meinung. Und mit Sicherheit versteht er etwas von seinem Metier.«

»Ich für meinen Teil fühle mich eher zu Chet hingezogen. Er ist so lustig und offen. Probleme habe ich selbst genug; deshalb stehe ich überhaupt nicht auf diese gequälten und grüblerischen Typen.«

»Ich habe nicht behauptet, daß ich diesen Jack Stapleton attraktiv finde«, entgegnete Terese. »Ich interessiere mich aus ganz anderen Gründen für ihn.«

»Und wie findest du unsere Idee, Hippokrates selbst in einem unserer Spots auftreten zu lassen?«

»Ganz hervorragend. Daraus können wir bestimmt etwas machen. Trommel dein Team zusammen, und dann ziehen wir die Sache durch! Ich gehe schnell mal nach oben und rede mit Helen Robinson.«

»Warum denn das?« fragte Colleen. »Ich dachte, sie ist unsere Feindin?«

»Ich nehme mir Taylors Ermahnung eben zu Herzen«, erwiderte Terese fröhlich. »Wir Kreativen sollen doch mit den Leuten von der Kundenbetreuung zusammenarbeiten.«

»Daß ich nicht lache! Das klappt doch nie!«

»Ich will wirklich mit ihr reden«, entgegnete Terese. »Ich will, daß sie etwas für mich erledigt. Helen soll klären, ob die National Health im Hinblick auf Krankheiten, mit denen die Patienten sich im Krankenhaus infizieren, eine reine Weste hat. Wenn nicht, könnte unsere ganze Kampagne nämlich leicht nach hinten losgehen.«

»Meinst du nicht, wir wüßten längst davon, wenn sie derartige Probleme hätten?« fragte Colleen. »Schließlich zählt die National Health doch schon seit Jahren zu unserem Kundenstamm.«

»Da habe ich so meine Zweifel«, erwiderte Terese. »Diese Medi-

zingiganten veröffentlichen sehr ungern Fakten, die den Wert ihrer Aktien negativ beeinflussen könnten.« Terese klopfte Colleen auf die Schulter und riet ihr, das Creative Team kräftig anzuspornen. Dann eilte sie zur Treppe. Als sie die Etage erreichte, auf der die Verwaltungsangestellten arbeiteten, war sie ziemlich außer Atem, weil sie immer zwei Stufen auf einmal genommen hatte. Sie steuerte direkt auf das mit dicken Teppichen ausgelegte Reich der leitenden Kundenbetreuer zu. Im Gegensatz zu den Befürchtungen, von denen sie noch gestern gequält worden war, hätte ihre Stimmung heute nicht besser sein können. Ihr Gefühl sagte ihr, daß die National-Health-Kampagne ein großer Erfolg werden würde und daß sie schon sehr bald ihren verdienten Triumph würde feiern können...

Als Terese ihren Überraschungsbesuch beendet und die Tür hinter sich zugezogen hatte, ging Helen zurück an ihren Schreibtisch und rief ihre wichtigste Kontaktperson bei der National Health Care an. Die Frau war nicht sofort zu sprechen, doch das hatte Helen auch gar nicht erwartet. Sie hinterließ ihren Namen und ihre Telefonnummer und bat darum, möglichst bald zurückgerufen zu werden. Dann nahm sie eine Bürste aus ihrer Schreibtischschublade und stellte sich vor einen kleinen Spiegel, der in die Tür ihres Büroschranks eingelassen war. Als sie mit ihrem Äußeren zufrieden war, ging sie hinüber zu ihrem Vorgesetzten Robert Barker. »Haben Sie einen Augenblick Zeit?« rief sie ihm von der Tür aus zu.

»Für Sie habe ich den ganzen Tag Zeit«, erwiderte Robert und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Helen trat ein und schloß die Tür. In der Sekunde, in der sie ihm den Rücken kehrte, drehte Robert das Foto von seiner Frau um, das auf seinem Schreibtisch stand. Ihr strenger Blick bereitete ihm jedesmal ein schlechtes Gewissen, wenn Helen in seinem Büro war.

»Ich hatte gerade Besuch«, erklärte Helen, während sie den Raum durchschritt. Wie immer nahm sie auf der Armlehne eines der beiden Stühle Platz, die vor Roberts Schreibtisch standen, und schlug die Beine übereinander.

Robert merkte, wie sich auf seiner Stirn kleine Schweißperlen bil-

deten und sein Puls zu rasen begann. Helens Rock war verdammt kurz.

»Unser Creative Director Terese Hagen war bei mir«, fuhr Helen fort. Ihre Wirkung auf ihren Chef war ihr nicht entgangen, und es freute sie. »Terese hat mich gebeten, etwas für sie in Erfahrung zu bringen.«

»Was will sie denn wissen?« fragte Robert, ohne den Blick von Helens Beinen zu wenden. Er blinzelte nicht einmal. Helen erklärte ihm, was Terese von ihr wollte, und berichtete ihm von der kurzen Unterhaltung, die sie über den Pestausbruch geführt hatten. Als Robert nicht reagierte, stand sie auf. Ihre plötzliche Bewegung riß ihn aus einem tranceähnlichen Zustand. »Ich habe versucht, ihr klarzumachen, daß sie die Pestepidemie unmöglich für ihre Werbekampagne ausschalten kann. Aber sie ist davon überzeugt, daß ihr Konzept funktionieren wird.«

»Vielleicht hätten Sie sich gar nicht bemühen sollen, sie von der Idee abzubringen«, entgegnete Robert, öffnete den oberen Knopf seines Hemdes und schnappte nach Luft. »Aber es ist doch grauenhaft, was diese Frau vorhat«, entrüstete sich Helen. »Etwas Geschmackloseres fällt mir für einen Werbespot wirklich nicht ein.«

»Das ist ja genau der Punkt«, entgegnete Robert mit einem listigen Lächeln. »Es würde mir ganz gut in den Kram passen, wenn sie eine absolut geschmacklose Kampagne vorschläge.«

»Jetzt verstehe ich, worauf Sie hinauswollen«, sagte Helen. »Daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Natürlich nicht«, entgegnete Robert. »Sie sind ja auch nicht so hinterhältig wie ich. Dafür haben Sie aber eine schnelle Auffassungsgabe. Das Problem ist nur, daß es tatsächlich ganz gut funktionieren könnte, das Thema Nosokomialinfektionen in den Mittelpunkt einer Kampagne zu stellen. Vielleicht unterscheiden sich die National Health und AmeriCare ja wirklich darin, daß Patienten sich in den Krankenhäusern des einen Unternehmens häufiger infizieren als in den Kliniken des anderen.«

»Ich kann Terese ja mitteilen, daß Informationen zu diesem Thema vertraulich sind und nicht weitergeleitet werden«, schlug Helen vor.

»Vielleicht stimmt das sogar.«

»Lügen bergen immer eine gewisse Gefahr«, entgegnete Robert.
»Vielleicht hat sie die Information längst und will uns nur testen. Versuchen Sie lieber herauszufinden, was Terese wissen wollte. Aber halten Sie mich unbedingt auf dem laufenden. Ich will ihr immer einen Schritt voraus sein.«

14. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 12 Uhr

Na, alter Junge, wie steht's? rief Chet, als Jack in ihr Büro gestürmt kam und auf seinem unordentlichen Schreibtisch einen Stapel Aktenmappen ablud. »Wunderbar«, erwiderte Jack.

Chet hatte sich an diesem Tag ausschließlich der Schreibtischarbeit gewidmet und den Sektionssaal gar nicht betreten. Normalerweise nahm jeder der Gerichtsmediziner des Instituts nur dreimal in der Woche Obduktionen vor und kümmerte sich an den übrigen Tagen um die Berge von Papieren, die erforderlich waren, um einen Fall endgültig ›abzuhaken‹. Ständig mußten irgendwelche Zusatzinformationen von den Pathologie-Assistenten, vom Labor, dem Krankenhaus, dem niedergelassenen Arzt oder gar von der Polizei angefordert werden. Außerdem mußte jeder Pathologe sämtliche mikroskopischen Präparate bewerten, die das Histologie-Labor für die einzelnen Fälle anfertigte.

Jack setzte sich und schob ein paar Blätter zur Seite, um wenigstens in der Mitte des Tisches eine kleine freie Arbeitsfläche zu haben.

»Ging es dir heute morgen gut?« wollte Chet wissen. »Ich war ein bißchen schwach auf den Beinen«, gestand Jack, während er unter einem Stapel von Laborberichten nach seinem Telefon suchte. Dann öffnete er eine von seinen mitgebrachten Akten und blätterte sie durch. »Und wie ist es dir ergangen?«

»Glänzend«, erwiderte Chet. »Aber ich genehmige mir ja auch öfter mal einen Tropfen. Außerdem brauchte ich nur an die beiden Mädels zu denken - vor allem an Colleen - und war sofort bester Dinge. Es bleibt doch bei unserer Verabredung heute abend?«

»Darüber muß ich noch einmal mit dir sprechen«, erwiderte Jack.

»Mach bloß keinen Rückzieher! Gestern abend hast du fest zugesagt!«

»Hab' ich nicht.«

»Bitte«, bedrängte ihn Chet. »Laß mich nicht hängen! Die gehen

davon aus, daß wir beide kommen. Wenn ich allein aufkreuze, hauen sie unter Umständen gleich wieder ab.« Jack sah seinen Kollegen unschlüssig an. »Nun komm schon«, flehte Chet. »Tu mir den Gefallen.«

»Okay, dieses eine Mal«, willigte Jack ein. »Obwohl ich wirklich nicht begreife, warum du Wert auf meine Begleitung legst. Ich finde, du kommst auch prima ohne mich zurecht.«

»Danke«, erwiderte Chet. »Dafür hast du etwas gut bei mir.« Jack hatte inzwischen den Identifikationsbogen von Susanne Hard gefunden, auf dem auch die Telefonnummer ihres Ehemannes verzeichnet worden war. Er hieß Maurice Hard, und es war sowohl seine Privatnummer als auch seine Nummer im Büro angegeben. Jack wählte zuerst die Privatnummer. »Wen rufst du an?« wollte Chet wissen. »Du bist ja vielleicht ein neugieriges Bürschchen!«

»Ich muß dich schließlich im Auge behalten, sonst schaffst du es noch, daß sie dich bald auf die Straße setzen.«

»Den Ehemann einer Verstorbenen, die ebenfalls einer seltsamen Infektionskrankheit zum Opfer gefallen ist«, erklärte Jack. »Ich habe ihre Leiche gerade obduziert, und ich bin, ehrlich gesagt, ziemlich verwirrt. Vom klinischen Erscheinungsbild her würde ich auf einen weiteren Fall von Pest tippen, aber ich glaube, daß es etwas anderes war.«

Es meldete sich eine Haushälterin. Als Jack nach Mr. Hard fragte, teilte sie ihm mit, daß er im Büro sei. Daraufhin wählte Jack die zweite Nummer und hatte diesmal eine Sekretärin an der Strippe, die ihn bat, am Apparat zu bleiben. »Wirklich erstaunlich«, sagte Jack, nachdem er die Muschel mit der Hand abgedeckt hatte. »Der Mann hat gerade seine Frau verloren und ist schon wieder bei der Arbeit. So etwas gibt es nur in Amerika!« Schließlich meldete sich Maurice Hard. Er klang müde und niedergeschlagen. Offenbar war er mit den Nerven ziemlich am Ende. Für einen Augenblick war Jack versucht, dem Mann mitzuteilen, daß er seinen Schmerz sehr gut nachvollziehen könne, doch irgend etwas hielt ihn davon ab. Statt dessen erklärte er ihm, wer er war und warum er anrief.

»Glauben Sie, ich sollte meinen Anwalt einschalten?« fragte Mau-

rice.

»Ihren Anwalt? Wieso denn das?«

»Die Familie meiner Frau erhebt geradezu lächerliche Anklagen gegen mich«, erklärte Maurice. »Sie tun so, als hätte ich etwas mit Susannes Tod zu tun. Sie sind verrückt. Reich und verrückt. Natürlich hat es in meiner Ehe mit Susanne Höhen und Tiefen gegeben, aber wir hätten uns doch niemals gegenseitig etwas angetan. Vollkommen undenkbar.«

»Weiß die Familie Ihrer Frau denn nicht, daß Susanne an einer Infektionskrankheit gestorben ist?«

Ich habe mit allen Mitteln versucht, ihnen das klarzumachen.«

»Was soll ich dazu sagen?« entgegnete Jack. »Leider kann ich Ihnen keinen Rechtsbeistand bieten.«

»Ach, ist ja auch egal«, sagte Maurice. »Fragen Sie mich einfach, was Sie von mir wissen wollen. Schlimmer kann es sowieso nicht mehr kommen. Aber zuerst möchte ich Ihnen eine Frage stellen: Hatte Susanne die Pest?«

»Wir können es noch nicht mit Bestimmtheit sagen«, erwiderte Jack. »Aber ich verspreche Ihnen, daß ich Sie anrufe, sobald wir uns sicher sind.«

»Das wäre wirklich nett«, sagte Maurice. »Und was wollen Sie nun von mir wissen?«

»Wie ich gehört habe, besitzen Sie einen Hund«, begann Jack. »Ist der Hund gesund?«

»Dafür, daß er schon siebzehn Jahre alt ist, ist er ziemlich gesund.«

»Ich möchte Sie trotzdem bitten, ihn von einem Tierarzt untersuchen zu lassen und den Veterinär darauf hinzuweisen, daß Ihre Frau an einer gefährlichen Infektionskrankheit gestorben ist. Ich möchte einfach ausschließen, daß der Hund die Krankheit ebenfalls hat - um was auch immer es sich gehandelt haben mag.«

»Glauben Sie, er könnte infiziert sein?« fragte Maurice bestürzt.

»Es ist zwar unwahrscheinlich, aber nicht auszuschließen«, sagte Jack.

»Warum hat mich das Krankenhaus dann nicht darauf hingewiesen?«

»Das weiß ich nicht. Aber ich nehme doch an, daß man Ihnen Antibiotika verschrieben hat, oder?«

»Ja, ich habe schon mit der Einnahme begonnen«, sagte Maurice. »Also, das mit dem Hund haut mich wirklich um. Darüber hätten sie mich doch informieren müssen!«

»Dann ist da noch eine Sache, die mich interessiert«, fuhr Jack fort. »Stimmt es, daß Ihre Frau in der letzten Zeit keine größeren Reisen unternommen hat?«

»Ja, das ist richtig«, erwiderte Maurice. »Sie hat sich während ihrer Schwangerschaft nicht besonders wohl gefühlt. Das hing vor allem mit ihren Rückenproblemen zusammen. Wir waren nur hin und wieder oben in Connecticut; wir haben dort ein Haus.«

»Wann waren Sie denn zum letztenmal in Connecticut?«

»Ungefähr vor eineinhalb Wochen. Meiner Frau hat es da oben immer so gut gefallen.«

»Liegt Ihr Haus eher in einer ländlichen Gegend?« bohrte Jack weiter.

»Das kann man wohl sagen«, sagte Maurice. Dann fuhr er stolz fort: »Die Felder und Wälder, die uns gehören, erstrecken sich über eine Fläche von siebzig Ar. Eine wunderschöne Gegend. Wir haben sogar einen eigenen Teich.«

»Ist Ihre Frau hin und wieder in den Wald gegangen?« fragte Jack.

»Sogar sehr oft«, erwiderte Maurice. »Es war ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie hat unheimlich gern Rehe und Kaninchen gefüttert.«

»Gibt es da oben viele Kaninchen?« wollte Jack wissen. »Sie wissen ja, wie das mit den Kaninchen ist«, antwortete Maurice. »Sie vermehren sich rasend schnell. Auf unserem Land wimmelt es nur so von ihnen; im Frühjahr und im Sommer fressen sie immer die ganzen Blumen auf.«

»Hatten Sie auch schon mal Probleme mit Ratten?«

»Nein, nicht daß ich wüßte. Glauben Sie wirklich, das alles könnte von Bedeutung sein?«

»Man kann nie wissen«, sagte Jack. »Würden Sie mir auch noch etwas Näheres über Ihren Besuch aus Indien erzählen?«

»Der Mann heißt Mr. Svinashan«, erwiderte Maurice. »Ein Ge-

schäftsfreund aus Bombay. Er hat eine knappe Woche bei uns gewohnt.«

»Hm«, grummelte Jack und dachte an den Pestausbruch in Bombay im Jahr 1994. »Ist er gesund?«

»Soweit ich weiß, ja.«

»Rufen Sie ihn doch einfach mal an«, schlug Jack vor. »Und falls er krank gewesen ist, geben Sie mir Bescheid.«

»Kein Problem«, versprach Maurice. »Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß er etwas mit dem Tod meiner Frau zu tun haben könnte, oder? Immerhin ist er schon vor drei Wochen abgereist.«

»Ich weiß nicht«, gestand Jack. »Diese Geschichte ist so außergewöhnlich, daß ich beinahe alles für möglich halte. Nun aber noch eine Frage zu Donald Nodelman. Haben Sie oder Ihre Frau ihn gekannt?«

»Nein, wer ist der Mann?«

»Er war das erste Opfer dieses Pestausbruchs«, erklärte Jack. »Und er war ebenfalls Patient in Manhattan General. Ich wüßte wirklich gern, ob Ihre Frau ihn vielleicht mal besucht hat. Immerhin lag er auf der gleichen Etage.«

»Auf der Gynäkologischen Station?« fragte Maurice ungläubig. »Nein, in der Inneren Abteilung, die sich im gegenüberliegenden Gebäudetrakt befindet. Er war wegen Diabetes eingewiesen worden.«

»Wissen Sie, wo der Mann gewohnt hat?«

»In der Bronx.«

»Dann hat sie ihn bestimmt nicht besucht«, erklärte Maurice. »Wir kennen niemanden von dort.«

»Dann möchte ich nur noch eine letzte Frage loswerden«, sagte Jack. »Wissen Sie, ob Ihre Frau in der Woche vor ihrer Einlieferung im Manhattan General gewesen ist?«

»Meine Frau hat Krankenhäuser gehaßt«, erwiderte Maurice. »Sie wollte nicht einmal hingehen, als die Wehen einsetzten.« Jack bedankte sich bei Maurice, legte auf und wählte eine andere Nummer.

»Warum läßt du diese Anrufe nicht von einem Pathologie-Assistenten erledigen?« fragte Chet.

»Weil ich ihnen nicht sagen kann, wonach sie fragen sollen«, erklärte Jack. »Ich weiß ja selbst nicht genau, was ich herausbekommen will. Aber irgendwie habe ich die vage Vermutung, daß uns noch ein paar wichtige Informationen fehlen. Außerdem fängt die Sache an, spannend zu werden. Je mehr ich darüber nachdenke, wieso im März mitten in New York plötzlich die Pest ausbricht, desto unglaublicher erscheint mir das alles.« Harry Mueller reagierte auf den Schicksalsschlag, der ihn ereilt hatte, ganz anders als Maurice Hard. Der Verlust seiner Frau hatte ihn am Boden zerstört. Obwohl er mehrfach beteuerte, daß er gern mit Jack kooperieren wolle, konnte er kaum sprechen. Um nicht noch Salz in die Wunde zu streuen, versuchte Jack sich kurz zu fassen. Er ließ sich die Angaben aus Janice' Bericht bestätigen, denen zufolge die Familie weder Haustiere besessen noch Reisen unternommen oder Gäste empfangen hatte. Danach kam er auf Donald Nodelman zu sprechen.

»Ich bin mir ganz sicher, daß meine Frau diesen Mann nicht gekannt hat«, sagte Harry. »Sie hat fast nie direkten Kontakt zu Patienten gehabt - und zu ansteckenden schon gar nicht.«

»Hat Ihre Frau schon länger im Zentralmagazin des Manhattan General gearbeitet?« fragte Jack. »Seit einundzwanzig Jahren.«

»Hat sie jemals unter Krankheiten gelitten, die sie sich ihrer Meinung nach im Krankenhaus eingefangen hatte?«

»Höchstens wenn eine von ihren unmittelbaren Kolleginnen eine Erkältung hatte«, antwortete Harry. »Ansonsten war sie eigentlich nie ernsthaft krank.«

»Vielen Dank, Mr. Mueller«, beendete Jack das Gespräch. »Es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mit mir geredet haben.«

»Es wäre bestimmt in Katherines Sinn gewesen, Ihnen bei der Klärung des Pestausbruchs zu helfen«, entgegnete Harry. »Sie war ein guter Mensch.«

Jack legte auf, ließ seine Hand aber auf dem Hörer liegen und trommelte mit den Fingern. Er war ziemlich aufgewühlt. »Niemand, mich eingeschlossen, hat auch nur den geringsten Schimmer, was hier eigentlich vor sich geht«, sagte er.

»Stimmt«, pflichtete Chet ihm bei. »Aber du solltest dir nicht den

Kopf darüber zerbrechen. Immerhin ist ja inzwischen die Kavallerie zur Unterstützung angerückt. Wie ich gehört habe, war der Epidemiologe der Stadt heute morgen hier, um den Obduktionen höchstpersönlich beizuwohnen.«

»Er war hier, das stimmt«, entgegnete Jack. »Aber aus reiner Verzweiflung. Dieser kleine Blödmann hat nicht die geringste Ahnung, worum es geht. Gott sei Dank hat das *Center for Disease Control* einen Experten aus Atlanta hergeschickt - sonst würde überhaupt nichts passieren.«

Plötzlich sprang er auf und zog sich seine Bomberjacke an. »Oje!« rief Chet. »Sieht ja ganz so aus, als wolltest du dich wieder in Schwierigkeiten bringen. Wo gehst du hin?«

»Ich muß noch mal ins Manhattan General«, erwiderte Jack. »Mein sechster Sinn sagt mir, daß wir in der Klinik nach dem entscheidenden, noch fehlenden Hinweis suchen müssen. Ich schwöre dir, ich werde der Sache auf die Spur kommen.«

»Und was ist, wenn Bingham etwas von dir will?«

»Erzähl ihm irgendeine Geschichte. Und wenn ich zu spät zur Donnerstagskonferenz komme, sag einfach...« Jack stockte, weil ihm ad hoc keine passende Ausrede einfiel. »Ach, vergiß es«, sagte er dann. »Ich werde nicht lange weg sein. Bis zur Konferenz bin ich längst zurück. Wenn jemand für mich anruft, sag einfach, daß ich auf dem Klo bin.«

Er ignorierte Chets Versuche, ihn umzustimmen, und radelte zum Manhattan General. In weniger als fünfzehn Minuten hatte er die Klinik erreicht und kettete sein Fahrrad an demselben Straßenschild fest wie am Tag zuvor.

Er fuhr in die siebte Etage und erkundete die Lage. Wie er feststellte, waren die Abteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe und die Innere Abteilung vollkommen voneinander getrennt; es gab weder gemeinsame Aufenthaltsräume noch gemeinsame Waschräume oder Toiletten. Er untersuchte auch das Belüftungssystem und fand heraus, daß ein Luftaustausch zwischen den beiden Abteilungen ausgeschlossen war. Schließlich stieß er die Pendeltür zur Gynäkologischen Abteilung auf und steuerte auf den Empfang zu. »Entschuldi-

gen Sie bitte«, wandte er sich an den Stationssekretär. »Können Sie mir vielleicht sagen, ob das Personal, das in dieser Abteilung arbeitet, auch in der Inneren Abteilung eingesetzt wird?«

»Nein, nicht daß ich wüßte«, erwiderte der junge Mann. Er sah aus wie fünfzehn, doch seine Gesichtshaut verriet, daß er sich schon rasieren mußte. »Mit Ausnahme der Raumpfleger natürlich. Die putzen ja im gesamten Krankenhaus.«

»Ein guter Hinweis«, bemerkte Jack. Dann fragte er den jungen Mann, in welchem Zimmer Susanne Hard gelegen hatte. »Dürfte ich fragen, warum Sie das wissen wollen?« Inzwischen war dem jungen Mann aufgefallen, daß an Jacks Kleidung der obligatorische Krankenhausanstecker fehlte. Wie in jedem Krankenhaus waren die Mitarbeiter des Manhattan General verpflichtet, Namensschildchen zu tragen, doch es kümmerte sich kaum jemand darum, ob diese Vorschrift auch eingehalten wurde. Jack holte seine Marke des Gerichtsmedizinischen Instituts hervor und hielt sie dem Angestellten unter die Nase, woraufhin dieser sofort mit der gewünschten Information herausrückte. Mrs. Hard, so teilte er Jack mit, habe in Zimmer 742 gelegen. Jack machte sich sofort auf den Weg, doch der Sekretär rief ihm hinterher, er könne den Raum nicht betreten, der sei vorübergehend versiegelt.

In der Annahme, daß es sowieso nicht viel gebracht hätte, das Krankenzimmer zu besichtigen, fuhr Jack hinunter in den dritten Stock. Hier befanden sich die Operationssäle, der Aufwachraum, die Intensivstation und das Zentralmagazin. Die Atmosphäre war hektisch; ständig wurden Patientenbetten über die Flure geschoben.

Durch eine Pendeltür betrat Jack das Zentralmagazin und steuerte auf die Rezeption zu, die jedoch nicht besetzt war. Hinter dem Empfangstisch erstreckte sich ein gewaltiges Labyrinth von Metallregalen, die vom Boden bis an die Decke reichten. Hier wurden die diversen Vorräte und Ausstattungsgegenstände aufbewahrt, die ein großes, ausgelastetes Krankenhaus für den alltäglichen Betrieb benötigte. Zwischen den verwinkelten Regalen huschten Angestellte in weißen Kitteln hin und her. Sie trugen Kappen, die wie Duschhauben aussahen. Im Hintergrund dudelte irgendwo ein Radio.

Nachdem Jack ein paar Minuten am Empfang gewartet hatte, wurde er endlich von einer robusten, energisch wirkenden Frau wahrgenommen, die sofort auf ihn zukam. Auf ihrem Namensschild stand: »Gladys Zarelli, Abteilungsleiterin«. Sie fragte, ob sie ihm helfen könne.

»Ich möchte ein paar Erkundigungen über Katherine Mueller einholen«, sagte Jack.

»Gott möge ihre Seele in Frieden ruhen lassen«, murmelte Gladys vor sich hin und bekreuzigte sich. »Es ist furchtbar, daß sie sterben mußte.«

Jack stellte sich vor. Dann fragte er, ob sie und ihre Mitarbeiter sich Sorgen machten, weil Katherine an einer Infektionskrankheit gestorben war.

»Natürlich haben wir Angst«, erwiderte sie. »Wie sollte es auch anders sein? Wir arbeiten hier auf engstem Raum zusammen. Aber was sollen wir tun? Wenigstens scheint sich das Krankenhaus ebenfalls Sorgen zu machen. Man hat uns Antibiotika verordnet, und Gott sei Dank ist aus meiner Abteilung noch niemand krank geworden.«

»Können Sie sich erinnern, ob hier schon mal etwas Ähnliches vorgekommen ist?« fragte Jack. »Sehen Sie, gestern, also genau einen Tag bevor Katherine gestorben ist, hat es im Manhattan General einen Pesttoten gegeben. Katherine könnte sich also durchaus hier in der Klinik angesteckt haben. Ich will Ihnen keine Angst einjagen - aber das sind nun mal die Fakten.«

»Wir sind uns dessen sehr wohl bewußt«, entgegnete Gladys. »Aber hier im Zentralmagazin erleben wir so etwas zum erstenmal. Natürlich mag es hin und wieder mal eine Krankenschwester erwischt haben, aber im Zentralmagazin - nein, das gab es noch nie.«

»Haben Sie oder ihre Mutter gelegentlich Kontakt zu Patienten?« fragte Jack weiter.

»Eigentlich nie«, erwiderte Gladys. »Hin und wieder geht mal jemand hinauf auf eine der Stationen, aber mit den Patienten haben wir eigentlich nie etwas zu tun.«

»Welche Art von Arbeiten hat Katherine in der Woche vor ihrem Tod erledigt?« wollte Jack wissen. »Da muß ich erst nachsehen«,

sagte Gladys und gab Jack mit einem Wink zu verstehen, daß er ihr folgen solle. Sie führte ihn in ein winziges, fensterloses Büro und öffnete einen großen, in Leinen gebundenen Terminplaner.

»Wir nehmen es mit den Aufgabenzuweisungen nicht allzu genau«, erklärte sie, während sie ihren Finger über eine Reihe von Namen gleiten ließ. »Wir springen immer füreinander ein, wenn irgendwo Not am Mann ist. Allerdings achte ich darauf, den dienstälteren Kollegen für bestimmte Aufgaben die Grandverantwortung zu übertragen.« Ihr Finger stoppte und fuhr dann nochmals über die Seite. »Okay, Katherine war in der besagten Woche im großen und ganzen für die Belieferung der Stationen zuständig.«

»Was heißt das im einzelnen?«

»Das heißt, sie mußte die verschiedenen Abteilungen mit sämtlichen benötigten Ausrüstungsgegenständen beliefern«, erklärte Gladys. »Wobei Medikamente und ähnliche Dinge ausgenommen sind. Die kommen aus der Apotheke.«

»Sie meinen also die Sachen, die in den Krankenzimmern benötigt werden?« hakte Jack nach.

»Ja natürlich, aber nicht nur Sachen für die Krankenzimmer, auch alles, was die Schwestern brauchen«, erwiderte Gladys. »Es kommt alles hier aus dem Magazin. Ohne uns würde der Krankenhausbetrieb binnen vierundzwanzig Stunden zum Erliegen kommen.«

»Geben Sie mir doch einfach mal ein Beispiel, womit sie die einzelnen Krankenzimmer versorgen«, forderte Jack sie auf. »Ich sagte Ihnen doch schon - mit einfach allem«, wiederholte Gladys leicht gereizt. »Bettpfannen, Thermometer, Luftbefeuchter, Kissen, Krüge, Seife...«

»Sie können Ihrer Liste nicht zufällig entnehmen, ob Katherine in der vergangenen Woche auf der siebten Etage etwas persönlich abgeliefert hat?«

»Nein«, versicherte Gladys. »Das halten wir nicht fest. Ich könnte Ihnen allerdings eine Liste ausdrucken mit allem, was wir dorthin geliefert haben. Darüber führen wir genauestes Buch.«

»Gut«, sagte Jack. »Ich nehme, was ich kriegen kann.«

»Es wird aber jede Menge Zeug sein«, warnte Gladys, während sie

ihr Computerprogramm startete. »Interessieren Sie sich für die Gynäkologie oder für die Innere Abteilung oder für beides?«

»Die Innere Abteilung genügt mir.«

Gladys nickte und hackte auf der Tastatur herum. Es dauerte nicht lange, bis ihr Drucker losratterte. Ein paar Minuten später überreichte sie Jack einen Stapel Blätter, die er sofort überflog. Gladys hatte recht gehabt: Auf der Liste waren unzählige Artikel aufgeführt. Jack bewunderte die logistische Leistung, die Gladys und ihre Kollegen vollbringen mußten, damit der Klinikbetrieb reibungslos funktionierte.

Schließlich verabschiedete er sich und verließ das Magazin, um noch einmal im Labor vorbeizuschauen. Sein Inneres sagte ihm, daß irgendeine wichtige Information fehlte. Leider hatte er keine Ahnung, wo er suchen sollte.

Er wandte sich an die Empfangsdame, der er bereits am Tag zuvor seine Marke gezeigt hatte; bereitwillig erklärte sie ihm den Weg zum Labor für Mikrobiologie. Ohne von irgend jemandem behelligt zu werden, marschierte er durch das riesige Labor. Mit einem komischen Gefühl ging er an all den beeindruckenden Apparaturen vorbei, die unbeaufsichtigt auf Hochtouren liefen. Dabei fielen ihm die Klagen des Labordirektors über Personaleinsparungen ein.

Nancy Wiggins stand an ihrer Laborbank; sie war gerade dabei, Bakterienkulturen auszuplattieren.

»Hallo, wie steht's?« fragte Jack. »Erinnern Sie sich an mich?« Nancy sah kurz auf und widmete sich wieder ihrer Arbeit. »Natürlich.«

»Beim zweiten Pestfall haben Sie ja ganz schön schnell die richtige Diagnose gestellt«, begann er. »Hut ab.«

»Ist ja auch einfach, wenn man schon einen Verdacht hat«, entgegnete Nancy. »Beim dritten Fall ist es uns wohl nicht so gut gelungen.«

»Genau danach wollte ich Sie fragen«, fuhr Jack fort. »Wie sah die Gram-Färbung aus?«

»Ich habe sie nicht gemacht«, sagte Nancy. »Beth Holderness hat den Test durchgeführt. Wollen Sie mit ihr reden?«

»Ja, gern.«

Nancy rutschte von ihrem Hocker und verschwand. Jack nutzte die Gelegenheit und sah sich ein wenig um. Er war beeindruckt. In den meisten Mikrobiologie-Labors herrschte eine immer gleichbleibende Unordnung. Doch hier schien alles absolut effizient zu funktionieren. Alles schien an seinem Platz zu sein, und es blitzte vor Sauberkeit. »Hallo, ich bin Beth!«

Jack drehte sich um und blickte in das Gesicht einer lächelnden, aufgeschlossenen Frau, die Mitte Zwanzig sein mußte. Sie hatte eine Ausstrahlung wie ein Cheerleader, ihr Eifer wirkte regelrecht ansteckend. Ihr dauergewelltes Haar stand widerspenstig ab und sah aus, als wäre es elektrisch geladen, Jack stellte sich vor und fühlte sich sofort von Beths Offenheit in den Bann gezogen. Sie war eine der nettesten Frauen, die er je kennengelernt hatte.

»Ich nehme mal an, Sie sind nicht zum Quatschen hergekommen«, sagte Beth. »Wie ich gehört habe, interessieren Sie sich für die Gram-Färbung, die wir im Fall Susanne Hard vorgenommen haben. Kommen Sie. Ich habe schon alles vorbereitet, damit Sie sich den Test selbst ansehen können.« Beth packte Jack am Ärmel und zog ihn ein Stück weiter zu ihrem Arbeitsplatz. Ihr Mikroskop war bereits eingerichtet; der Objektträger mit Susanne Hards Probe war an seinem Platz, und die Beleuchtung war eingeschaltet.

»Setzen Sie sich hierhin«, sagte Beth. »Ist es gut so? Oder ist der Hocker zu hoch?«

»Es ist wunderbar«, erwiderte Jack und beugte sich vor, um einen Blick durch die Okulare zu werfen. Es dauerte einen Augenblick, bis sich seine Augen an das Mikroskop gewöhnt hatten. Schließlich konnte er erkennen, daß sich in dem Ausschnitt jede Menge rötlich gefärbte Bakterien befanden.

»Achten Sie auch darauf, wie unterschiedlich die Mikroben geformt sind«, ertönte aus dem Hintergrund eine männliche Stimme.

Jack sah auf. Richard, der leitende Laborassistent, war plötzlich aufgetaucht und stand dicht neben ihm. »Ich will Ihnen bestimmt nicht zur Last fallen«, sagte Jack. »Sie fallen uns doch nicht zur Last«, entgegnete Richard. »Ganz im Gegenteil - ich würde gern Ihre

Meinung zu diesem Fall hören. Wir haben noch immer keine endgültige Diagnose gestellt. Bisher sind die Kulturen noch nicht gewachsen. Und wie Sie ja wahrscheinlich schon wissen, ist der Test auf Pest negativ ausgefallen.«

»Davon habe ich gehört«, sagte Jack. Dann beugte er sich wieder über das Mikroskop. »Ich glaube kaum, daß meine Meinung Ihnen weiterhilft. Mit solchen Analysen kenne ich mich nicht besonders gut aus«, gestand er.

»Aber Sie erkennen die Vielgestaltigkeit, oder?« fragte Richard. »Ich denke schon. Die Bakterien sind ziemlich klein. Einige sehen beinahe kugelförmig aus, oder liegt das daran, daß ich sie von oben sehe?«

»Ich glaube, Sie sehen sie so, wie sie wirklich sind«, sagte Richard. »Eine derartige Vielgestaltigkeit findet man bei der Pest nicht. Deshalb haben Beth und ich auch daran gezweifelt, daß wir es in diesem Fall mit der Pest zu tun haben. Sicher waren wir uns natürlich erst, als der Immunofluoreszenstest negativ ausfiel.«

Jack blickte auf. »Wenn es nicht die Pest ist - womit haben wir es Ihrer Meinung nach dann zu tun?« Richard lächelte etwas verlegen. »Ich weiß es nicht.« Jack sah zu Beth hinüber. »Was meinen Sie? Wollen Sie einen Tip abgeben?«

Beth schüttelte den Kopf. »Wenn Richard keine Vermutung äußert, halte ich mich auch lieber zurück«, sagte sie diplomatisch.

»Will nicht wenigstens einer von Ihnen eine Vermutung wagen?« drängte Jack.

Richard schüttelte den Kopf. »Ich halte meinen Mund. Beim Raten liege ich immer daneben.«

»Außer bei dem ersten Pestfall«, widersprach Jack. »Das war reine Glückssache«, sagte Richard und errötete leicht. »Was geht denn hier vor?« rief plötzlich eine zornige Stimme aus dem Hintergrund.

Jack drehte sich um und sah, daß Martin Cheveau, der Labordirektor, sich hinter Beth aufgebaut hatte. Hinter ihm lauerten Dr. Mary Zimmerman und Charles Kelley.

Jack erhob sich; die beiden Laborangestellten schlichen davon. Die Atmosphäre war höchst angespannt. Der Labordirektor schien außer

sich vor Wut.

»Sind Sie in offizieller Mission hier? fragte er. »Falls ja, dann wüßte ich gern, warum Sie sich nicht an die Anstandsregeln halten und zuerst in meinem Büro vorbeischaun. Statt dessen schleichen Sie sich heimlich bei uns ein! Unser Krankenhaus steckt zur Zeit in einer schwierigen Situation, und dieses Labor steht im Mittelpunkt des Schlamassels. Ich dulde es nicht, daß sich irgend jemand von außen in unsere Angelegenheiten einmischt.«

»Aber ich bitte Sie!« rief Jack. »Regen Sie sich nicht so auf!« Einen derartigen Wutausbruch hatte er gerade bei Martin, der doch am Tag zuvor so gastfreundlich gewesen war, nicht erwartet.

»Kommen Sie mir bloß nicht mit irgendwelchen Beschwichtigungen«, raunzte Martin ihn an. »Was zum Teufel haben Sie hier überhaupt zu suchen?«

»Ich erledige nur meinen Job«, erwiderte Jack. »Und dazu gehört unter anderem, daß ich Ermittlungen zu den Todesfällen Mueller und Hard durchführe. Ich betrachte das keineswegs als Einmischung. Im Gegenteil - ich finde mein Vorgehen eher diskret.«

»Suchen Sie in meinem Labor irgend etwas Spezielles?«

»Ich war gerade dabei, mir zusammen mit Ihren hervorragenden Mitarbeitern eine Gram-Färbung anzusehen«, erklärte Jack. »Ihre offizielle Aufgabe besteht darin, die Todesart und die Todesursache festzustellen«, schaltete sich Dr. Zimmerman ein. Sie stürmte an Martin vorbei und baute sich vor Jack auf. »Und diese Aufgabe haben Sie bereits erledigt.«

»Noch nicht ganz«, entgegnete Jack. »Im Fall Susanne Hard konnten wir nämlich noch keine endgültige Diagnose stellen.« Er erwiderte den ausdruckslosen Blick der Beauftragten für Infektionskrankheiten. Diesmal trug sie keine Schutzmaske, und ihm fiel auf, wie streng ihre Gesichtszüge und wie dünn ihre Lippen waren.

»Im Fall Hard haben Sie zwar keine genaue Diagnose gestellt«, korrigierte ihn Dr. Zimmerman, »aber Sie haben diagnostiziert, daß die Frau an einer tödlichen Infektionskrankheit gestorben ist. Unter den gegebenen Umständen halte ich das für ausreichend.«

»Ausreichend«, entgegnete Jack, »das ist für meine Vorstellung von

Medizin zuwenig.«

»Für meine auch«, schoß Dr. Zimmerman zurück. »Das gilt im übrigen auch für die Experten vom *Center for Disease Control* und die Spezialisten des New Yorker Gesundheitsamtes, die sich aktiv um die Erforschung dieses unglücklichen Vorfalls bemühen. Aber ich kann es Ihnen auch noch deutlicher sagen: Ihre Anwesenheit hier stört!«

»Glauben Sie wirklich, daß Ihre tollen Experten auf meine Hilfe verzichten können?« fragte Jack. Er konnte es sich einfach nicht verneifen.

»Ich würde sagen, Ihre Anwesenheit ist sogar mehr als störend«, fuhr Kelley dazwischen. »Was Sie betreiben, ist reinste Verleumdung. Richten Sie sich darauf ein, daß sich unsere Anwälte bei Ihnen melden werden.«

»Wow!« rief Jack und hob die Hände, als gelte es, einen körperlichen Angriff abzuwehren. »Daß ich hier störe, kann ich ja noch verstehen. Aber daß ich verleumderisch sein soll, ist ja wohl lächerlich.«

»Da bin ich anderer Meinung«, entgegnete Kelley. »Die Leiterin des Zentralmagazins hat mir berichtet, daß Sie ihr gegenüber behauptet haben, Katherine Mueller habe sich bei der Arbeit infiziert.«

»Und das ist bisher keineswegs bewiesen«, pflichtete Dr. Zimmerman bei.

»Wenn Sie derartige unerwiesene und diffamierende Behauptungen in die Welt setzen, schadet das dem Ruf unserer Klinik«, wettete Kelley.

»Und dem Aktienwert«, ergänzte Jack. »Sehr richtig«, sagte Kelley.

»Das Problem ist nur, daß ich gar nicht behauptet habe, Katherine Mueller hätte sich im Krankenhaus infiziert«, erklärte Jack. »Ich habe gesagt, daß sie sich bei der Arbeit angesteckt haben könnte. Das ist ein großer Unterschied.«

»Mrs. Zarelli hat uns aber erzählt, daß Sie es als eine bewiesene Tatsache hingestellt haben«, insistierte Kelley. »Ich habe ihr lediglich die Fakten mitgeteilt und sie darauf hingewiesen, daß im Fall Katherine Mueller auch die Möglichkeit einer Ansteckung im Krankenhaus in Betracht zu ziehen ist«, entgegnete Jack. »Aber lassen Sie

uns doch keine Haarspalterei betreiben! Allerdings scheinen Sie sich ziemlich in die Ecke gedrängt zu fühlen. Und das verleitet mich zu der Frage, wie es in Ihrem Krankenhaus eigentlich mit Nosokomialinfektionen aussieht. Haben Sie damit häufiger Probleme?» Kelley wurde puterrot, und da er Jack aufgrund seiner einschüchternden Körpergröße deutlich überlegen war, wich dieser vorsichtshalber einen Schritt zurück.

»Unsere Probleme mit Nosokomialinfektionen gehen Sie einen feuchten Kehrriech an«, schnaubte Kelley.

»Das wage ich langsam zu bezweifeln«, entgegnete Jack, »aber ich spare es mir für nächstes Mal auf, dieser Sache auf den Grund zu gehen. Es war wirklich nett, Sie alle wiedergesehen zu haben. Also dann - bis demnächst.«

Jack löste sich aus der Gruppe und schlenderte davon. Als er hinter sich eine Bewegung wahrnahm, zuckte er zusammen. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn ihm ein Becherglas oder ähnliches um die Ohren geflogen wäre, doch er erreichte ohne Zwischenfälle die Tür. Er fuhr nach unten und radelte in Richtung Süden davon.

Auf seinem Weg durch den dichten Verkehr dachte er angestrengt nach. Am meisten verwirrte ihn, wie heftig die mit der Sache befaßten Mitarbeiter des Manhattan General auf den Vorfall reagierten. Sogar Martin hatte sich plötzlich so verhalten, als wäre Jack sein Feind. Was hatten sie zu verbergen? Vor allem aber - warum verbargen sie es vor ihm. Er wußte zwar nicht, wer die Krankenhausleitung über seine Anwesenheit informiert hatte, aber er konnte sich gut vorstellen, wer jetzt gleich bei Bingham anrufen würde. Er gab sich keinen Illusionen hin. Seine Befürchtungen bestätigten sich. Als er den Empfangsbereich des Gerichtsmedizinischen Instituts betrat, kam sofort der Mann vom Sicherheitsdienst auf ihn zu.

»Ich soll Ihnen mitteilen, daß Sie sich sofort im Büro des Chefs zu melden haben«, sagte der Mann. »Dr. Washington selbst hat mir diese Anweisung gegeben.«

Da ihm keine Verteidigungsstrategie in den Sinn kommen wollte, beschloß Jack im Fahrstuhl, in die Offensive zu gehen. Als er sich bei Mrs. Sanford meldete, war er in Gedanken immer noch dabei,

seine Strategie auszufeilen.

»Sie können gleich hineingehen«, sagte Mrs. Sanford, wie immer, ohne aufzusehen.

Jack ging um ihren Schreibtisch herum und betrat Bingham's Büro. Bingham war nicht allein. Vor der Glastür des Bücherschranks hatte sich der riesenhafte Calvin aufgebaut. »Chef - wir haben ein Problem«, begann Jack und klang sehr ernst. Er ging zu Bingham's Schreibtisch und haute mit der Faust auf die Tischplatte, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Wir haben im Fall Hard immer noch keine Diagnose gestellt - dabei wird es höchste Zeit. Wenn wir nicht bald mit unserem Ergebnis rüberkommen, stehen wir nicht gut da, vor allem weil die Presse die Pestgeschichte so hochkocht. Ich habe mir sogar die Mühe gemacht, noch einmal zum Manhattan General rüberzufahren, um mir die Gram-Färbung selbst anzusehen. Leider hat das auch nicht viel gebracht.«

Überrascht starrte Bingham ihn aus wäßrigen Augen an. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, Jack zusammenzustauchen, doch jetzt kamen ihm Bedenken. Statt irgend etwas zu sagen, nahm er seine Nickelbrille ab und putzte, in Gedanken versunken, die Gläser. Dabei dachte er über Jack's Worte nach. Dann sah er zu Calvin hinüber, der daraufhin ebenfalls an den Schreibtisch kam. Er hatte Jack durchschaut. »Was zum Teufel wollen Sie uns da eigentlich erzählen?« fragte er.

»Es geht um Susanne Hard«, erwiderte Jack. »Erinnern Sie sich nicht? Der Fall, bei dem wir um zehn Dollar gewettet haben.«

»Sie haben gewettet?« rief Bingham entsetzt. »Ist unser Institut vielleicht ein Spielkasino?«

»Natürlich nicht«, versuchte Calvin seinen Vorgesetzten zu besänftigen. »Wir wollten nur unsere unterschiedlichen Standpunkte unterstreichen. Normalerweise wetten wir nicht.«

»Das will ich stark hoffen«, sagte Bingham. »Ich möchte auf keinen Fall, daß hier irgendwelche Wetten abgeschlossen werden - schon gar nicht, wenn es um Diagnosen geht. Und erst recht will ich nicht, daß so etwas an die Presse durchsickert. Für die wäre das ein gefundenes Fressen.«

»Um auf Susanne Hard zurückzukommen«, warf Jack ein, »ich weiß wirklich nicht, wie ich in dem Fall weiter vorgehen soll. Ich hatte gehofft, daß ich vielleicht ein paar neue Erkenntnisse gewinne, wenn ich mich direkt an die Leute vom Krankenhauslabor wende. Leider habe ich mich da geirrt. Haben Sie eine Idee, wie ich jetzt weitermachen soll?« Jack wollte unbedingt von der Wette ablenken. Bingham hätte er mit dieser Angelegenheit vielleicht von seinem eigentlichen Anliegen abbringen können, doch er wußte, daß Calvin ihn dafür später in der Luft zerreißen würde. »Ich bin wirklich erstaunt«, sagte Bingham. »Gestern erst habe ich Sie ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Sie hier im Institut bleiben und alle unerledigten Fälle aufarbeiten sollen, die man Ihnen zugewiesen hat. Insbesondere hatte ich Sie ermahnt, sich vom Manhattan General Hospital fernzuhalten.«

»Ich dachte, das Verbot gelte nur für den Fall, daß ich dort persönliche Rechnungen zu begleichen versuche«, entgegnete Jack. »Das habe ich aber nicht getan. Diesmal war ich rein dienstlich dort.«

»Wie zum Teufel haben Sie es dann geschafft, den Krankenhauspräsidenten schon wieder gegen sich aufzubringen?« schnaubte Bingham. »Er hat schon wieder im Bürgermeisteramt angerufen. Dabei hat er sich erst gestern dort beschwert. Der Bürgermeister möchte wissen, ob in Ihrem Kopf irgendwas nicht stimmt. Oder ob vielleicht in meinem Kopf etwas nicht stimmt, weil ich Sie eingestellt habe.«

»Sie haben ihm hoffentlich versichert, daß wir beide ganz normal sind«, sagte Jack. »Jetzt werden Sie nicht auch noch frech.«

»Um ehrlich zu sein«, entgegnete Jack, »ich habe keinen Schimmer, warum der Präsident sich so aufgeregt hat. Vielleicht ist der Druck, der mit dieser Pestgeschichte zusammenhängt, dafür verantwortlich, daß die Leute im Manhattan General so merkwürdig reagieren. Jedenfalls benehmen sie sich alle recht seltsam.«

»Aha - in Ihren Augen benehmen sich also alle Leute seltsam«, bemerkte Bingham.

»Nein, nicht alle«, entgegnete Jack. »Aber ich bin mir ganz sicher, daß im Manhattan General irgend etwas Merkwürdiges vor sich

geht.«

Bingham sah Calvin an, doch der zuckte nur mit den Achseln und verdrehte die Augen. Er hatte keine Ahnung, wovon Jack redete. Dann richtete Bingham sein Augenmerk wieder auf Jack. »Jetzt passen Sie mal gut auf«, sagte er. »Ich möchte Sie wirklich nicht rauswerfen, also zwingen Sie mich bitte nicht dazu! Sie sind ein cleverer Mann, und Sie haben in der Gerichtsmedizin glänzende Zukunftsaussichten. Aber ich warne Sie! Wenn Sie vorsätzlich meine Anweisungen mißachten und uns weiterhin bei den städtischen Institutionen blamieren, habe ich keine Wahl. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja.«

»Okay«, sagte Bingham. »Dann machen Sie sich an die Arbeit. Wir sehen uns später bei der Konferenz.« Ohne zu zögern, verließ Jack den Raum.

Bingham und Calvin blieben einen Augenblick stumm; jeder war in seine eigenen Gedanken vertieft.

»Er ist ein komischer Vogel«, sagte Bingham schließlich. »Ich durchschaue ihn einfach nicht.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Calvin. »Das einzig Gute an ihm ist, daß er ein cleveres Bürschchen ist. Und ein harter Arbeiter.«

»Ich weiß«, stimmte Bingham ihm zu. »Deshalb wollte ich ihn auch nicht sofort vor die Tür setzen. Aber wieso ist er bloß so taktlos? Er muß doch wissen, daß er die Leute brüskiert. Seine Rücksichtslosigkeit grenzt an Selbstzerstörung. Das hat er gestern sogar zugegeben. Warum ist er wohl so?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Calvin. »Manchmal habe ich das Gefühl, daß er eine unheimlich Wut im Bauch hat. Aber ich habe keine Ahnung, auf wen oder was. Ich habe schon ein paarmal versucht, ein persönliches Gespräch mit ihm anzufangen, aber das ist, als wollte man einen Stein erweichen.«

15. Kapitel

Donnerstag, 21. März 1996, 20.20 Uhr

Terese und Colleen ließen das Taxi auf der Second Avenue zwischen der 88th und 89th Street halten. Bis zu Elaine's waren es nur noch ein paar Schritte zu gehen.

»Wie sehe ich aus?« fragte Colleen und blieb unter dem Vordach des Restaurants stehen. Sie schlüpfte aus ihrem Mantel, damit Terese ihr Outfit begutachten konnte.

»Viel zu gut«, sagte Terese, und sie meinte es ehrlich. Statt ihrer üblichen Jeans und ihres Sweatshirts trug Colleen ein einfaches schwarzes Kleid, das ihren vollen Busen perfekt zur Geltung brachte. Verglichen mit ihrer Freundin fand sich Terese ziemlich unpassend gekleidet. Da sie es nicht mehr nach Hause geschafft hatte, trug sie noch immer ihr maßgeschneidertes Kostüm. »Ich weiß gar nicht, warum ich so nervös bin«, gestand Colleen. »Du kannst vollkommen beruhigt sein«, versicherte Terese. Colleen nannte dem Empfangskellner ihre Namen. Er schien sofort Bescheid zu wissen und bat die beiden Frauen, ihm in den hinteren Teil des Restaurants zu folgen. Da der Raum bis auf den letzten Platz gefüllt war und überall Kellner hin- und hereilten, war es ein Weg mit Hindernissen. Terese kam sich vor wie in einem Fischbassin. Sämtliche Gäste - egal ob männlich oder weiblich - musterten sie von Kopf bis Fuß.

Die beiden Männer erwarteten sie an einem winzigen Tisch in der hintersten Ecke des Lokals. Sie standen sofort auf, als sie sie kommen sahen. Chet rückte Colleen den Stuhl zurecht, Jack tat das gleiche für Terese.

»Um diesen hervorragenden Platz zu bekommen, muß man den Besitzer bestimmt persönlich kennen«, sagte Terese. Chet, der Terese' Bemerkung fälschlicherweise als Kompliment auffaßte, begann damit zu prahlen, daß er im vergangenen Jahr sogar Elaine vorgestellt worden sei. Elaine, das sei die Frau, die am anderen Ende des Lokals an der Kasse sitze. »Zuerst haben sie uns ganz vorn einen Platz an-

geboten«, fügte Jack hinzu. »Aber den haben wir abgelehnt, weil wir dachten, daß euch wahrscheinlich die Zugluft stören würde.«

»Wie rücksichtsvoll«, entgegnete Terese. »Außerdem ist die Atmosphäre hier hinten viel intimer.«

»Wirklich?« hakte Chet nach. Sein Gesicht hellte sich deutlich auf, denn in Wahrheit waren sie eingepfercht wie Ölsardinen. Der Kellner kam, und sie bestellten Wein und Vorspeisen. Colleen und Chet waren sofort in eine lockere Unterhaltung vertieft. Terese und Jack hingegen tauschten zunächst ein paar sarkastische Bemerkungen aus, doch schließlich sorgte der Wein dafür, daß ihre spitzen Zungen sich etwas mäßigten. Als das Hauptgericht serviert wurde, waren sie bereits zu einer netten und freundlichen Plauderei übergegangen. »Was gibt es denn für Neuigkeiten über die Pest?« fragte Terese. »Im Manhattan General sind zwei weitere Patienten gestorben«, sagte Jack. »Außerdem haben ein paar Krankenschwestern Fieber und werden behandelt.«

»Das habe ich schon in den Morgennachrichten gehört. Gibt es sonst noch etwas Neues?«

»Ja. Von den beiden toten Frauen hatte nur eine die Pest. Bei der anderen weisen die klinischen Symptome zwar ebenfalls auf Pest hin, aber ich persönlich glaube, daß sie an etwas anderem gestorben ist.«

Terese war gerade dabei, sich eine Gabel mit Pasta in den Mund zu schieben, doch nun hielt sie auf halbem Wege inne. »Tatsächlich?« fragte sie. »Aber wenn sie nicht die Pest hatte, was dann?« Jack zuckte mit den Achseln. »Das wüßte ich auch gern. Ich hoffe, das Labor wird es mir bald sagen können.«

»Das Manhattan General wird ganz schön in Aufruhr sein«, sagte Terese. »Bin ich froh, daß ich da jetzt nicht als Patientin liege! Es ist ja schon unter normalen Umständen schlimm genug, im Krankenhaus zu sein. Aber wenn dort auch noch Krankheiten wie die Pest kursieren, muß es einfach furchtbar sein.«

»Die Klinikleitung ist in der Tat ganz schön beunruhigt«, erklärte Jack. »Aus gutem Grund. Wenn sich nämlich herausstellen sollte, daß sich der Infektionsherd im Krankenhaus befindet, dann haben

wir es mit dem ersten Fall der jüngeren Medizingeschichte zu tun, bei dem Pest durch eine Nosokomialinfektion verursacht worden ist. Für das Manhattan General wäre das nicht gerade eine Auszeichnung.«

»Ehrlich gesagt habe ich gestern, als Sie und Chet von diesem Pestausbruch berichteten, zum erstenmal über diese Nosokomialinfektion nachgedacht. Haben alle Krankenhäuser damit Probleme?«

»Ja, ziemlich große sogar«, erwiderte Jack. »Es ist allgemein bekannt, daß sich fünf bis zehn Prozent der Patienten während ihres Klinikaufenthalts eine Infektionskrankheit holen.«

»Um Gottes willen!« rief Terese. »Ich hatte nicht den geringsten Schimmer, daß das so weit verbreitet ist.«

»Alle haben damit zu schaffen«, bestätigte nun auch Chet. »Nosokomialinfektionen kommen in hochmodernen Universitätskliniken genauso vor wie im kleinsten Provinzkrankenhaus. Das schlimmste daran ist, daß es keinen ungünstigeren Ort gibt, sich eine Infektion einzufangen. Von den Erregern, die man sich in Krankenhäusern holen kann, sind die meisten nämlich resistent gegen Antibiotika.«

»Das ist ja sehr beruhigend«, entgegnete Terese zynisch. Dann überlegte sie einen Augenblick und fragte: »Sind die Infektionsraten eigentlich in allen Kliniken in etwa gleich hoch, oder gibt es da große Unterschiede?«

»Es gibt bestimmt Unterschiede«, sagte Chet. »Sind die Raten bekannt?« fragte Terese weiter. »Ja und nein«, antwortete Chet. »Die staatliche Überwachungskommission verpflichtet alle Krankenhäuser, ihre Infektionsraten zu erfassen und darüber Buch zu führen, aber die Aufstellungen werden der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben.«

»Dann sind die Statistiken ja eine reine Farce«, bemerkte Terese und warf Colleen einen verstohlenen Blick zu. »Wenn die Raten eine bestimmte Marge überschreiten, verliert das Krankenhaus die Zulassung«, erklärte Chet. »Also macht es schon einen gewissen Sinn, sie zu erfassen.«

»Aber der Öffentlichkeit gegenüber ist es unfair«, sagte Terese. »Da die Zahlen unter Verschuß gehalten werden, kann niemand, der

ins Krankenhaus muß, bei der Wahl der Klinik die Infektionsgefahr in Betracht ziehen.« Chet hob die Hände. »Das ist eben Politik.«

»Ich finde es etwas unmöglich«, stellte Terese klar. »Im Leben ist so manches ungerecht«, bemerkte Jack. Als sie mit Nachtisch und Kaffee fertig waren, plädierten Chet und Colleen dafür, noch irgendwo tanzen zu gehen - zum Beispiel im China Club. Doch Terese und Jack hatten keine Lust. »Ihr könnt doch auch ohne uns gehen«, schlug Terese vor. »Wirklich?« fragte Colleen.

»Wir halten euch bestimmt nicht davon ab«, pflichtete Jack Terese bei.

Colleen sah Chet an. »Okay, dann gehen wir«, erklärte er. Jack und Terese winkten den beiden nach. »Ich hoffe, sie haben ihren Spaß«, sagte Terese. »Ich könnte mir im Moment nichts Schrecklicheres vorstellen, als in einem verqualmten Nachtclub zu hocken und diese Dröhnmusik ertragen zu müssen.«

»Dann sind wir ja endlich mal einer Meinung«, bemerkte Jack. Terese lachte. Sie fand allmählich Gefallen an Jacks Humor. Für einen Augenblick standen sie unentschlossen auf dem Bürgersteig und blickten in verschiedene Richtungen. Obwohl das Thermometer nur frostige vier Grad anzeigte, tummelten sich auf der Second Avenue jede Menge Nachtschwärmer. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, die Luft war klar. »Ich glaube, der Wettergott hat vergessen, daß heute Frühlingsanfang ist«, sagte Terese. Sie hatte ihre Hände in die Manteltaschen gesteckt und die Schultern hochgezogen. »Wir könnten ja noch in die Kneipe gehen, in der wir gestern waren«, schlug Jack vor. »Sie ist doch gleich hier um die Ecke.«

»Eine gute Idee. Aber ich habe noch einen besseren Vorschlag. Meine Agentur ist ganz hier in der Nähe, gleich drüben an der Madison Avenue. Was halten Sie von einer kurzen Besichtigung?«

»Sie wollen mich durch Ihre Agentur führen, obwohl Sie wissen, wie wenig ich von Werbung halte?« fragte Jack. »Ich dachte, das bezöge sich nur auf Werbung im medizinischen Bereich«, entgegnete Terese.

»Eigentlich habe ich für Werbung im allgemeinen ziemlich wenig übrig«, erklärte Jack. »Ich konnte das gestern abend nur nicht richtig

deutlich machen, weil Chet mir dazwischengefahren ist.«

»Aber Sie verachten nicht grundsätzlich jede Form von Werbung, oder?« hakte Terese nach.

»Nein«, erwiderte Jack. »Allerdings sollte Werbung für das Gesundheitswesen verboten sein. Die Gründe habe ich ja gestern genannt.«

»Hätten Sie nicht trotzdem Lust, sich unsere Agentur mal kurz anzusehen? Ich könnte mir vorstellen, daß Sie unser Studio ganz interessant finden.«

Jack versuchte zu entschlüsseln, was sich hinter den blaßblauen Augen und dem sinnlichen Mund verbarg. Es verwirrte ihn, daß sie so verletzlich wirkte, denn das paßte ganz und gar nicht zu der nüchternen, zielorientierten, aktiven Frau, für die er sie hielt. Terese hielt seinem Blick ohne Probleme stand und strahlte ihn kokett an. »Nun geben Sie sich doch mal einen Ruck!« forderte sie ihn heraus.

»Wieso habe ich bloß das komische Gefühl, daß Sie irgendeinen Hintergedanken haben?« fragte Jack.

»Vielleicht habe ich ja einen«, gab Terese freimütig zu. »Ich wüßte nämlich zu gern, wie Sie unsere Idee für eine neue Werbekampagne finden. Eigentlich wollte ich Ihnen gar nicht auf die Nase binden, daß ich meinen Geistesblitz einzig und allein Ihnen zu verdanken habe; aber eben beim Essen habe ich meine Meinung geändert.«

»Soll ich das als Kompliment auffassen, oder sollte ich mich eher mißbraucht fühlen?« entgegnete Jack. »Wieso sind Sie denn durch mich auf die Idee für einen Werbespot gekommen?«

»Sie haben mir von der Pestgeschichte am Manhattan General erzählt«, erwiderte Terese. »Und das hat mich darauf gebracht, über Nosokomialinfektionen nachzudenken.« Jack ließ ihre Worte einen Augenblick sacken. »Und wieso wollen Sie plötzlich meine Meinung hören, nachdem Sie mir die Idee eigentlich verschweigen wollten?«

»Weil mir aufgegangen ist, daß Sie die Kampagne vielleicht sogar ganz gut finden könnten«, erwiderte Terese. »Weil Sie mir erklärt haben, sind Sie doch vor allem deshalb gegen Werbung im Gesundheitswesen, weil es dabei nie um Qualitätsaspekte geht. Wenn ich aber nun das Thema Nosokomialinfektionen in den Mittelpunkt einer

Kampagne stelle, heißt das ja wohl, daß ich Qualitätsunterschiede aufdecke.«

»Könnte sein«, sagte Jack.

»Aber natürlich heißt es das«, ereiferte sich Terese. »Wenn ein Krankenhaus auf seine Statistik stolz sein kann - warum sollte die Öffentlichkeit dann nicht darüber informiert werden?«

»Schon gut«, sagte Jack. »Ich gebe auf. Statten wir also Ihrem Studio einen kurzen Besuch ab.«

Die Entscheidung, Terese zu ihrer Werbeagentur zu begleiten, stellte Jack vor das Problem, was er mit seinem Fahrrad machen sollte. Er hatte es an ein Parkverbotsschild gekettet. Nach einer kurzen Diskussion war er einverstanden, das Rad stehenzulassen und mit Terese im Taxi zu fahren. Das Fahrrad wollte er dann auf seinem Nachhauseweg abholen.

Da kaum Autos unterwegs waren und der russische Taxifahrer in rasantem Tempo durch die Straßen jagte, erreichten sie das Gebäude von Willow and Heath schon nach wenigen Minuten. Erschöpft taumelte Jack aus dem Wagen.

»Einige Leute behaupten ja, daß ich mich in Gefahr bringe, wenn ich in New York mit dem Fahrrad durchquere. Eine Fahrt mit diesem Verrückten scheint mir mindestens zehnmal gefährlicher zu sein.«

Als wollte der Taxifahrer Jacks Kommentar unterstreichen, brauste er mit quietschenden Reifen davon. Um halb elf Uhr abends war das Gebäude sicher verschlossen, doch Terese hatte einen Nachtschlüssel. Ihre Absätze klapperten auf den Marmorfliesten des verlassenen Flurs. Sogar der Fahrstuhl schien in der Stille der Nacht einen ungeheuren Lärm zu machen.

»Sind Sie öfter zu so nachtschlafender Stunde hier?« fragte Jack. Terese lachte. »Ständig sogar. Ich lebe quasi hier.« Sie fuhren hinauf, ohne sich weiter zu unterhalten. Als die Tür aufging, war Jack schockiert; der Flur war hell erleuchtet, und es herrschte ein hektisches Treiben. Über unzählige Zeichentische gebeugt, waren noch jede Menge Leute in ihre Arbeit vertieft. »Wird hier in zwei Schichten gearbeitet?«

Terese mußte ein weiteres Mal lachen. »Nein, natürlich nicht«, er-

widerte sie. »Die Leute sind seit dem frühen Morgen hier. In der Werbebranche herrscht ein enormer Konkurrenzdruck. Wenn man den Zuschlag für ein Projekt bekommen will, muß man bereit sein, viel Zeit zu investieren. Demnächst stehen etliche unserer Kampagnen zur Präsentation an.« Terese entschuldigte sich und ging zu einer Frau, die an einem der Zeichentische arbeitete. Während die beiden sich unterhielten, ließ Jack seinen Blick durch den Raum schweifen. Es überraschte ihn, daß es kaum Trennwände gab. Neben dem riesigen Studio verfügte die Agentur nur über wenige separate Zimmer, die sich alle an der Seite befanden, an der die Fahrstühle waren. »Alice wird das Material gleich bringen«, sagte Terese, als sie wieder neben Jack stand. »Wollen wir solange in Colleens Büro gehen?«

Sie führte ihn in einen der separaten Räume und knipste das Licht an. Im Vergleich zu dem Studio war das fensterlose Büro so winzig, daß man Platzangst bekommen konnte. Es war vollgestopft mit Papieren, Büchern, Magazinen und Videobändern. Darüber hinaus standen einige mit dickem Zeichenpapier ausgestattete Staffeleien herum.

»Colleen hat sicher nichts dagegen, wenn ich auf ihrem Schreibtisch etwas Platz schaffe«, sagte Terese, während sie einen Stapel orangefarbenes Pauspapier zur Seite räumte. Danach stellte sie einen Armvoll Bücher auf dem Boden ab. Sie war gerade damit fertig, als Alice Gerber den Raum betrat. Nachdem Terese ihre Kollegin mit Jack bekannt gemacht hatte, bat sie Alice, ein paar von den Ideen für den Werbespot vorzuführen, die sie im Laufe des Tages entwickelt hatten. Jack fand den Entstehungsprozeß als solchen interessanter als den Inhalt der Kampagne. Er hatte noch nie darüber nachgedacht, wie Werbespots eigentlich zustande kamen. Jetzt sah er zum erstenmal, wieviel Kreativität und Arbeit darin steckte. Alice' Vorführung dauerte etwa eine Viertelstunde. Als sie fertig war, sammelte sie ihre Unterlagen ein und wartete auf weitere Instruktionen. Terese bedankte sich und schickte sie zurück an ihren Zeichentisch. »Das war's«, sagte Terese. »Was halten Sie davon?«

»Ich bin beeindruckt, was für eine ungeheure Mühe Sie sich mit diesen Kampagnen geben«, erwiderte Jack. »Eigentlich interessiert

mich vor allen Dingen, was Sie inhaltlich von den Spots halten«, insistierte Terese. »Wie finden Sie zum Beispiel die Idee, Hippokrates in ein Krankenhaus gehen und dort den Orden für gute Behandlung verleihen zu lassen?« Jack zuckte mit den Achseln. »Ich halte mich nicht gerade für geeignet, einen Werbespot konstruktiv zu kritisieren.«

»Hilfe! Das darf nicht wahr sein!« stöhnte Terese und verdrehte die Augen. »Ich will doch nur die Meinung eines ganz normalen Durchschnittsmenschen hören. Dies ist kein Quiz für Intellektuelle! Stellen Sie sich einfach vor, Sie würden den Spot im Fernsehen sehen.«

»Ich glaube, ich fände ihn ziemlich clever«, gestand Jack. »Würde er Ihnen das Gefühl vermitteln, daß Sie im National-Health-Krankenhaus gut aufgehoben sind, weil die Nosokomial-Infektionsrate dort niedrig ist?«

»Vermutlich ja«, erwiderte Jack.

»Okay«, sagte Terese. Sie mußte sich zusammenreißen, um nicht die Geduld zu verlieren. »Haben Sie vielleicht noch andere Ideen? Was könnte man sonst noch thematisieren?« Jack dachte ein paar Minuten nach. »Man könnte etwas über Oliver Wendell Holmes und Joseph Lister machen.«

»War Holmes nicht ein Dichter?«

»Er war auch Arzt. Er und Lister haben mehr als sonst irgend jemand dafür gesorgt, daß Ärzte sich die Hände waschen, bevor sie von einem Patienten zum nächsten gehen. Natürlich hat auch Semmelweis dazu beigetragen. Aber egal - im Kampf gegen die im Krankenhaus verursachten Infektionen war das Händewaschen wahrscheinlich die wichtigste Lektion, die Ärzte und Schwestern lernen mußten.«

»Hmm. Klingt interessant. Ich mache gern kleine Fortsetzungsgeschichten. Ich muß Alice davon erzählen, damit sie sofort jemanden mit der Recherche beauftragt.«

Jack folgte Terese und beobachtet sie, während sie mit Alice sprach. Nach ein paar Minuten hatten sie ihre Unterhaltung beendet. »Alles klar«, sagte sie. »Los, gehen wir!«

Im Fahrstuhl machte sie einen neuen Vorschlag. »Wie wär's, wenn

wir uns jetzt auch noch Ihren Arbeitsplatz ansehen? Meinen habe ich Ihnen gezeigt - jetzt können Sie sich revanchieren.«

»Da gibt es nichts zu sehen, was Sie interessieren würde«, entgegnete Jack. »Das können Sie mir glauben.«

»Lassen wir es auf einen Versuch ankommen!«

»Es ist kein angenehmer Ort«, beharrte Jack. »Ich brenne aber darauf, Ihr Institut mal von innen zu sehen. Ich kenne Leichenhallen nur aus dem Kino. Wer weiß - vielleicht kommen mir dort ein paar neue Ideen. Außerdem verstehe ich Sie vielleicht etwas besser, wenn ich Ihren Arbeitsplatz gesehen habe.«

»Ich bin mir gar nicht so sicher, ob ich durchschaut werden will«, entgegnete Jack.

Der Fahrstuhl hielt, und die Türen glitten auf. Sie gingen nach draußen und blieben auf dem Bürgersteig stehen. »Also, was? Es wird ja wohl nicht die ganze Nacht dauern, mal kurz in Ihrem Institut vorbeizuschauen. Und besonders spät ist es auch noch nicht.«

»Sie sind ganz schön starsinnig«, sagte Jack. »Setzen Sie eigentlich immer Ihren Kopf durch?«

»Normalerweise schon«, erwiderte Terese und fügte lachend hinzu: »Aber ich ziehe es vor, mich einfach als einen hartnäckigen Menschen zu beschreiben.«

»Okay«, willigte Jack schließlich ein. »Aber sagen Sie hinterher nicht, ich hätte sie nicht gewarnt.«

Sie nahmen ein Taxi und fuhren auf der Park Avenue in Richtung Süden.

»Ich habe den Eindruck, Sie sind ein Einzelgänger«, bemerkte Terese.

»Welch scharfsinnige Feststellung.«

»Seien Sie nicht immer so sarkastisch.«

»Diesmal habe ich es wirklich ernst gemeint«, sagte Jack. »Sie machen es einer Frau nicht gerade leicht zu wissen, woran sie ist«, fuhr Terese fort.

»Das gleiche könnte ich auch über Sie sagen«, entgegnete Jack. »Waren Sie schon mal verheiratet? Entschuldigen Sie, wenn ich jetzt wieder zu neugierig bin.«

»Ja, ich war mal verheiratet«, sagte Jack.

»Aber es hat offenbar nicht geklappt«, bemerkte Terese; sie bemühte sich redlich, die Unterhaltung in Gang zu halten. »Es gab ein Problem«, erklärte Jack. »Aber ich möchte nicht darüber sprechen. Und was ist mit Ihnen? Waren Sie schon mal verheiratet?«

»Ja.« Terese seufzte und sah aus dem Fenster. »Aber auch ich möchte nicht darüber reden.«

»Jetzt gibt es schon zwei Dinge, bei denen wir einer Meinung sind«, bemerkte Jack. »Wir mögen keine Nachtclubs, und wollen nicht über unsere früheren Ehen reden.«

Er hatte den Taxifahrer angewiesen, am Hintereingang des Gerichtsmedizinischen Instituts anzuhalten. Er war froh zu sehen, daß keiner der beiden Leichenwagen im Hof stand; so, hoffte er, würden sie nicht schon in der Halle über Rollbahnen mit frischen Leichen stolpern. Zwar hatte Terese darauf bestanden, das Institut zu besichtigen, doch er war nicht sicher, ob ihre Nerven dem, was sie sehen würde, auch standhielten.

Terese schwieg, als Jack sie an der Wand mit den Kühlfächern vorbeiführte. Erst als sie die einfachen Kiefernholzsärge sah, fand sie die Sprache wieder. Sie wollte wissen, warum sie dort standen.

»Das sind die Särge für nicht abgeholte, nicht identifizierte Leichen«, erklärte Jack. »Sie werden auf Kosten der Stadt verbrannt.«

»Kommt das oft vor?«

»Ständig.«

Dann führte er sie zurück in den Autopsiebereich und öffnete die Tür zum Waschraum. Terese warf einen Blick durch die Tür, ging aber nicht hinein. Durch die Glastür konnte sie in den Sektionssaal sehen. Im Halbdunkel wirkten die glänzenden Seziertische aus rostfreiem Stahl ziemlich unheilvoll. »Ich hatte mir das Institut viel moderner vorgestellt«, sagte sie. Um bloß nichts zu berühren, hatte sie die Arme vor der Brust verschränkt.

»Irgendwann war diese Einrichtung auch mal auf dem neuesten Stand«, entgegnete Jack. »Eigentlich hätte hier längst renoviert werden müssen. Dummerweise leidet die Stadt ständig unter irgendeiner Finanzkrise, und hinzu kommt, daß die meisten Politiker sich sträu-

ben, Geld für die Gerichtsmedizin abzuwickeln. Es ist schon schwer genug, die Mittel für den normalen Tagesbetrieb einzutreiben, an eine Erneuerung der Anlagen ist da gar nicht zu denken. Allerdings verfügen wir über ein hypermodernes DNA-Labor.«

»Und wo befindet sich Ihr Büro?«

»Oben im vierten Stock.«

»Darf ich es mal sehen?«

»Warum nicht? Wo wir nun schon mal hier sind.« Sie gingen am Besucherbüro vorbei und warteten auf den Fahrstuhl.

»Sie fühlen sich bestimmt ein bißchen unwohl, oder?« fragte Jack.

»Ein bißchen gruselig ist es schon«, gestand Terese. »Meine Kollegen und ich denken schon gar nicht mehr daran, wie dieser Ort auf Unbeteiligte wirken muß«, erklärte Jack. Doch im stillen war er beeindruckt davon, wie gelassen Terese die Vorführungen überstanden hatte. Sie fuhren hinauf in den vierten Stock.

»Wie sind Sie nur darauf gekommen, sich auf diesem Gebiet zu spezialisieren?« fragte Terese. »Haben Sie sich schon während des Medizinstudiums für die Pathologie entschieden?«

»Um Gottes willen, nein!« erwiderte Jack. »Damals wollte ich einen sauberen, technisch anspruchsvollen und lukrativen Job haben, der mich auch in emotionaler Hinsicht glücklich machen sollte. Ich bin Augenarzt geworden.«

»Und was ist dann passiert?«

»Meine Praxis wurde von AmeriCare geschluckt. Und da ich weder für den Laden noch für irgendeinen ähnlichen Giganten arbeiten wollte, habe ich umgesattelt. ›Umsatteln‹ ist heutzutage das Zauberwort für überflüssige Fachärzte.«

»Ist Ihnen das schwergefallen?« bohrte Terese weiter. Jack antwortete nicht sofort. »Ja, es war sehr schwer«, sagte er schließlich. »Vor allem, weil ich mich schrecklich einsam gefühlt habe.«

Terese wagte einen vorsichtigen Blick in Jacks Richtung. Nicht im Traum hätte sie damit gerechnet, daß er ein Typ war, der unter Einsamkeit litt. Sie hatte angenommen, daß er sein Einsiedlerleben frei gewählt hatte. Und jetzt sah sie, daß er sich verstohlen mit dem Handrücken durchs Auge wischte. Terese war verwirrt.

»Wir sind da«, verkündete Jack. Er schloß die Tür zu seinem Büro auf und knipste das Licht an.

Der Raum sah noch schlimmer aus, als Terese befürchtet hatte. Es war ein winziger Schlauch. Die grauen Metallmöbel wirkten alt und abgenutzt, die Wände brauchten dringend einen Anstrich. Ziemlich weit oben in der Wand befand sich ein kleines, schmieriges Fenster.

»Zwei Schreibtische?« fragte Terese erstaunt. »Chet und ich teilen uns das Büro«, erklärte Jack. »Welcher Schreibtisch gehört Ihnen?«

»Der unordentliche«, erwiderte Jack. »Wegen dieser Pestgeschichte ist mehr Arbeit liegengeblieben als sonst. Ich bin fast immer im Rückstand. Das liegt daran, daß ich mir mit den Berichten mehr Mühe gebe als andere.«

»Dr. Stapleton!« rief plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrund.

Es war Janice Jaeger, die Pathologie-Assistentin. »Der Mann vom Sicherheitsdienst hat mir gesagt, daß Sie hier sind«, erklärte sie, nachdem Jack sie mit Terese bekannt gemacht hatte. »Ich habe schon versucht, Sie zu Hause zu erreichen.«

»Was gibt es denn?«

»Das Labor hat heute abend angerufen. Sie wissen schon, das Labor, das das Lungengewebe von Susanne Hard analysiert hat. Der Immunofluoreszenstest war positiv. Und wissen Sie, was sie hatte? Tularämie!«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst!« Jack riß Janice das Blatt aus der Hand und starrte es ungläubig an. »Was ist denn Tularämie?« fragte Terese. »Eine andere Infektionskrankheit«, erklärte Jack. »Sie verläuft in gewisser Weise ähnlich wie die Pest.«

»Und wo war das Opfer in Behandlung?« fragte sie weiter, obwohl sie die Antwort schon ahnte.

»Im Manhattan General«, erwiderte Jack und schüttelte den Kopf. »Ich fasse es nicht! Das ist doch absolut unmöglich!«

»Ich muß wieder an die Arbeit«, sagte Janice. »Wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, melden Sie sich!«

»Vielen Dank, Janice«, sagte Jack. »Ich will Sie nicht weiter aufhalten.«

»Ist Tularämie genauso gefährlich wie die Pest?« fragte Terese, als

Janice gegangen war.

»Es ist schwierig, die beiden Krankheiten zu vergleichen«, erklärte Jack. »Tularämie ist auf jeden Fall schlimm. Vor allem die pulmonale Form ist äußerst ansteckend. Schade, daß Susanne Hard nicht mehr lebt. Sonst hätte sie uns genau beschrieben, wie furchtbar sie gelitten haben muß.«

»Und warum waren Sie so überrascht? Kommt die Krankheit etwa so selten vor wie die Pest?«

»Nein, ganz so selten ist sie nicht«, sagte Jack. »Sie tritt in einem breiteren Gebiet der USA auf als die Pest. Vor allem in den südlichen Staaten, zum Beispiel Arkansas. Aber genau wie die Pest tritt sie eigentlich nie im Winter auf - zumindest nicht hier oben im Norden. Wenn wir überhaupt mal einen Fall von Tularämie haben, dann höchstens im Spätfrühling oder im Sommer. Genau wie die Pest bedarf die Tularämie eines Überträgers, um auf den Menschen überzugehen. Anstelle der Rattenflöhe sind es meistens Zecken und Rotwildflöhe.«

»Jede Zecke oder jeder x-beliebige Rotwildfloh?« hakte Terese nach. Ihre Eltern besaßen ein Ferienhaus in den Catskills, und im Sommer fuhr sie sehr gern dorthin. Es lag in einer abgeschiedenen Gegend inmitten von Feldern und Wäldern. Zecken und Rotwildflöhe gab es dort mit Sicherheit en masse.

»Als Reservoir für die Bakterien dienen kleine Säugetiere«, erklärte Jack. »Vor allem Nagetiere und insbesondere Kaninchen.« Er wollte gerade weiter ausholen, doch plötzlich hielt er inne. Ihm war gerade eingefallen, was Maurice, Susannes Mann, ihm am Nachmittag erzählt hatte.

»Vielleicht waren die Kaninchen schuld«, murmelte er vor sich hin.

»Darf ich fragen, wovon Sie reden?« warf Terese ein. Jack entschuldigte sich. Er bemühte sich, seinen momentanen Dämmerzustand abzuschütteln, und gab Terese durch ein Handzeichen zu verstehen, daß sie an Chets Schreibtisch Platz nehmen solle. Dann erzählte er ihr von dem Telefongespräch mit Susannes Mann und erklärte ihr die Bedeutung von wilden Kaninchen im Zusammenhang mit Tularämie.

»Klingt ganz so, als wären es wirklich die Kaninchen gewesen«, sagte Terese.

»Das Problem ist nur, daß schon fast zwei Wochen vergangen sind, seit sie zum letztenmal mit den Viechern in Berührung gekommen sein kann«, gab Jack zu bedenken und trommelte nervös auf dem Telefon herum. »Das ist eine ziemlich lange Inkubationszeit - vor allem wenn man bedenkt, daß wir es mit der pulmonalen Form zu tun haben. Aber wenn sie sich nicht in Connecticut infiziert hat, muß es hier in der Stadt passiert sein, möglicherweise im Manhattan General. Aber sich Tularämie oder Pest durch eine Nosokomialinfektion einzufangen - das macht beides keinen Sinn.«

»Egal, wo sie sich infiziert hat - ich finde, die Öffentlichkeit muß sofort informiert werden«, sagte Terese und gab ihm durch ein Nicken zu verstehen, daß er zum Telefon greifen solle. »Ich hoffe, Sie rufen sofort im Krankenhaus an und benachrichtigen dann umgehend die Medien.«

»Ich werde mich hüten, das zu tun«, entgegnete Jack und warf einen Blick auf die Uhr. Es war noch vor Mitternacht. Er überlegte kurz und griff dann zum Hörer. »Ich rufe meinen direkten Vorgesetzten an. Die Politik ist seine Domäne.« Calvin nahm beim ersten Klingeln ab, doch seinem Nuscheln nach zu urteilen, hatte er bereits geschlafen. Jack meldete sich mit seinem Namen.

»Ich hoffe, Sie haben mir etwas Wichtiges mitzuteilen«, raunzte Calvin.

»Mir erscheint es jedenfalls wichtig«, sagte Jack, »ich wollte Sie als ersten erfahren lassen, daß Sie schon wieder zehn Dollar an mich verloren haben.«

»Sie spinnen wohl!« schrie Calvin. Die Müdigkeit war mit einem Schlag aus seiner Stimme gewichen. »Ich kann nur für Sie hoffen, daß das kein übler Scherz sein soll!«

»Es ist kein Scherz. Das Labor hat den Fall heute abend gemeldet. Im Manhattan General ist neben den beiden Pestfällen ein Fall von Tularämie aufgetreten. Es hat mich genauso umgehauen wie Sie, das können Sie mir glauben.«

»Hat das Labor Sie zu Hause angerufen?«

»Nein. Eine der Pathologie-Assistentinnen hat mir Bescheid gesagt.«

»Sind Sie etwa im Institut?«

»Natürlich«, sagte Jack. »Ich arbeite mir die Finger wund.«

»Tularämie?« fragte Calvin noch einmal ungläubig. »Ich glaube, da muß ich erst mal einiges nachlesen.«

»Ich habe schon heute nachmittag ein paar Bücher zu dem Thema gewälzt«, erwiderte Jack.

»Passen Sie auf, daß vorerst nichts nach außen dringt«, ermahnte ihn Calvin. »Ich rufe Bingham heute nacht nicht mehr an. Im Moment kann man ja sowieso nichts machen. Morgen früh sag' ich ihm sofort Bescheid, dann kann er die Gesundheitsbeauftragte anrufen, und die kann ihre Behörde informieren.«

»Okay.«

»Sie wollen die Sache also geheimhalten«, fuhr Terese ihn an, als er aufgelegt hatte.«

»Ich muß mich nach meinem Boß richten«, sagte Jack. »Jaja, ich weiß schon. Es ist nicht Ihre Aufgabe, die Öffentlichkeit zu informieren.«

»Ich bin schon ganz schön ins Fettnäpfchen getreten, als ich die Gesundheitsbeauftragte wegen dieser Pestgeschichte angerufen habe«, verteidigte sich Jack. »Ich wüßte nicht, warum ich noch mal meinen Kopf riskieren sollte. Morgen früh wird der Fall durch die offiziellen Kanäle bekannt gemacht.«

»Und was ist mit den Patienten im Manhattan General, die wegen Pestverdachts behandelt werden?« fragte Terese. »Sie könnten sich doch genausogut mit der anderen Krankheit infiziert haben. Ich finde, Sie sollten Ihre neue Erkenntnis noch heute nacht weitergeben.«

»Das macht Sinn«, gab Jack zu und überlegte kurz. »Aber eigentlich spielt es keine Rolle. Tularämie und Pest werden mit den gleichen Mitteln behandelt. Wir warten bis morgen früh. Es sind ja auch nur noch ein paar Stunden.«

»Und was ist, wenn ich die Presse informiere?« fragte Terese.

»Ich muß Sie bitten, das zu unterlassen«, sagte Jack. »Sie haben ja gehört, was mein Chef gesagt hat. Wenn er nach der undichten Stelle

forschen sollte, würde alles auf mich zurückfallen.«

»Sie stehen nicht auf Werbung im Gesundheitswesen - und ich stehe nicht auf politische Ränkeleien im Gesundheitswesen«, erklärte Terese. »Das war das Wort zum Sonntag«, bemerkte Jack abschließend.

16. Kapitel

Freitag, 22. März 1996, 6.30 Uhr

Obwohl Jack nun zweimal hintereinander viel später ins Bett gegangen war als sonst, war er an diesem Morgen bereits um halb sechs hellwach gewesen und hatte über den kuriosen Zufall gegrübelt, daß inmitten einer Reihe von Pestfällen nun auch noch ein Fall von Tularämie aufgetreten war. Und dann war auch noch er es gewesen, der die Diagnose gestellt hatte. Das war mit Sicherheit die zehn Dollar und fünfundzwanzig Cents wert, die Calvin und Laurie ihm jetzt schuldeten.

Er war so aufgewühlt, daß es ihm schier unmöglich schien, noch einmal einzuschlafen. Also stand er auf, frühstückte und saß schon vor sechs Uhr auf seinem Fahrrad. Da um diese Zeit weniger Autos unterwegs waren, erreichte er das Institut in einer Rekordzeit. Als erstes ging er in den ID-Raum und sah nach, ob Laurie und Vinnie schon eingetroffen waren, dann klopfte er an die Tür von Janice Jaegers Büro. Sie schien in Arbeit zu versinken. »Was für eine Nacht!« stöhnte sie. »War viel los?« fragte Jack.

»Das kann man wohl sagen. Es sind noch mehr Infektionsfälle reingekommen. Was ist nur los im Manhattan General?«

»Wie viele Fälle haben Sie?«

»Drei«, sagte Janice. »Und bei keinem ist die Untersuchung auf Pest positiv ausgefallen - obwohl bei allen Pestverdacht bestanden hat! Bei allen drei Opfern ist die Krankheit rasant schnell verlaufen. Zwölf Stunden, nachdem die ersten Symptome aufgetreten waren, waren sie alle tot. Es ist wirklich unheimlich.«

»Das war bei allen Infektionsopfern der letzten Tage so«, bemerkte Jack.

»Glauben Sie, daß es sich bei den drei neuen Fällen ebenfalls um Tularämie handelt?« fragte Janice.

»Gut möglich«, sagte Jack. »Vor allem, wenn die Pestuntersuchung negativ ausgefallen ist. Sie haben doch mit niemandem über die Di-

agnose im Fall Susanne Hard gesprochen, oder?»

»Nein. Obwohl ich mir fast die Zunge abbeißen mußte. Aber ich habe ja schon öfter die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß ich nur dazu da bin, Informationen einzuholen und dann meinen Mund zu halten.«

»Die gleiche Lektion habe ich gestern auch lernen müssen«, versuchte Jack sie zu trösten. »Sind Sie mit den drei Akten fertig?«

»Ja, die können Sie mitnehmen.«

Mit den Mappen unterm Arm ging Jack zurück in den ID-Raum. Da Vinnie noch immer nicht da war, kochte er erst einmal Kaffee. Dann setzte er sich an den Tisch und begann, die Akten zu studieren.

Ihm fiel sofort etwas Merkwürdiges ins Auge. Bei dem ersten Fall handelte es sich um die zweiundvierzigjährige Maria Lopez. Die Frau hatte im Zentralmagazin des Manhattan General gearbeitet! Doch nicht nur das - sie hatte in der gleichen Schicht gearbeitet wie Katherine Mueller! Jack schloß die Augen und überlegte, wie sich zwei Mitarbeiterinnen des Zentralmagazins mit zwei unterschiedlichen, tödlich verlaufenden Infektionskrankheiten hatten anstecken können. Das konnte kein Zufall sein. Vor seinem geistigen Auge rief er sich noch einmal das Zentralmagazin in Erinnerung. Er stellte sich die Regale und Gänge und sogar die Dienstkleidung der Angestellten vor. Aber es kam ihm absolut nicht in den Sinn, auf welche Art und Weise sie mit den ansteckenden Bakterien in Berührung gekommen sein konnten. Das Zentralmagazin hatte nichts mit der Entsorgung von Krankenhausabfällen oder der benutzten Wäsche zu tun; und die Abteilungsleiterin hatte ihm versichert, daß ihre Mitarbeiter so gut wie nie Kontakt mit Patienten hatten.

Jack las den Ermittlungsbericht zu Ende. Seit dem Fall Nodelman fügte Janice automatisch Informationen über Haustiere, Reisegewohnheiten und empfangene Gäste hinzu. Bei Maria Lopez schien keiner dieser drei Faktoren eine Rolle gespielt zu haben. Nun klappte er die zweite Akte auf, Joy Hester. Dieser Fall erschien ihm längst nicht so geheimnisvoll. Die Frau war Schwester in der Abteilung für Gynäkologie und Geburtshilfe gewesen und mehrfach mit Susanne Hard in Berührung gekommen, und zwar sowohl vor als auch nach

dem Ausbruch von Susannes ersten Krankheitssymptomen. Das einzige, was Jack stutzig machte, war, daß er sich erinnerte, gelesen zu haben, daß Tularämie fast nie von Mensch zu Mensch übertragen wurde. Der dritte Tote war Donald Lagenthorpe, ein achtunddreißig Jahre alter Ingenieur, der in einer Ölraffinerie gearbeitet hatte und der am Morgen zuvor wegen eines schweren Asthmaanfalls ins Krankenhaus eingeliefert worden war. Man hatte ihm zunächst intravenös Steroide und Bronchospasmolytika verabreicht und ihm dann das Einatmen angefeuchteter Luft sowie strenge Bettruhe verordnet. Janice' Aufzeichnungen zufolge war es mit ihm stetig bergauf gegangen; er hatte sogar schon um seine Entlassung gebeten, als er plötzlich sehr starke Kopfschmerzen bekommen hatte. Den Kopfschmerzen waren am späten Nachmittag Schüttelfrost und Fieber gefolgt. Dann hatte Donald schweren Husten bekommen, und seine asthmatischen Symptome hatten sich trotz der kontinuierlichen Behandlung verschlimmert. Zu diesem Zeitpunkt hatte man Lungenentzündung diagnostiziert, was durch eine Röntgenaufnahme bestätigt worden war. Doch seltsamerweise hatte eine Gram-Färbung seines Sputums ergeben, daß keine Bakterien vorhanden waren.

Später hatte der Patient über Muskelschmerzen geklagt. Dann waren heftige Bauchschmerzen und starke Druckempfindlichkeit hinzugekommen, woraufhin die Ärzte eine Appendizitis vermutet hatten. Um halb acht Uhr abends hatte man Lagenthorpe den Blinddarm herausoperiert, doch es hatte sich herausgestellt, daß der Appendix vollkommen normal war. Nach der Appendektomie war sein gesamter Organismus zusammengebrochen. Sein Blutdruck war gefallen und hatte auf keine Behandlung mehr reagiert. Die Harnmenge, die er noch von sich gegeben hatte, war nicht der Rede wert gewesen. Jack las weiter und erfuhr, daß Lagenthorpe in der vergangenen Woche abgelegene Bohrinseln in Texas besucht und in einer Wüstengegend kampiert hatte. Weiter hieß es in dem Bericht, die Freundin von Mr. Lagenthorpe habe sich erst kürzlich eine burmesische Katze angeschafft. Zu irgendwelchen Besuchern aus exotischen Ländern hatte er allerdings keinen Kontakt gehabt.

»Mein Gott, bist du früh hier!« rief Laurie Montgomery. Jack war

so in seine Lektüre vertieft, daß er vor Schreck zusammenfuhr. Laurie warf ihren Mantel über den Tisch, an dem sie ihre morgendlichen Sonderaufgaben verrichtete. Aufgrund des Rotationsprinzips war sie an diesem Tag vorerst zum letztenmal als ›Chefin vom Dienst‹ dafür verantwortlich zu bestimmen, welche der in der vorangegangenen Nacht eingelieferten Fälle von wem obduziert werden sollten. Es war eine undankbare Aufgabe.

»Es gibt schlechte Nachrichten«, sagte Jack. Laurie wollte sich einen Kaffee holen, doch nun blieb sie abrupt stehen. Ihr normalerweise fröhliches Gesicht verfinsterte sich. Jack mußte lachen. »Hey, ganz ruhig! So schlimm ist es nun auch wieder nicht. Allerdings schuldest du mir fünfundzwanzig Cents.«

»Ist das dein Ernst? Hatte Susanne Hard wirklich Tularämie?«

»Das Labor hat gestern abend mitgeteilt, daß der Immunofluoreszenztest positiv ausgefallen ist«, sagte Jack. »Das ist wohl eine ziemlich handfeste Diagnose.«

»Zum Glück habe ich nur um einen Vierteldollar gewettet«, sagte Laurie. »Deine Trefferquote ist ziemlich beeindruckend. Verrätst du mir dein Geheimnis?«

»Anfängerglück«, erwiderte Jack. »Ich brüte hier übrigens gerade über drei neuen Fällen. Allesamt Infektionsopfer, und sie kommen alle aus dem Manhattan General. Ich würde gern mindestens zwei von den drei Fällen übernehmen.«

»Und ich wüßte nicht, was dagegen spräche«, entgegnete Laurie. »Aber laß mich eben nachsehen, was sonst noch reingekommen ist.«

Kaum hatte Laurie den Raum verlassen, kam Vinnie hereingeschlurft. Sein Gesicht war käsig, seine Augen gerötet, und seine Lider hingen schwer herab. Jack hatte den Eindruck, daß er in einem der Kühlfächer am besten aufgehoben wäre. »Du siehst aus wie der Tod.«

»Hab' einen schweren Kater«, grummelte Vinnie. »War bei einem Kumpel zum Junggesellenabschied.« Er warf die Zeitung auf den Tisch und ging hinüber zur Kaffeemaschine. »Wie wär's, wenn wir gleich loslegen?« schlug Jack vor und schob Vinnie die Akte von Maria Lopez hin. »Du weißt ja: Morgenstund' hat Gold...«

»Bitte nicht schon wieder diese Sprüche«, fiel Vinnie ihm ins Wort. Er nahm die Akte und klappte sie auf. »Das kann ich heute morgen wirklich nicht ertragen. Außerdem geht es mir auf den Wecker, daß du nicht zu einer normalen Uhrzeit anfangen kannst - wie alle anderen auch.«

»Laurie ist auch schon da«, wandte Jack ein. »Ja, aber sie muß diese Woche die Fälle zuweisen. Du hingegen hast keine Ausrede.« Er überflog ein paar Abschnitte aus dem Bericht. »Ist ja herrlich! Ein Infektionsfall! Es gibt nichts, was ich lieber mache! Ich hätte wirklich im Bett bleiben sollen.«

»Ich bin in ein paar Minuten unten«, sagte Jack. Wütend schnappte Vinnie sich seine Zeitung und machte sich auf den Weg zum Sektionsaal.

Kurz darauf kam Laurie mit einem Arm voller Akten zurück und lud sie auf dem Schreibtisch ab. »Über Arbeitsmangel können wir uns heute bestimmt nicht beklagen.«

»Ich habe Vinnie schon nach unten geschickt, damit er mit Vorbereitungen für einen dieser Infektionsfälle trifft«, sagte Jack. »Ich hoffe, daß ich meine Befugnisse damit nicht überschritten habe; schließlich hast du dir die Akten noch gar nicht angesehen. Bei allen drei Fällen bestand Verdacht auf Pest, aber die Tests sind negativ ausgefallen. Ich glaube, wir sollten möglichst schnell mit einer Diagnose aufwarten.«

»Ja, auf jeden Fall«, sagte Laurie. »Am besten komme ich gleich mit runter und mache eine Runde. Deine Infektionsfälle sehe ich mir zuerst an, dann kannst du sofort loslegen.« Bevor sie aufbrachen, schnappte sie sich noch die Originalliste mit sämtlichen Todesfällen der vergangenen Nacht.

»Erzähl mir doch schnell etwas über den Hintergrund des ersten Falls«, forderte Laurie ihn auf.

Jack faßte zusammen, was er über Maria Lopez wußte, und wies Laurie vor allem auf den Zufall hin, daß das Opfer im Zentralmagazin des Manhattan General gearbeitet hatte. »Glaubst du, es gibt einen Zusammenhang zwischen den Opfern?« fragte Laurie, als sie aus dem Fahrstuhl traten.

»Meine Intuition sagt mir, daß das kein Zufall sein kann«, erwiderte Jack. »Deshalb will ich den Fall unbedingt übernehmen. Ich kann mir allerdings im Moment beim besten Willen nicht vorstellen, wo die Verbindung sein soll.«

Als sie das Besucherbüro der Leichenhalle passierten, forderte Laurie ihren Assistenten Sal durch ein Zeichen auf, ihnen zu folgen. Als er sie eingeholt hatte, reichte sie ihm die Originalliste. »Sehen wir uns also zuerst den Fall Lopez an.« Sal nahm die Liste entgegen und warf dann einen Blick auf seine Kopie. An dem Kühlfach mit der Nummer 67 blieb er stehen, öffnete die Tür und zog die Bahre heraus.

Maria Lopez war übergewichtig - genau wie ihre gerade verstorbene Kollegin Katherine Mueller. Sie hatte struppiges Haar, offenbar gefärbt; es hatte einen komischen rötlich-orangefarbenen Ton. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, alle Infusionsschläuche von der Leiche zu entfernen. Einer war noch an der rechten Seite ihres Halses befestigt, ein anderer an ihrem linken Arm.

»Eine ziemlich junge Frau«, bemerkte Laurie. Jack nickte. »Zwei- undvierzig.«

Laurie nahm die Ganzkörper-Röntgenaufnahme von Maria Lopez aus der Akte und hielt sie gegen das Licht. Außer ein paar Flecken in den Lungen konnte sie nichts Anormales erkennen. »Na, dann leg mal los!« sagte sie.

Jack nahm sie beim Wort und stürmte in den Raum, in dem der Belüftungsapparat seines Mondanzugs geladen wurde. »Du hast doch von zwei weiteren Fällen gesprochen«, rief Laurie ihm hinterher. »Wenn du nur einen von den beiden schaffst, welchen willst du haben?«

»Lagenthorpe«, rief Jack zurück.

Zum Zeichen, daß sie verstanden hatte, reckte Laurie den Daumen.

Trotz seinen Katers arbeitete Vinnie effizient und konzentriert wie immer. Als Jack die Berichte in Marias Akte zum zweitenmal studiert hatte und in seinen Schutzanzug geschlüpft war, hatte Vinnie bereits alles vorbereitet.

Da außer ihnen noch niemand im Sektionssaal war, arbeitete Jack

sehr konzentriert. Er begann mit der äußerlichen Untersuchung; wenn es irgendwo einen Insektenstich gab, so wollte er ihn unbedingt finden. Genau wie bei Katherine Mueller fielen ihm ein paar nicht eindeutig zu identifizierende Hautflecken auf, die er fotografierte, doch er hatte bei keinem den Eindruck, daß er von einem Stich herührte.

Für Jack war es von Vorteil, daß Vinnie mit seinem Kater zu kämpfen hatte. Von Kopfschmerzen geplagt, hielt er endlich mal seinen Mund. Bei der Untersuchung der inneren Organe bemühte Jack sich wiederum, jede überflüssige Bewegung zu vermeiden, damit so wenig Bakterien wie möglich in die Luft gerieten. Je weiter er vorankam, desto augenfälliger erschienen ihm die Ähnlichkeiten zu dem Fall von Susanne Hard - und nicht etwa zu dem von Katherine Mueller. Also lautete seine vorläufige Diagnose wiederum Tularämie, nicht Pest. Seine Verwirrung war allerdings perfekt. Als er die Untersuchung der inneren Organe beendet und die entsprechenden Gewebeproben entnommen hatte, legte er eine zusätzliche Lungengewebeprobe zur Seite, die er Agnes Finn vorbeibringen wollte. Sobald er ähnliche Proben von Joy Hester und Donald Lagenthorpe vorliegen hatte, wollte er diese unverzüglich an das Speziallabor schicken, um sie auf Tularämie untersuchen zu lassen. Jack und Vinnie waren gerade dabei, die aufgeschnittene Leiche von Maria Lopez wieder zuzunähen, als sie im Flur und im Waschraum Stimmen hörten.

»Normale, zivilisierte Menschen fangen jetzt mit der Arbeit an«, bemerkte Vinnie.

Während Jack die Äußerung mit Schweigen quittierte, ging die Tür zum Waschraum auf und zwei in Schutzanzüge gehüllte Figuren betraten den Raum. Sie steuerten auf Jacks Tisch zu. Es waren Chet und Laurie. »Seit ihr etwa schon fertig?« fragte Chet. »Ich kann nichts dafür«, entgegnete Vinnie. »Unser verrückter Radfahrer muß ja immer schon vorm Sonnenaufgang anfangen.«

»Wie lautet deine vorläufige Diagnose?« wollte Laurie wissen. »Pest oder Tularämie?«

»Ich glaube, es ist Tularämie«, sagte Jack. »Dann hätten wir es also mit vier Fällen zu tun, wenn die Diagnose bei den anderen beiden

ebenfalls Tularämie lauten sollte«, stellte Laurie fest.

»Ja, ich weiß«, sagte Jack. »Es ist wirklich beängstigend. Normalerweise kommt eine Übertragung von Mensch zu Mensch nur äußerst selten vor. Es macht einfach keinen Sinn - aber das gleiche gilt ja für den Pestfall.«

»Wie wird Tularämie eigentlich übertragen?« fragte Chet. »Ich habe noch nie einen Fall untersucht.«

»Entweder durch Zecken oder durch direkten Kontakt mit einem infizierten Tier«, erklärte Jack, »zum Beispiel durch Kaninchen.«

»Ich habe dich als nächstes für die Obduktion von Donald Lagenthorpe vorgesehen«, wandte Laurie sich an Jack. »Den Fall Hester übernehme ich selbst.«

»Wenn du willst, kann ich mir den auch noch vornehmen«, bot Jack an.

»Ist nicht nötig. So viele Autopsien stehen heute nicht an. Von den Todesfällen der vergangenen Nacht müssen längst nicht alle obduziert werden. Außerdem will ich schließlich auch mal auf meine Kosten kommen.«

Nach und nach schoben die Gehilfen Leichen in den Sektionssaal und plazierten sie auf den jeweiligen Seziertischen. Chet und Laurie wandten sich ihren eigenen Fällen zu. Jack und Vinnie machten die letzten Stiche an Maria Lopez. Als sie fertig waren, half Jack seinem Assistenten, die Leiche auf eine fahrbare Trage zu hieven. Dann fragte er ihn, wie lange er brauche, Lagenthorpe für die Obduktion vorzubereiten. »Was bist du nur für ein elender Sklaventreiber«, klagte Vinnie. »Warum gönnen wir uns nicht erst mal eine Kaffeepause, wie alle anderen auch?«

»Ich möchte mir den Fall lieber sofort ansehen«, erklärte Jack. »Danach kannst du von mir aus für den Rest des Tages Kaffee trinken.«

»Schön wär's«, sagte Vinnie. »Du weißt, daß ich dann bestimmt jemand anders zugewiesen werde.«

Unter lautem Klagen schob er Maria Lopez aus dem Sektionssaal. Jack ging hinüber an Lauries Tisch. Sie war bei der äußeren Untersuchung von Joy Hester, richtete sich aber auf, als sie Jack wahrnahm.

»Die arme Frau war erst sechsunddreißig«, sagte sie bedrückt. »Ist das nicht schrecklich?«

»Hast du was gefunden?« wollte Jack wissen. »Irgendwelche Insektenbisse oder Kratzer von einer Katze?«

»Nichts außer einem kleinen Schnitt an der Wade. Den hat sie sich wohl beim Rasieren zugezogen. Aber die Wunde ist nicht entzündet; ich glaube, wir können sie ignorieren. Allerdings habe ich etwas anderes Interessantes entdeckt.« Vorsichtig zog Laurie die Lider der Frau hoch. Beide Augen waren stark entzündet, die Hornhaut schien allerdings unversehrt. »Außerdem sind ihre päaurikulären Lymphknoten vergrößert«, sagte Laurie und zeigte auf die sichtbaren Schwellungen vor den Ohren der Toten.

»Das ist wirklich interessant«, bemerkte Jack. »Diese Entzündungen sind typische Symptome von Tularämie, aber bei den anderen Fällen ist mir nichts derartiges aufgefallen. Sag mir bitte sofort Bescheid, wenn du noch etwas Ungewöhnliches entdeckst.«

Jack ging weiter zu dem Tisch von Chet, der ganz in seinem Element war. Er untersuchte ein Schußopfer und fotografierte gerade die Ein- und Austrittsstellen der Kugeln. Als er Jack sah, reichte er seinem Gehilfen Sal die Kamera und zog Jack zur Seite.

»Wie ist es gestern abend noch gelaufen?« erkundigte er sich. »Vielleicht sollten wir später darüber reden«, entgegnete Jack. Mit den Schutzanzügen am Leibe war es schier unmöglich, eine Unterhaltung zu führen.

»Los, erzähl schon«, drängte Chet. »Zwischen mir und Colleen hat's gefunkt. Wir waren noch im China Club, und danach sind wir in ihre Bude gegangen. Sie wohnt in der East 66th Street.«

»Schön für dich«, sagte Jack.

»Und wie habt ihr den Abend beendet?« insistierte Chet. »Du wirst es mir nicht glauben.«

»Los, nun sag schon«, quengelte Chet und rückte näher an Jack heran.

»Wir sind erst in ihrer Werbeagentur gewesen, und dann habe ich ihr unser Institut gezeigt«, berichtete Jack. »Das kann ich nun wirklich kaum glauben.«

»Manchmal fällt es eben schwer, sich mit der Wahrheit abzufinden«, kommentierte Jack.

Da Vinnie gerade die Leiche von Lagenthorpe in den Raum schob, nutzte Jack die Gelegenheit, sich von Chet zu lösen. Er kehrte an seinen Tisch zurück und half bei den Vorbereitungen; so entging er den bohrenden Fragen von Chet. Außerdem wollte er den neuen Fall so schnell wie möglich in Angriff nehmen. Bei der äußerlichen Untersuchung fiel ihm vor allem die frisch vernähte, fünf Zentimeter lange Narbe auf, die von der Blinddarmoperation herrührte. Doch Jack entdeckte schnell noch weitere anatomische Veränderungen. An den Händen des Toten, an den Fingerspitzen, registrierte er erste Anzeichen von Gangrän. Und auch an den Ohrläppchen entdeckte er Hinweise auf abgestorbenes Gewebe, wenn auch nur schwach ausgeprägt. »Erinnert mich an Nodelman«, bemerkte Vinnie. »Bei dem hier ist es nur noch nicht so weit fortgeschritten. Auf seinem Dödel ist noch nichts zu sehen. Glaubst du, er hatte die Pest?«

»Ich weiß nicht«, sagte Jack. »Nodelman haben sie jedenfalls nicht am Blinddarm operiert.«

Er verbrachte zwanzig Minuten damit, den Körper gründlich nach irgendwelchen Spuren von Insektenstichen oder Bissen von Tieren abzusuchen. Da Lagenthorpe eine sehr dunkle Haut hatte, war das längst nicht so einfach wie bei Maria Lopez. Trotz intensiver Suche konnte er keinerlei Bisse entdecken, allerdings stieß er auf eine weitere, wenn auch nur schwach ausgeprägte, Hautveränderung. Lagenthorpes Handflächen waren, genauso wie seine Fußsohlen, von einem leichten Ausschlag überzogen. Jack wies Vinnie darauf hin, doch der meinte, daß er beim besten Willen nichts erkennen könne. »Wie soll der Ausschlag denn aussehen?« fragte er. »Es sind ebene, pinkfarbene Flecken«, erklärte Jack. »Hier unten am Handgelenk ist es besser zu erkennen.« Jack hielt Lagenthorpes rechten Arm hoch. »Tut mir leid«, sagte Vinnie. »Ich sehe nichts Außergewöhnliches.«

»Egal.« Jack fotografierte die Stellen mehrfach, obwohl er bezweifelte, daß man den Ausschlag auf den mit Blitz gemachten Fotos würde erkennen können.

Je weiter er mit der äußerlichen Untersuchung voranschritt, desto

rätselhafter erschien ihm der Fall. Lagenthorpe war ihnen wegen des Verdachts auf Lungenpest zugeführt, und es wies - wie Vinnie bereits bemerkt hatte - rein äußerlich auch alles darauf hin. Doch es gab jede Menge Widersprüche. So ging zum Beispiel aus den Unterlagen hervor, daß die Untersuchung auf Pest negativ ausgefallen war, weshalb Jack zunächst auf Tularämie getippt hatte. Doch aus verschiedenen Gründen war es eher unwahrscheinlich, daß der Mann an Tularämie gestorben war. Zum einen waren in der Sputum-Untersuchung keine freien Bakterien gefunden worden, und zum anderen verkomplizierte sich die Lage dadurch, daß der Mann so starke Symptome einer Blinddarmentzündung entwickelt hatte, daß man ihn schließlich sogar operiert hatte - um dann jedoch feststellen zu müssen, daß die Diagnose falsch gewesen war. Und nun kam auch noch der Ausschlag hinzu.

Jack hatte keine Ahnung, mit was für einer Krankheit er es zu tun hatte. Doch er kam immer mehr zu der Ansicht, daß es weder Pest noch Tularämie sein konnte! Die Untersuchung der inneren Organe bestätigte seinen Verdacht ziemlich schnell. Das Lymphgewebe war nur minimal befallen. Als er die Lunge aufschnitt, stieß er auf noch deutlichere Unterschiede zu den vorherigen Fällen. Was er vor sich sah, wirkte überhaupt nicht wie die Lunge eines Pest- oder Tularämieopfers. Es sah vielmehr so aus, als wäre der Mann an Herzversagen gestorben. In der Lunge befand sich jede Menge Flüssigkeit, und sie war so gut wie gar nicht entzündet. Bei der weiteren Untersuchung stellte er fest, daß nahezu sämtliche Körperteile von krankhaften Veränderungen befallen waren. Das Herz war stark vergrößert, ebenso die Leber, die Milz und die Nieren. Sogar die Gedärme waren angeschwollen und sahen aus, als hätten sie nicht mehr funktioniert. »Haben Sie etwas Interessantes gefunden?« Jack war so von seiner Arbeit in den Bann gezogen, daß er gar nicht bemerkt hatte, daß Calvin Vinnies Platz eingenommen hatte.

»Ich denke schon«, brachte er hervor.

»Schon wieder eine Infektion?« hörte er nun eine andere heisere Stimme fragen.

Jack blickte abrupt auf. Er hatte die Stimme sofort erkannt, aber er

konnte es kaum glauben. Zu seiner Linken stand der Chef persönlich.

»Der Fall ist mit Verdacht auf Pest an uns überwiesen worden«, erklärte Jack. Der Institutsleiter ließ sich fast nie im Sektionssaal blicken, es sei denn, sie hatten einen absolut außergewöhnlichen Fall - oder einen, der politisch von Bedeutung war. »Sie klingen aber so, als hätten Sie Ihre Zweifel«, bemerkte Bingham, während er sich über die geöffnete Leiche beugte, um die geschwellenen und im Licht glitzernden Organe aus der Nähe betrachten zu können.

»Ihnen scheint nichts zu entgehen«, sagte Jack, und bemüht, nicht sarkastisch zu klingen. Das Kompliment war diesmal ernst gemeint.

»Und womit haben wir es Ihrer Meinung nach dann zu tun?« fragte Bingham und betastete vorsichtig die geschwellene Milz; seine Hand steckte in einem dicken Gummihandschuh. »Ich habe keinen Schimmer«, gestand Jack. »Dr. Washington hat mir heute morgen berichtet, daß Sie gestern eine erstaunliche Tularämie-Diagnose gestellt haben«, fuhr Bingham fort.

»Ja, ich hatte tatsächlich richtig geraten«, entgegnete Jack. »Das hat Dr. Washington aber anders dargestellt«, sagte Bingham. »Ich möchte Ihnen hiermit mein Lob aussprechen. Vorgestern erst haben Sie erstaunlich schnell diese exakte Pestdiagnose gestellt! Sie haben mich wirklich tief beeindruckt. Außerdem freue ich mich, daß sie es diesmal mir überlassen haben, die entsprechenden Behörden zu informieren. Machen Sie weiter so! Ich bin froh, daß ich Sie gestern nicht gefeuert habe.«

»Ein durchaus zweifelhaftes Kompliment«, bemerkte Jack und grinste.

Bingham lächelte zurück. »Wo wird der Fall Martin untersucht?« wandte er sich dann an Calvin.

Calvin wies auf einen der Tische. »Dr. McGovern obduziert den Fall. Ich komme in einer Sekunde nach.«

Jack sah Bingham nach, wie er zu Tisch drei ging; er wollte es sich nicht entgehen lassen, wie Chet zusammenfuhr, wenn er den Chef erkannte. Dann wandte er sich Calvin zu. »Ich bin beleidigt«, sagte er im Scherz. »Für einen Augenblick habe ich doch glatt geglaubt, der Chef sei nur runtergekommen, um mir persönlich sein Lob aus-

zusprechen.«

»Träumen Sie weiter«, entgegnete Calvin. »Sie sind ihm erst in den Sinn gekommen, als wir schon im Sektionssaal standen. Eigentlich interessiert er sich für das Schußopfer, das Dr. McGovern untersucht.«

»Ein Problemfall?«

»Ist nicht ausgeschlossen. Die Polizei behauptet, das Opfer habe sich bei seiner Verhaftung gewehrt.«

»Das ist ja nicht unbedingt ungewöhnlich«, bemerkte Jack. »Die zu klärende Frage scheint zu sein, ob die Kugeln den Mann von vorn oder von hinten getroffen haben«, erklärte Calvin. »Außerdem ist fünfmal auf ihn geschossen worden. Das ist ganz schön heftig.«

Jack nickte. Er verstand sehr wohl, was das hieß und war froh, daß er den Fall nicht untersuchen mußte.

»Der Chef ist zwar nicht speziell hierhergekommen, um Sie zu loben, aber er ist in der Tat von Ihnen beeindruckt«, fuhr Calvin fort. »Ich übrigens auch. Mit Ihrer schnellen und scharfsinnigen Tularämie-Diagnose haben Sie mich wirklich vom Hocker gehauen. Das ist mir zehn Dollar wert. Aber eins will ich Ihnen noch sagen: Mir ist keineswegs entgangen, wie Sie Bingham gestern aus dem Konzept gebracht haben, indem Sie das Gespräch auf unsere Wette gelenkt haben. Ich hätte Sie dafür verfluchen können. Den Chef mögen Sie damit ja vielleicht aus dem Tritt gebracht haben, mich aber nicht.«

»Das hab' ich mir gedacht«, entgegnete Jack. »Deshalb habe ich auch so schnell das Thema gewechselt.«

»Nur damit Sie Bescheid wissen«, sagte Calvin, während er sich über den toten Lagenthorpe beugte und genau wie zuvor Bingham vorsichtig die Milz anstupste. »Die ist wirklich geschwollen.«

»Das Herz und die meisten anderen Organe auch«, erklärte Jack. »Was glauben Sie, woran er gestorben ist?«

»Ich habe wirklich keine Ahnung. Es ist wieder irgendeine Infektion, aber ich kann im Augenblick nur so viel sagen: Es handelt sich weder um Pest noch um Tularämie. Allerdings frage ich mich langsam, was da drüben im Manhattan General vor sich geht.«

»Jetzt übertreiben Sie mal nicht gleich!« sagte Calvin. »New York

ist eine riesige Stadt, und das Manhattan General ist ein großes Krankenhaus. Die Leute kommen heutzutage viel herum. Auf dem Kennedy-Flughafen landen jeden Tag Flugzeuge aus der ganzen Welt. Natürlich müssen wir da zu jeder Jahreszeit mit jeder x-beliebigen Krankheit rechnen.«

»Da haben Sie wohl recht«, sagte Jack.

»Wenn Sie eine Idee haben, was es sein könnte, lassen Sie es mich wissen«, forderte Calvin. »Ich will schließlich meine zehn Dollar zurückgewinnen.«

Nachdem Calvin gegangen war, nahm Vinnie seinen Platz wieder ein. Während Jack von sämtlichen Organen Proben entnahm, kümmerte Vinnie sich darum, daß sie in der richtigen Konservierungssubstanz landeten und ordnungsgemäß beschriftet wurden.

Jack überließ es Vinnie, sich um den Abtransport des Toten zu kümmern, und ging hinüber an Lauries Tisch, wo er sich die freigelegte Lunge, die Leber und die Milz der verstorbenen Joy Hester zeigen ließ. Das Gewebe ähnelte dem der Leichen von Lopez und Hard. Es wies Hunderte von Abszessen im Frühstadium sowie jede Menge knotenförmige Geschwülste auf. »Sieht so aus, als hätten wir es mit einem weiteren Fall von Tularämie zu tun«, sagte Laurie.

»Stimmt«, pflichtete Jack ihr bei. »Aber was mich daran stört, ist, daß eine Übertragung von Mensch zu Mensch so gut wie ausgeschlossen ist. Ich weiß wirklich nicht, wie man sich das erklären soll.«

»Es sei denn, sie waren alle dem gleichen Infektionsherd ausgesetzt«, bemerkte Laurie.

»Das ist ja wohl mehr als unwahrscheinlich«, wandte Jack ein. »Oder kannst du dir vorstellen, daß sie alle an dem gleichen Ort in Connecticut waren und dasselbe kranke Kaninchen gefüttert haben?«

»Ich wollte nur auf die Möglichkeit hinweisen«, erwiderte Laurie beleidigt. »Tut mir leid. Du hast ja recht. Diese Infektionsfälle machen mich langsam wahnsinnig. Ich habe irgendwie das Gefühl, etwas Wichtiges übersehen zu haben, aber ich habe keine Ahnung, was.«

»Was ist mit Lagenthorpe?« fragte Laurie. »Glaubst du, er hatte

auch Tularämie?»

»Nein«, erwiderte Jack. »Er scheint einer anderen Infektion zum Opfer gefallen zu sein, aber ich habe keinen Schimmer, was für eine es sein könnte.«

»Vielleicht steigerst du dich allmählich ein bißchen zu sehr in die Sache hinein«, gab Laurie zu bedenken.

»Vielleicht hast du recht.« Inzwischen plagten Jack Schuldgefühle, wenn er daran dachte, daß er bei seinem ersten Infektionsfall vor allem im Sinn gehabt hatte, AmeriCare eins auszuwischen. »Ich werde mich bemühen, die Dinge etwas lockerer anzugehen. Vielleicht muß ich einfach noch mehr über Infektionskrankheiten lesen.«

»Eine gute Idee«, ermutigte ihn Laurie. »Statt dich selbst unter Druck zu setzen, solltest du die Fälle lieber als eine Möglichkeit betrachten, etwas hinzuzulernen. Schließlich ist das doch auch ein Grund, weshalb uns dieser Job Spaß macht.« Jack versuchte vergeblich herauszufinden, ob Laurie das ernst gemeint hatte. Die Deckenbeleuchtung reflektierte so stark auf dem Plastikvisier ihres Schutzanzugs, daß er ihr Gesicht nicht erkennen konnte. Er ließ Laurie mit ihrem Fall allein und sah noch kurz bei Chet vorbei, der nicht gerade bester Laune war. »So ein Mist!« fluchte er. »Ich werden den ganzen Tag brauchen, bis ich den Weg dieser verdammten Kugeln so exakt nachvollzogen habe, wie Bingham es von mir verlangt. Wenn er es so genau haben will, soll er sich doch selbst darum kümmern.«

»Sag Bescheid, wenn du Hilfe brauchst«, bot Jack sich an. »Ich komme gern runter und gehe dir zur Hand.«

»Okay, vielleicht melde ich mich.«

Jack erledigte sich seines Schutzanzugs, schlüpfte in seine normale Straßenkleidung und vergewisserte sich, daß der Belüftungsapparat seines Anzugs an das Ladegerät angeschlossen war. Dann besorgte er sich die Autopsie-Akten der Fälle Lopez und Lagenthorpe. In der Akte über Joy Hester sah er nach, wer als nächster Verwandter genannt wurde, und stieß auf den Namen ihrer Schwester. Sie hatte die gleiche Adresse wie die Verstorbene. Er schrieb sich die Telefonnummer auf.

Anschließend machte er sich auf die Suche nach Vinnie und traf ihn

vor dem Kühlraum, wo er die Leiche von Lagenthorpe deponiert hatte.

»Wo sind die Proben von den beiden Fällen?«

»Die sind alle sicher in meiner Obhut«, sagte Vinnie. »Ich will sie diesmal selbst nach oben bringen«. »Wirklich?« Vinnie war enttäuscht. Wenn er die Proben auf die verschiedenen Labors verteilte, bot sich immer eine gute Gelegenheit für eine kleine Kaffeepause.

Mit sämtlichen Proben und den Autopsie-Akten gewappnet, machte Jack sich auf den Weg zu seinem Büro, wobei er einen kleinen Umweg einlegte. Zuerst steuerte er das Mikrobiologie-Labor an, um mit Agnes Finn zu sprechen. »Ihre Tularämie-Diagnose hat mich schwer beeindruckt«, sagte Agnes.

»Danke«, erwiderte Jack. »Für diesen Treffer habe ich schon jede Menge Komplimente eingeheimst.«

»Haben Sie heute auch wieder etwas für mich?« fragte Agnes, als sie die Proben sah, die Jack im Arm hatte. »Ja.« Jack suchte die Probe von Maria Lopez heraus und stellte sie auf Agnes' Schreibtisch. »Wahrscheinlich auch wieder Tularämie. Und dann kommt noch eine Probe. Laurie Montgomery ist noch nicht ganz fertig. Ich möchte, daß beide Proben auf Tularämie getestet werden.«

»Das dürfte kein Problem sein. Das Speziallabor brennt regelrecht darauf, den Fall Hard weiterzuverfolgen. Wahrscheinlich bekomme ich die Ergebnisse sogar noch heute. Was haben Sie sonst noch?«

»Bei diesem Fall stehe ich vor einem absoluten Rätsel«, sagte Jack, während er diverse Proben von Lagenthorpe auf Agnes' Tisch stellte. »Ich habe keine Ahnung, an welcher Krankheit dieser Mann gestorben ist. Das einzige, was ich weiß, ist, daß es weder Pest noch Tularämie war.«

Jack berichtete Agnes alles, was er über den Fall wußte. Besonders hellhörig nahm sie zur Kenntnis, daß in der Gram-Färbung des Sputums keine Bakterien gefunden worden waren. »Haben Sie auch in Erwägung gezogen, daß es ein Virus sein könnte?« fragte sie.

»Ja«, sagte Jack. »Das heißt, soweit mir mein begrenztes Wissen über Infektionskrankheiten dies erlaubt. Mir ist vor allem das Hantavirus in den Sinn gekommen, allerdings habe ich kaum Hämorrh-

gien entdeckt.«

»Ich werde die Gewebeproben einem Virus-Screening unterziehen«, schlug Agnes vor.

»Und ich werde ein paar Fachbücher wälzen«, entgegnete Jack.
»Vielleicht kommt mir dabei eine neue Idee.«

»Sie wissen ja, wo Sie mich finden«, sagte Agnes. Jack fuhr hinauf in den fünften Stock und ging zum Histologie-Labor.

»Hey, Mädchen, wacht auf! Wir haben Besuch!« rief ein Labormitarbeiter, woraufhin sich lautes Gelächter erhob. Jack grinste. Es bereitete ihm jedesmal Freude, dem Histologie-Labor einen Besuch abzustatten. Die Frauen, die dort arbeiteten, schienen immer bestens gelaunt. Vor allem Maureen O’Conner hatte es ihm angetan. Sie war ein vollbusiger Rotschopf und hatte meistens ein teuflisches Funkeln in den Augen. Er freute sich, als er sie in einer Ecke an der Laborbank entdeckte. Ihr Laborkittel war mit Flecken übersät, die in sämtlichen Regenbogenfarben schillerten.

»Na, Dr. Stapleton«, rief sie in ihrem derben, aber angenehmen Akzent, »was können wir für Sie tun?«

»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

»Einen Gefallen sollen wir Ihnen tun«, wiederholte Maureen seine Worte. »Habt ihr das gehört? Wir sollen uns schnell überlegen, was wir als Gegenleistung verlangen.« Neuerliches Gelächter. Es war allgemein bekannt, daß Jack und Chet im Institut die einzigen unverheirateten Ärzte waren, und die Frauen aus dem Histologie-Labor hatten ihren Spaß daran, die beiden aufzuziehen.

Jack stellte seine Probefläschchen ab und sortierte sie, wobei er die Proben von Lagenthorpe auf der einen Seite des Tisches aufreichte und die von Lopez auf der anderen. »Von Lagenthorpe hätte ich gern einige Gefrierschnitte«, sagte er. »Ein paar von jedem Organ reichen. Natürlich möchte ich auch ein paar normale Schnitte haben.«

»Wie sieht es mit Färbungen aus?« fragte Maureen.

»Nur das Übliche.«

»Suchen Sie denn nach etwas Bestimmten?« hakte Maureen nach.

»Nicht direkt. Wir haben es wohl mit irgendeiner Art von Mikrobe zu tun. Mehr kann ich Ihnen leider auch nicht sagen.«

»Okay, wir geben Ihnen Bescheid«, versicherte Maureen. »Ich mache mich sofort an die Arbeit.«

Zurück in seinem Büro, ging Jack zunächst die neu eingetroffenen Mitteilungen durch. Es war nichts Bedeutendes dabei. Dann verschaffte er sich auf seinem Schreibtisch ein bißchen Platz und lud die Akten Lopez und Lagenthorpe ab. Eigentlich wollte er sich sofort daran machen, die Autopsieberichte zu diktieren und die nächsten Verwandten der Verstorbenen anzurufen. Er hatte sogar vor, die Schwester von Joy Hester anzurufen, die noch von Laurie untersucht wurde. Doch dann fiel sein Blick auf eine Ausgabe von Harrisons Lehrbuch der Medizin. Er nahm das Buch aus dem Regal, schlug das Kapitel über Infektionskrankheiten auf und begann zu lesen. Das Kapitel umfaßte fast fünfhundert Seiten. Dennoch erfaßte er den Text schnell, denn die meisten Informationen hatte er zu irgendeinem Zeitpunkt seiner Berufslaufbahn irgendwo in seinem Gedächtnis gespeichert.

Er war gerade bei dem Abschnitt über besondere bakterielle Infektionen angelangt, als Maureen ihn anrief. Sie teilte ihm mit, daß die Gefrierschnitte vorbereitet seien. Jack machte sich sofort auf den Weg. Vorsichtig brachte er die Schnitte zurück in sein Büro und plazierte das Mikroskop in der Mitte des Schreibtisches.

Als erstes sah er sich die Lungen an. Am meisten überraschte ihn, wie stark das Lungengewebe angeschwollen war und daß er keinerlei Bakterien entdecken konnte. Als er sich die Herzschnitte ansah, wußte er sofort, warum ihm das Herz vergrößert erschienen war. Ein großer Teil des Gewebes war entzündet, und die Bereiche zwischen den einzelnen Herzmuskeln waren mit Flüssigkeit gefüllt.

Nachdem er eine stärkere Vergrößerung gewählt hatte, wurde Jack sofort klar, was die Ursache für die Herzerkrankung gewesen war. Die Zellen rund um die Blutgefäße, die das Herz durchliefen, waren stark geschädigt. Als Folge waren viele dieser Blutgefäße von Blutgerinnseln verschlossen, was eine Vielzahl kleiner Herzinfarkte ausgelöst hatte!

Ein Adrenalinstoß schoß ihm durch die Adern. Noch einmal nahm er sich die Lungenschnitte vor. Er wählte den gleichen Vergröße-

rungsgrad und entdeckte im Nu, daß die Wände der winzigen Blutgefäße genau die gleichen krankhaften Veränderungen aufwiesen - ein Befund, der ihm bei seiner ersten Untersuchung entgangen war.

Als nächstes griff er sich einen Gewebeschnitt aus der Milz. Er stellte das Mikroskop scharf und entdeckte das gleiche Erscheinungsbild. Innerlich jubelte er, denn nun war es ihm möglich, zumindest den Verdacht auf eine bestimmte Diagnose zu formulieren.

Er sprang auf und ging noch einmal ins Mikrobiologie-Labor. Agnes hantierte gerade an einem der zahlreichen Inkubatoren herum.

»Warten Sie noch mit den Gewebekulturen von Lagerthorpe«, rief er ihr völlig außer Atem zu. »Ich habe äußerst interessante Neuigkeiten für Sie.«

Agnes sah ihn durch ihre dicken Brillengläser neugierig an. »Wir haben es mit einer Erkrankung der Endothelzellen zu tun«, erklärte er aufgeregt. »Der Patient hat unter einer akuten Infektionskrankheit gelitten, und trotzdem konnten wir keinerlei Bakterien entdecken oder kultivieren. Das hätte uns den entscheidenden Hinweis geben müssen. Außerdem hatte der Mann schwache Anzeichen eines beginnenden Hautausschlags, vor allem auf den Handflächen und auf den Fußsohlen. Und dann hat man bei ihm auch noch eine Blinddarmentzündung vermutet. Ahnen Sie, warum?«

»Muskelempfindlichkeit«, entgegnete Agnes. »Genau«, rief Jack. »Und woran denken Sie bei diesen Symptomen?«

»Rickettsien«, erwiderte Agnes.

»Bingo«, rief Jack und reckte vor lauter Begeisterung die Faust in die Luft. »Das gute alte Rocky-Mountain-Fleckfieber. Ist es Ihnen möglich, den Verdacht in Ihrem Labor zu bestätigen?«

»Das dürfte genauso schwierig sein wie bei Tularämie«, erwiderte Agnes. »Wir müssen die Probe wieder wegschicken. Es gibt einen Immunofluoreszenztest, aber wir verfügen nicht über das notwendige Reagens. Ich kenne allerdings ein New Yorker Speziallabor, das den Stoff vorrätig hält, weil es 1987 in der Bronx einen Ausbruch des Rocky-Mountain-Fleckfiebers gegeben hat.«

»Schicken Sie die Probe so schnell wie möglich weg«, ordnete Jack an. »Und machen Sie den Leuten in dem Labor Dampf. Wir brau-

chen das Ergebnis so schnell wie möglich.«

»Okay.«

»Sie sind ein Schatz!«

Jack stürmte auf die Tür zu, doch bevor er verschwunden war, rief Agnes ihm nach: »Ich fände es gut, wenn Sie mich sofort über das Ergebnis unterrichten würden. Rickettsien sind für uns Labormitarbeiter äußerst gefährlich. In aerosoler Form sind die Bakterien höchst ansteckend. Sie sind noch schlimmer als die Tularämiebakterien.«

»Ja, Sie sollten sehr vorsichtig sein«, ermahnte Jack seine Kollegin.

17. Kapitel

Freitag, 22. März 1996, 12.15 Uhr

Helen Robinson strich sich hastig mit der Bürste durchs Haar. Sie war ziemlich aufgeregt. Gerade hatte sie das Telefonat mit ihrer wichtigsten Kontaktperson im Hauptsitz der National Health beendet, und jetzt wollte sie so schnell wie möglich mit Robert Barker darüber sprechen. Sie wußte, daß ihre Neuigkeiten ihm sehr gefallen würden.

Helen hatte ihr Verhältnis zu Robert im vergangenen Jahr aufmerksam gepflegt. Sie hatte mit ihrem Schmusekurs begonnen, als bekanntgeworden war, daß Robert möglicherweise in die Firmenleitung aufsteigen würde. Da ihr Gefühl ihr sagte, daß der Mann zumindest im Geiste einem Seitensprung nicht abgeneigt war, hatte sie es darauf angelegt, seine Phantasie anzuheizen. Das war nicht gerade schwer gewesen, doch sie wußte, daß sie einen gefährlichen Weg eingeschlagen hatte. Sie wollte ihn zwar in Fahrt bringen, aber nur so weit, daß sie nicht gezwungen war, ihn eines Tages womöglich in die Schranken weisen zu müssen. Eigentlich fand sie sein Äußeres ziemlich abstoßend. Das Ziel, das sie im Auge hatte, war Roberts Position in der Firma. Sie wollte zur Leiterin der Kundenbetreuung avancieren, und im Grunde wußte sie nicht, was dagegen sprechen sollte, daß sie dieses Ziel auch erreichte. Ihr einziges Problem bestand darin, daß sie jünger war als die anderen Mitarbeiter in der Abteilung.

»Helen, meine Liebe, komm rein!« rief Robert, als sie mit todernster Miene sein Büro betrat. Er sprang sofort auf und schloß die Tür.

Helen ließ sich wie immer auf der Lehne von einem der Stühle nieder. Ihr entging nicht, daß das Foto von Roberts Frau wieder einmal umgedreht auf dem Schreibtisch lag.

»Wie wär's mit einer Tasse Kaffee?« fragte Robert, nahm Platz und starrte sie an wie immer.

»Ich habe gerade mit Gertrude Wilson von der National Health gesprochen«, begann Helen. »Sie ist eine meiner verlässlichsten Kon-

taktpersonen. Übrigens ist sie auch ein Fan von Willow and Heath.«

»Hm, klingt gut«, murmelte Robert.

»Sie hat mir zwei interessante Dinge anvertraut«, erklärte Helen. »Zum einen schneidet das New York Hauptkrankenhaus der National Health im Hinblick auf diese sogenannten Nosokomialinfektionen im Vergleich mit ähnlichen Kliniken angeblich ziemlich gut ab.«

»Gut«, murmelte Robert erneut.

»Die National Health hat sämtliche Empfehlungen des *Centers for Disease Control* und der staatlichen Überwachungskommission befolgt«, fuhr Helen fort.

Robert schüttelte bedächtig den Kopf; er wirkte, als sei er gerade aus einem tiefen Schlaf erwacht und müsse seinem strapazierten Hirn Zeit lassen, die Worte von Helen zu verarbeiten. »Moment mal«, sagte er dann und sah in eine andere Richtung, um sich besser konzentrieren zu können. »Das klingt doch wohl eher nach schlechten Nachrichten.«

»Hören Sie sich meine Geschichte doch erst mal zu Ende an«, forderte Helen. »Die National Health hat zwar insgesamt im Hinblick auf Nosokomialinfektionen eine gute Statistik vorzuweisen, doch in letzter Zeit gab es in der New Yorker Klinik ein paar Probleme, auf die sie äußerst empfindlich reagieren und die sie um keinen Preis an die Öffentlichkeit durchsickern lassen wollen. Dabei geht es vor allem um drei Ereignisse. Das eine betrifft einen massiven Ausbruch von Staphylokokken auf verschiedenen Intensivstationen. Es kam heraus, daß etliche Krankenschwestern und -pfleger von dem Erreger befallen waren. Glücklicherweise konnten sie durch die Gabe von Antibiotika geheilt werden. Eins kann ich Ihnen sagen: Wenn Sie diese Geschichte hören, bekommen Sie es mit der Angst zu tun.«

»Und was war noch los?« fragte Robert, immer noch bedacht, Helen nicht anzusehen. »Bei einem der Fälle waren ebenfalls Bakterien im Spiel«, erklärte Helen. »Allerdings welche, die ihren Ursprung in der Küche hatten. Danach haben jede Menge Patienten Durchfall bekommen. Ein paar sind sogar gestorben. Und dann gab es auch noch eine Hepatitis-Epidemie unter den Patienten. Dabei sind ebenfalls ein paar Menschen gestorben.«

»Klingt nicht gerade so, als könnten sie auf ihre Statistik besonders stolz sein«, bemerkte Robert.

»Doch«, widersprach Helen. »Wenn man die Zahlen der National Health mit denen der anderen Kliniken vergleicht, stehen sie ganz gut da. Der Punkt ist aber der, daß die National Health auf das Thema Nosokomialinfektionen hochempfindlich reagiert. Gertrude hat mir versichert, daß sie nie und nimmer eine Werbekampagne akzeptieren würde, die auf diesem Thema basiert.«

»Klasse!« rief Robert. »Das ist in der Tat eine gute Nachricht. Und was von alledem haben Sie Terese Hagen erzählt?«

»Nichts natürlich«, erwiderte Helen. »Sie wollten doch vorher von mir informiert werden.«

»Ist ja hervorragend!« rief Robert. Dann erhob er sich aus seinem Stuhl und stakte auf seinen langen dünnen Beinen durch das Büro. »Es könnte gar nicht besser laufen. Jetzt habe ich Terese genau da, wo ich sie haben wollte.«

»Was soll ich ihr erzählen?« fragte Helen. »Erzählen Sie ihr einfach, was Sie herausgefunden haben«, erwiderte Robert. »Daß die National Health in puncto Nosokomialinfektionen sehr gut dasteht. Ich will sie ermutigen, mit den Vorbereitungen für ihre Kampagne fortzufahren. Die Aktion wird nämlich mit Sicherheit platzen.«

»Aber dann verlieren wir auch den Kunden«, gab Helen zu bedenken.

»Nicht unbedingt. Sie haben doch mal herausbekommen, daß die National Health darauf steht, in ihren Spots Prominente auftreten zu lassen. Das haben wir Terese immer wieder vorgehalten, doch sie hat sich einen Dreck darum geschert. Ich werde hinter ihrem Rücken ein paar Stars ansprechen, die gerade in irgendeiner Krankenhausserie mitspielen und ständig im Fernsehen zu sehen sind. Sie würden die perfekten Fürsprecher abgeben. Terese Hagen wird mit ihrer Kampagne untergehen wie ein leckgeschlagenes Schiff - und kann dann ja bei uns einsteigen.«

»Raffiniert«, bemerkte Helen und rutschte von der Stuhllehne. »Dann will ich die Sache mal ins Rollen bringen.« Sie eilte zurück in ihr Büro und bat eine Sekretärin, sie mit Terese zu verbinden. Im

stillen beglückwünschte sie sich zu der Unterhaltung, die sie gerade mit Robert geführt hatte. Wenn sie ihm das ganze schriftlich reingereicht hätte, wäre die Sache auch nicht besser gelaufen. Und was ihre Position in der Firma betraf, so war sie stark im Kommen.

»Miss Hagen ist unten in der Arena«, meldete sich die Sekretärin. »Soll ich sie dort anrufen?«

»Nein«, erwiderte Helen. »Ich gehe selbst nach unten.« Helen verließ den mit dicken Teppichen ausgelegten Bereich der Kundenbetreuung und ging die Treppe hinunter zum Atelier. Eigentlich gefiel ihr die Vorstellung, mit Terese persönlich zu sprechen, wobei es gut war, daß sie sie nicht in ihrem Büro aufsuchen mußte; dort hätte sie sich vielleicht ein bißchen eingeschüchtert gefühlt.

Bevor sie eintrat, klopfte sie an. Terese saß an einem großen Tisch, der mit Storyboards und Entwürfen übersät war. Außer ihr waren Colleen Anderson und Alice Gerber anwesend und ein Mann, den Helen nicht kannte. Er wurde ihr als Nelson Friedman vorgestellt.

»Ich wollte Ihnen die Informationen überbringen, um die Sie mich gebeten hatten«, wandte sich Helen an Terese, bemüht, freundlich zu lächeln.

»Haben Sie gute oder schlechte Nachrichten?« fragte Terese. »Ich würde sagen, gute.«

»Dann schießen Sie mal los«, forderte Terese sie auf und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück.

Helen berichtete ihr von den positiven Statistiken der National Health und fügte sogar noch etwas hinzu, das sie Robert gegenüber nicht erwähnt hatte: daß die Krankenhaus-Infektionsraten der National Health erheblich günstiger aussahen als die ihrer Konkurrenz AmeriCare im Manhattan General. »Fabelhaft«, rief Terese. »Genau das wollte ich hören. Sie waren mir eine große Hilfe. Vielen Dank.«

»Gern geschehen«, entgegnete Helen. »Wie kommen Sie denn mit Ihrer Kampagne voran?«

»Ich habe ein gutes Gefühl«, sagte Terese. »Bis Montag haben wir genug zusammen, um es Taylor und Brian präsentieren zu können.«

»Klingt wirklich gut«, sagte Helen. »Wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, lassen Sie es mich wissen.«

»Das werde ich, danke«, sagte Terese. Sie begleitete Helen zur Tür und winkte ihr nach. Dann kehrte sie an den Tisch zurück und setzte sich.

»Glaubst du, sie hat die Wahrheit gesagt?« fragte Colleen. »Ja«, sagte Terese. »Kundenbetreuer würden es nicht riskieren, uns über Fakten zu belügen, die wir auch anderswo in Erfahrung bringen könnten.«

»Ich verstehe trotzdem nicht, warum du ihr über den Weg traust«, gab Colleen zu bedenken. »Ich hasse ihr Plastikgrinsen. Es wirkt so unnatürlich und aufgesetzt.«

»Ich habe gesagt, daß sie eben vermutlich die Wahrheit gesagt hat«, entgegnete Terese. »Damit wollte ich nicht sagen, daß ich ihr über den Weg traue. Und weil ich das nicht tue, habe ich ihr nicht auf die Nase gebunden, wie unsere Kampagne genau aussehen soll.«

»Apropos Kampagne«, fuhr Colleen fort, »du hast dich noch gar nicht geäußert, ob dir unsere Vorschläge gefallen.« Terese seufzte, während sie ihren Blick noch einmal über die verschiedenen Storyboards schweifen ließ. »Ich mag die Reihe mit Hippokrates«, sagte sie. »Aber bei den Vorlagen, die Oliver Wendell Holmes und Joseph Lister betreffen, bin ich mir nicht sicher. Ich glaube ja gern, daß es auch in einem modernen Krankenhaus wichtig sein mag, sich die Hände zu waschen, aber den Szenen fehlt irgendwie der Schwung.«

»Was ist denn mit diesem Arzt, dem Sie letzte Nacht unser Atelier gezeigt haben?« fragte Alice. »Er hat die Geschichte mit dem Händewaschen doch vorgeschlagen. Vielleicht fällt ihm etwas Besseres ein, wenn wir ihm unsere Bilder vorführen.« Colleen sah Terese neugierig an. Sie war sprachlos. »Du warst gestern abend mit Jack hier?«

»Ja, wir haben kurz reingeschaut«, erwiderte Terese beiläufig, während sie eines der Storyboards zurechtrückte, um die Bilder besser betrachten zu können. »Davon hast du mir gar nichts erzählt.«

»Du hast mich ja nicht gefragt. Aber es ist kein Geheimnis, falls du das denken solltest. Meine Beziehung zu Jack hat nichts mit Liebe oder Leidenschaft zu tun.«

»Und ihr habt euch tatsächlich über unsere Werbekampagne unter-

halten?« fragte Colleen. »Ich dachte, du wolltest ihm lieber nichts davon erzählen, weil es doch im Grunde genommen der war, der uns auf diese Idee gebracht hat.«

»Ja«, erwiderte Terese, »aber mir ist plötzlich aufgegangen, daß ihm unsere Kampagne vielleicht sogar gefallen könnte. Schließlich geht es in unseren Spots um die Qualität der medizinischen Versorgung. Es ist übrigens gar keine schlechte Idee, Jack und Chet unsere Entwürfe vorzuführen. Ein Echo von professioneller Seite könnte durchaus nützlich sein.«

»Ich rufe die beiden an, okay?«

18. Kapitel

Freitag, 22. März 1996, 14.45 Uhr

Jack telefonierte seit über einer Stunde mit den nächsten Verwandten der drei neuen Infektionsopfer. Bevor er die Schwester von Joy Hester angerufen hatte, hatte er mit Laurie gesprochen. Er wollte nicht, daß sie den Eindruck bekam, er würde sich in ihren Fall einmischen, doch sie hatte ihm versichert, daß sie nichts dagegen habe.

Leider erfuhr Jack nichts, das ihn weiterbrachte. Das einzige, was bei seinen Anrufen herauskam, war, daß die Auskünfte der Akten über die Lebensumstände der Patienten bestätigt wurden: Keiner von ihnen war mit Wild in Berührung gekommen - und mit Kaninchen in freier Wildbahn schon gar nicht. Der einzige, der überhaupt Kontakt zu einem Tier gehabt hatte, war Donald Lagenthorpe gewesen, doch die Katze seiner Freundin erfreute sich bester Gesundheit.

Nach dem letzten Anruf sackte Jack in seinem Stuhl zusammen und starrte schlechtgelaunt die kahle Wand an. Der Adrenalinstoß, der ihm durch die Adern geschossen war, nachdem er die vorläufige Rocky-Mountain-Fleckfieber-Diagnose gestellt hatte, war verpufft. Im Moment war er völlig frustriert. Das Klingeln des Telefons riß ihn aus seinen düsteren Gedanken. Der Anrufer stellte sich als Dr. Gary Eckhardt vor und teilte Jack mit, daß er Mikrobiologe sei und in dem New Yorker Speziallabor arbeite.

»Sie sind also Dr. Stapleton?«

»Ja, der bin ich.«

»Ich möchte Ihnen einen positiven Befund melden«, sagte Dr. Eckhardt. »In der Probe, die Sie uns geschickt haben, konnten *Rickettsia rickettsii* nachgewiesen werden. Ihr Patient hatte Rocky-Mountain-Fleckfieber. Wollen Sie das Gesundheitsamt informieren, oder soll ich die Behörde anrufen?«

»Machen Sie das lieber«, sagte Jack. »Ich wüßte gar nicht, wen ich da ansprechen sollte.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern«, versprach Dr. Eckhardt

und beendete das Gespräch.

Langsam legte Jack den Hörer auf. Daß sich nun auch diese Diagnose bestätigt hatte, versetzte ihn genauso in Schrecken wie zuvor die Mitteilung über die Fälle von Pest beziehungsweise Tularämie. Allmählich wurde es unheimlich. Innerhalb von nur drei Tagen drei äußerst seltene Infektionskrankheiten. Und das allein in New York, grübelte Jack. Vor seinem geistigen Auge sah er all die Flugzeuge, von denen Calvin gesprochen hatte. Doch als er seinen anfänglichen Schock überwunden hatte, begann er daran zu zweifeln, daß die Krankheiten über den Flughafen eingeschleppt worden waren. Auch wenn unzählige Flugzeuge Tausende von Menschen aus exotischen Gegenden nach New York brachten, die alle möglichen Arten von Ungeziefer, Wanzen und Mikroben mit sich herumtragen mochten, konnte es unmöglich ein Zufall sein, daß unmittelbar nacheinander Fälle von Pest, Tularämie und Rocky-Mountain-Fleckfieber aufgetreten waren. Der analytische Teil von Jacks Gehirn arbeitete auf Hochtouren an der Frage, wie groß die Wahrscheinlichkeit wohl sein mochte, daß ein derartiger Fall eintrat. »Die Wahrscheinlichkeit ist gleich null«, gab er sich schließlich selbst die Antwort. Dann sprang er plötzlich auf und stürmte aus seinem Büro. Seine Zweifel wichen mehr und mehr einer unbestimmten Wut. Er war sicher, daß irgend etwas Seltsames vor sich ging, und fühlte sich persönlich davon betroffen. Es mußte etwas geschehen. Er sprach bei Mrs. Sanford vor und erklärte ihr, daß er umgehend mit dem Chef sprechen müsse.

»Tut mir leid«, entgegnete Mrs. Sanford. »Dr. Bingham ist im Rathaus. Er hat einen Termin mit dem Bürgermeister und dem Polizeipräsidenten.«

»So ein Mist!« fluchte Jack. »Zieht er demnächst ganz ins Rathaus oder was?«

»Es gibt eine Menge Ärger wegen dieses Schußopfers von heute morgen«, erklärte Mrs. Sanford unsicher.

»Wann kommt er zurück?«

»Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen«, erwiderte Mrs. Sanford. »Aber ich verspreche Ihnen, daß ich ihm sofort mitteile, wie dringend Sie ihn sprechen wollen.«

»Was ist mit Dr. Washington?«

»Der ist ebenfalls im Rathaus.«

»Ist ja wirklich klasse!«

»Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie weiterhelfen?« fragte Mrs. Sanford.

Jack dachte kurz nach. »Sie könnten mir ein Blatt Papier geben. Ich denke, ich hinterlasse Dr. Bingham eine Nachricht.« Mrs. Sanford reichte ihm ein Blatt Schreibmaschinenpapier. Jack notierte in Blockschrift: LAGENTHORPE HATTE ROCKYMOUNTAIN-FLECKFIEBER. Dann versah er den Satz mit einem halben Dutzend Frage- und Ausrufezeichen. Darunter schrieb er: DAS GESUNDHEITSAMT IST DURCH DAS STÄDTISCHE SPEZIALLABOR FÜR MIKROBIOLOGIE INFORMIERT WORDEN.

Mrs. Sanford versprach hoch und heilig, persönlich dafür zu sorgen, daß Dr. Bingham seine Nachricht bekam, sobald er zurückkehrte. Dann fragte sie Jack, wo er zu finden sei, falls der Chef mit ihm sprechen wolle.

»Hängt davon ab, wann er zurückkommt«, entgegnete Jack. »Ich werde eine Weile außer Haus sein. Es kann natürlich passieren, daß er von mir hört, bevor ich Gelegenheit habe, mit ihm zu sprechen.«

Mrs. Sanfords Blick verriet, daß sie ahnte, wovon er sprach, doch Jack klärte sie nicht näher auf.

Er kehrte zurück in sein Büro und schnappte sich seine Jacke. Dann fuhr er hinunter in die Leichenhalle und schloß sein Fahrrad auf. Ungeachtet der wiederholten Ermahnungen von Bingham machte er sich auf den Weg zum Manhattan General Hospital. Seit zwei Tagen hatte er den Verdacht, daß in der Klinik irgend etwas nicht mit rechten Dingen zuging; jetzt war er sich ganz sicher, daß er recht hatte.

Da die Besuchszeit gerade begonnen hatte, drängten sich in der Eingangshalle des Krankenhauses jede Menge Menschen. Vor allem um den Informationsschalter hatte sich eine Traube gebildet. Jack bahnte sich einen Weg durch die Menge und stieg die Treppe hinauf in den zweiten Stock. Dort steuerte er direkt auf das Labor zu und stellte sich in einer Reihe an, die sich an der Rezeption gebildet hatte.

Als er drankam, bat er um eine Unterredung mit dem Direktor des Labors.

Martin Cheveau ließ ihn eine halbe Stunde schmoren. Während er wartete, versuchte Jack sich ein wenig zu beruhigen. Er mußte sich eingestehen, daß er in den vergangenen vier oder fünf Jahren jegliches Taktgefühl verloren hatte; wenn er so aufgebracht war wie im Moment, konnte er leicht aggressiv werden. Schließlich kam ein Labormitarbeiter auf ihn zu und teilte ihm mit, daß Dr. Cheveau nun bereit sei, ihn zu empfangen. »Danke, daß Sie mich so rasch herein-gebeten haben«, sagte Jack. »Ich bin eben ein vielbeschäftigter Mann«, entgegnete Martin, ohne sich auch nur von seinem Stuhl zu erheben. »Das kann ich mir gut vorstellen«, blaffte Jack. »Bei der Serie seltener Infektionskrankheiten in dieser Klinik finde ich, daß Sie durchaus ein paar Überstunden machen sollten.«

»Dr. Stapleton«, entgegnete Martin beherrscht. »Ihr Verhalten ist ziemlich unangemessen.«

»Und Ihr Verhalten verwirrt mich«, erwiderte Jack. »Bei meinem ersten Besuch waren Sie die Freundlichkeit in Person. Bei meinem zweiten Besuch das genaue Gegenteil.«

»Für diese Art von Plauderei habe ich leider keine Zeit«, sagte Martin. »Wollten Sie mir irgend etwas Bestimmtes mitteilen?«

»Allerdings. Ich bin nicht hergekommen, um meine Zeit zu verschwenden. Ich möchte Ihre professionelle Meinung hören. Wie erklären Sie sich, daß in diesem Krankenhaus hintereinander drei von Arthropoden getragene Erreger auf mysteriöse Weise auftauchen und schwere Krankheiten verursachen? Ich habe mir bereits eine eigene Meinung dazu gebildet, aber jetzt würde ich gern Ihre hören. Schließlich sind Sie der Direktor dieses Labors.«

»Wie kommen Sie denn auf drei?« fragte Martin. »Mir ist vor einer halben Stunde bestätigt worden, daß ein Patient namens Lagenthorpe, der gestern nacht hier im Manhattan General gestorben ist, Rocky-Mountain-Fleckfieber hatte.«

»Das glaube ich nicht.« Jack musterte den vor ihm sitzenden Mann und fragte sich, ob er nur ein guter Schauspieler war oder ob er wirklich überrascht war.

»Dann gestatten Sie mir eine weitere Frage«, fuhr Jack fort. »Was hätte ich wohl davon, wenn ich hier hereinspaziert käme und Ihnen irgendwelche Märchen auftischte? Halten Sie mich vielleicht für einen Spitzel der Gesundheitsbehörde, der Sie provozieren soll?«

Martin gab keine Antwort. Statt dessen griff er zum Telefon und ließ Dr. Mary Zimmerman ausrufen.

»Fordern Sie Verstärkung an?« fragte Jack. »Warum unterhalten wir uns nicht unter vier Augen?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob Sie überhaupt zu einer normalen Unterhaltung imstande sind«, entgegnete Martin. »Eine gute Methode«, bemerkte Jack. »Wenn die Verteidigung zusammenbricht, geht man besser zum Angriff über. Das Problem ist nur: Welche Strategie Sie auch wählen - die Fakten lassen sich nicht wegeden. Rickettsien sind für die Labormitarbeiter extrem gefährlich. Vielleicht sollten wir uns schleunigst vergewissern, ob derjenige, der die Proben von Lagenthorpe untersucht hat, auch die entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen getroffen hat.« Martin drückte den Knopf der Sprechanlage und rief Richard Overstreet, den leitenden Laborassistenten, aus. »Da ist noch ein Punkt, den ich mit Ihnen besprechen möchte«, sagte Jack. »Bei meinem ersten Besuch haben Sie darüber geklagt, daß AmeriCare Ihnen für die Aufrechterhaltung des Laborbetriebs ein viel zu geringes Budget zubilligt. Wenn Sie Ihren Ärger auf einer Skala von eins bis zehn einordnen sollten - wie sauer sind Sie dann?«

»Was wollen Sie damit andeuten?« fragte Martin zurück. Seine Stimme klang bedrohlich.

»Ich will gar nichts andeuten«, entgegnete Jack. »Ich habe Sie nur etwas gefragt.«

Das Telefon klingelte; Dr. Mary Zimmerman. Martin bat sie, ins Labor zu kommen, es habe sich etwas Neues ereignet, das ziemlich wichtig sei.

»Ich sehe die Sache folgendermaßen«, fuhr Jack fort. »Die Wahrscheinlichkeit, daß diese drei Infektionskrankheiten so kurz nacheinander auf natürliche Weise ausbrechen, tendiert gegen Null. Oder haben Sie vielleicht eine Erklärung für dieses Phänomen?«

»Das muß ich mir nicht länger anhören«, raunzte Martin. »Aber Sie

sollten ruhig mal über meine Worte nachdenken«, entgegnete Jack.

In diesem Moment erschien Richard Overstreet in der Tür. Er trug die gleiche Kleidung wie am Tag zuvor: Chirurgenkluft und darüber einen weißen Laborkittel. Er wirkte nervös. »Was gibt's, Dr. Cheveau?« fragte er, während er Jack zur Begrüßung zunickte. Jack erwiderte die Geste. »Ich habe soeben erfahren, daß ein Patient mit dem Namen Lagenthorpe an Rocky-Mountain-Fleckfieber gestorben ist«, teilte Martin seinem Mitarbeiter in barschem Tonfall mit. »Finden Sie heraus, wer die Proben entnommen und wer sie bearbeitet hat.« Die Nachricht traf Richard wie ein Schlag; vorübergehend erstarrte er sogar. »Das bedeutet, daß wir Rickettsien im Labor hatten«, stammelte er schließlich.

»Ich fürchte, ja«, entgegnete Martin. »Und jetzt bringen Sie in Erfahrung, wer für Lagenthorpe zuständig war, und kommen dann sofort zu mir zurück.« Während Richard den Raum verließ, wandte Martin sich wieder an Jack. »Nachdem Sie Ihre frohe Botschaft überbracht haben, könnten Sie eigentlich verschwinden.«

»Ich warte noch auf Ihre Antwort«, entgegnete Jack. »Was glauben Sie, wo diese Krankheiten herrühren?« Martin wurde puterrot, doch bevor er etwas erwidern konnte, betrat Dr. Mary Zimmerman das Büro.

»Was kann ich für Sie tun, Martin?« fragte sie. Sie wollte gerade ausholen und ihm erzählen, daß sie dringend in die Notaufnahme müsse, als sie Jack erblickte. Sie kniff die Augen zusammen und sah ihn finster an.

»Hallo, Dr. Zimmerman«, begrüßte Jack sie fröhlich. »Wie geht's?«

»Man hat mir versichert, daß wir Sie hier nicht noch einmal sehen würden«, fauchte Dr. Zimmerman.

»Sie dürfen eben nicht alles glauben, was man Ihnen erzählt.« Genau in diesem Moment kam Richard in das Büro gestürmt. Er war ziemlich aufgelöst. »Nancy Wiggins hat den Fall bearbeitet«, platzte er heraus. »Sie hat nicht nur die Probe entnommen, sondern auch sämtliche Untersuchungen durchgeführt. Heute morgen hat sie sich krank gemeldet.«

Dr. Zimmerman warf einen Blick auf den Zettel in ihrer Hand. »Wiggins ist eine von den Patientinnen, um die ich mich dringend in der Notaufnahme kümmern soll«, sagte sie. »Wie es scheint, leidet sie unter irgendeiner rasch fortschreitenden Infektion.«

»Nein!« rief Richard.

»Wovon reden Sie eigentlich alle?« wollte Dr. Zimmerman wissen.

»Dr. Stapleton hat uns gerade die Nachricht überbracht, daß einer unserer Patienten an Rocky-Mountain-Fleckfieber gestorben ist«, erklärte Martin sie auf. »Nancy ist mit den Bakterien in Berührung gekommen.«

»Aber nicht hier im Labor«, warf Richard ein. »Ich habe mit aller Schärfe darüber gewacht, daß die Sicherheitsvorkehrungen beachtet werden. Seit dem Pestfall habe ich darauf bestanden, daß sämtliches infektiöses Material ausschließlich gemäß der Vorschriften der Laborsicherheitsstufe III bearbeitet wird. Wenn sie wirklich mit dem Erreger in Berührung gekommen ist, dann nur durch direkten Kontakt mit dem Patienten.«

»Das ist wohl äußerst unwahrscheinlich«, bemerkte Jack. »Also bleibt eigentlich nur noch die Möglichkeit, daß es in diesem Krankenhaus von Zecken nur so wimmelt.«

»Dr. Stapleton, ich muß Sie bitten«, schaltete sich Dr. Zimmerman ein. »Ihre Kommentare sind geschmacklos und unangebracht.«

»Das ist noch stark untertrieben«, pflichtete Martin bei. »Kurz bevor Sie hereinkamen, hat er mir doch glatt unterstellt, ich hätte etwas mit der Verbreitung dieser schrecklichen Krankheiten zu tun.«

»Das ist nicht wahr«, widersprach Jack. »Ich habe lediglich darauf hingewiesen, daß wir die Möglichkeit einer absichtlichen Verbreitung zumindest in Erwägung ziehen müssen; immerhin ist die Wahrscheinlichkeit eines zufälligen Auftretens dieser Krankheiten verschwindend gering. Was ich sage, ergibt ja wohl einen Sinn. Was ist nur los mit Ihnen?«

»Derartige Gedankengänge können nur einem paranoiden Geist entspringen«, entgegnete Dr. Zimmerman. »Für diesen Unsinn habe ich jetzt wirklich keine Zeit. Ich muß dringend in die Notaufnahme. Außer Miss Wiggins liegen dort zwei weitere Krankenhausangestell-

te, die unter den gleichen schlimmen Symptomen leiden. Auf Wiedersehen, Dr. Stapleton!«

»Eine Sekunde noch«, versuchte Jack sie aufzuhalten. »Lassen Sie mich raten, wo die beiden anderen kranken Mitarbeiter beschäftigt sind. Ich würde sagen, entweder gehören sie zum Pflegepersonal, oder sie arbeiten im Zentralmagazin.« Dr. Zimmerman hielt abrupt inne und drehte sich zu Jack um. »Woher wissen Sie das?«

»Ich beginne allmählich ein Schema zu erkennen«, sagte Jack. »Ich kann es zwar noch nicht erklären, aber es gibt eins. Daß es eine Krankenschwester trifft, ist zwar bedauerlich, aber man kann es nachvollziehen. Aber niemand aus dem Zentralmagazin?«

»Jetzt hören Sie mal gut zu, Dr. Stapleton«, fuhr Dr. Zimmerman ihn an. »Vielleicht stehen wir wieder einmal in Ihrer Schuld, weil sie uns erneut vor einer gefährlichen Krankheit gewarnt haben. Aber von jetzt an kümmern wir uns um die Angelegenheit. Auf Ihre wahnwitzigen Phantasiegebilde können wir getrost verzichten. Einen schönen Tag noch, Dr. Stapleton.«

»Warten Sie«, rief Martin ihr nach. »Ich begleite Sie in die Notaufnahme. Wenn wir es wirklich mit Rickettsien zu tun haben, muß ich dafür sorgen, daß bei der Handhabung sämtlicher Proben die strengsten Sicherheitsvorkehrungen eingehalten werden.« Er nahm seinen langen, weißen Laborkittel von einem Haken hinter der Tür und lief hinter Dr. Zimmerman her. Jack schüttelte fassungslos den Kopf.

»Glauben Sie wirklich, daß jemand diese Krankheiten absichtlich verbreitet haben könnte?« fragte Richard. Jack zuckte mit den Schultern.

»Ehrlich gesagt, weiß ich im Moment überhaupt nicht, was ich von der ganzen Sache halten soll. Aber eins scheint mir sicher: Im Manhattan General fühlt man sich offensichtlich in die Defensive gedrängt; nichts zeigt das deutlicher als das Verhalten der beiden eben. Ist Dr. Cheveau eigentlich immer so launisch? Er hat mich grundlos zusammengestaucht wie einen dummen Schuljungen.«

»Mir gegenüber verhält er sich eigentlich immer sehr höflich«, sagte Richard.

Jack erhob sich. »Dann muß es wohl an mir liegen. Und nach unse-

rer heutigen Unterredung wird sich unser Verhältnis sicher nicht gerade verbessern. Aber so ist nun mal das Leben. Ich mache mich jetzt auf den Weg. Hoffentlich hat es Nancy nicht allzu schlimm erwischt.«

»Das hoffe ich auch«, sagte Richard.

Jack rang mit sich, ob er ebenfalls in die Notaufnahme gehen und nach den drei infizierten Patienten sehen oder ob er lieber dem Zentralmagazin einen weiteren Besuch abstatten sollte. Schließlich entschied er sich für die Notaufnahme. Da die Station unüberschaubar war und ein ständiges Kommen und Gehen herrschte, hielt er es für ziemlich unwahrscheinlich, daß er Dr. Zimmerman und Dr. Cheveau noch einmal über den Weg lief.

Schon beim Betreten der Station spürte er die allgemeine Panik. Charles Kelley beriet sich besorgt mit einigen Mitarbeitern der Krankenhausverwaltung. Dann sah Jack Clint Abelard durch den Haupteingang der Ambulanz stürmen und eiligen Schrittes über den Hauptflur verschwinden. Jack ging zu einer der Krankenschwestern hinter dem Hauptempfang, stellte sich vor und erkundigte sich, ob der ganze Tumult mit den drei infizierten Krankenhausmitarbeitern zu tun habe.

»Allerdings«, erwiderte sie. »Wir überlegen gerade, wie wir sie am besten isolieren können.«

»Gibt es schon eine Diagnose?«

»Wie ich soeben gehört habe, besteht der Verdacht auf Rocky-Mountain-Fleckfieber«, antwortete die Schwester. »Ist ja ganz schön unheimlich«, entgegnete Jack. »Ja, es ist schrecklich«. Eine von ihnen ist Krankenschwester - genau wie ich.«

Aus dem Augenwinkel sah Jack plötzlich, daß Kelley sich näherte; um nicht erkannt zu werden, blickte er schnell in eine andere Richtung. Kelley kam an den Tresen und bat die Schwester, ihm das Telefon zu reichen.

Jack beschloß, die hektische Notaufnahme so schnell wie möglich zu verlassen. Nachdem er um ein Haar schon wieder mit Charles Kelley aneinandergeraten wäre, schien es ihm klüger, an seinen Arbeitsplatz zurückzukehren. Er hatte zwar nichts erreicht, doch we-

nigstens verließ er die Klinik diesmal aus freien Stücken.

»Wo kommst du denn her?« fragte Chet, als Jack das Büro betrat. »Ich war im Manhattan General«, gestand Jack. »Wie es scheint, hast du dich diesmal wenigstens nicht daneben benommen. Ich habe jedenfalls noch keine tobsüchtigen Anrufe von unserem Chef entgegennehmen müssen.«

»Ja, ich war ein artiger Junge«, bemerkte Jack. »Oder sagen wir besser - ich habe mich halbwegs gut benommen. Im Manhattan General geht alles drunter und drüber. Es ist schon wieder eine neue Infektionskrankheit ausgebrochen, Rocky-Mountain-Fleckfieber. Kannst du dir das vorstellen?«

»Das gibt's doch gar nicht«, rief Chet.

»Das habe ich auch gedacht.« Jack berichtete seinem Kollegen, wie er den Labordirektor darauf hingewiesen hatte, daß drei derart seltene Infektionskrankheiten nie und nimmer innerhalb so kurzer Zeit auf natürliche Weise ausgebrochen sein konnten.

»Ich wette, das kam gut an«, kommentierte Chet. »Dr. Cheveau war ziemlich entrüstet«, fuhr Jack fort. »Aber dann mußte er sich um drei neue Infektionsfälle kümmern und hat die Sache darüber erst mal wieder vergessen.«

»Es wundert mich, daß sie dich nicht wieder vor die Tür gesetzt haben«, sagte Chet. »Warum tust du dir das bloß an?«

»Weil ich davon überzeugt bin, daß an der Geschichte etwas stinkt«, erwiderte Jack. »Aber genug davon. Wie ist es dir mit deinem Fall ergangen?«

Chet lachte verächtlich. »Kaum zu glauben, daß ich mich mal darum gerissen habe, Schußopfer zu obduzieren«, sagte er. »Dieser Fall hat ein kräftiges Gewitter ausgelöst. Von den fünf Kugeln haben drei den Mann von hinten getroffen.«

»Das dürfte der Polizeibehörde einige Kopfschmerzen bereiten«, bemerkte Jack.

»Mir aber auch«, stellte Chet klar. »Ach, übrigens - Colleen hat eben angerufen. Sie möchte, daß wir heute abend nach der Arbeit bei ihr im Studio vorbeischauen. Sie wollen zu verschiedenen Spots un-

sere Meinung hören. Was sagst du nun?«

»Du kannst ja hingehen«, erwiderte Jack. »Ich muß dringend noch ein paar Fälle abschließen. Ich bin mit meiner Arbeit so weit im Rückstand, daß mir langsam angst und bange wird.«

»Aber sie wollen, daß wir beide kommen«, drängte Chet. »Das hat Colleen ausdrücklich gesagt. Außerdem hast du ihnen den entscheidenden Anstoß zu ihrer Idee gegeben. Nun sag schon ja.«

»Na gut«, willigte Jack schließlich ein. »Aber ich begreife trotzdem nicht, wieso du auf meine Begleitung Wert legst, wenn du eigentlich nur an Colleen herankommen willst.«

19. Kapitel

Freitag, 22. März 1996, 21.00 Uhr

Ein Nachtwächter öffnete ihnen die Tür und forderte sie auf, sich in eine Anwesenheitsliste einzutragen. Als sie dann den Fahrstuhl bestiegen, drückte Jack ohne zu zögern den Knopf für die elfte Etage.

»Du warst also tatsächlich schon mal hier«, stellte Chet fest. »Das hab' ich dir doch erzählt.«

»Ich dachte, du hättest mich auf den Arm genommen.« Als die Tür aufglitt, war Chet genauso überrascht wie Jack am Abend zuvor. Obwohl es beinahe neun Uhr abends war, herrschte in dem Atelier hektischer Betrieb. Die beiden blieben ein paar Minuten neben dem Fahrstuhl stehen und beobachteten das geschäftige Treiben. Niemand nahm sie zur Kenntnis. »Was für ein Empfang«, bemerkte Jack.

»Vielleicht sollte man den Leuten hier mal sagen, daß es schon lange nach Feierabend ist«, entgegnete Chet. Jack warf einen verstohlenen Blick in Colleens Büro. Das Licht war an, doch es war niemand da. Als er sich umdrehte, sah er Alice an ihrem Zeichentisch sitzen.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Jack. Sie arbeitete so konzentriert, daß es ihm unangenehm war, sie zu stören. »Hallo, hallo.« Schließlich hob Alice den Kopf. Sie erkannte ihn sofort wieder. »Es tut mir wirklich leid, daß ich Sie nicht früher bemerkt habe«, rief sie und wischte sich hastig die Hände an einem Handtuch ab. »Herzlich willkommen!« Sie bat die beiden, ihr zu folgen. »Kommen Sie! Sie werden unten in der Arena erwartet.«

»Oh«, entgegnete Chet. »Das klingt nicht gut. Sie wollen uns wahrscheinlich opfern.«

Alice lachte. »In unserer Arena werden nur Kreative geopfert.« Terese und Colleen begrüßten die beiden, indem sie ihnen mit einem lauten Schmatzen ein Küßchen auf jede Wange drückten. Bei diesem Ritual fühlte sich Jack jedesmal ein bißchen unwohl. Terese ging sofort zum Geschäftlichen über. Sie bat die Männer, am Tisch Platz zu nehmen; dann legten Colleen und sie verschiedene Storyboards

vor ihnen zurecht und kommentierten, was die einzelnen Bilder darstellen sollten. Sowohl Jack als auch Chet waren begeistert. Am besten gefielen ihnen die humorvollen Szenen mit Oliver Wendell Holmes und Joseph Lister, die ein National-Health-Krankenhaus besuchten, um zu überprüfen, ob sich die Angestellten auch immer vorschriftsmäßig die Hände wuschen. Am Ende eines jeden Spots bekräftigten diese Berühmtheiten der Medizingeschichte, wieviel gewissenhafter das National-Health-Krankenhaus sich an die Lehren halte als ein gewisses »anderes« Krankenhaus. »Das war's«, sagte Terese, nachdem sie die Bilder des letzten Storyboards erläutert und wieder weggeräumt hatte. »Was haltet ihr davon?«

»Die Ideen sind wirklich super«, gestand Jack. »Wahrscheinlich erzielen sie auch die gewünschte Wirkung. Trotzdem ist es schade um das viele Geld.«

»Aber in den Spots geht es doch fast ausschließlich um die Qualität unserer medizinischen Versorgung«, verteidigte Terese ihr Konzept.

»Und wenn schon. Die Patienten der National Health wären auf jeden Fall besser bedient, wenn all die Millionen direkt in die Gesundheitsversorgung fließen würden.«

»Also, mir gefallen die Spots«, meldete sich Chet zu Wort. »Sie sind richtig peppig.«

»Ich nehme an, mit dem ›anderen‹ Krankenhaus ist die Konkurrenz gemeint«, sagte Jack.

»Allerdings«, versicherte Terese. »Wir haben es für zu geschmacklos gehalten, das Manhattan General namentlich zu erwähnen - vor allem in Anbetracht der Probleme, mit denen sie dort gerade zu kämpfen haben.«

»Die Lage spitzt sich immer weiter zu«, erzählte Jack. »Inzwischen ist noch eine weitere schlimme Infektionskrankheit ausgebrochen. Damit kommen sie auf drei Krankheiten in drei Tagen.«

»Du liebe Güte!« rief Terese. »Das ist ja furchtbar. Ich hoffe nur, daß die Medien davon erfahren.«

»Ich verstehe nicht, wieso Sie immer wieder davon anfangen«, fuhr Jack sie an.

»Wenn es nach dem Willen von AmeriCare ginge, würde die Öff-

fentlichkeit bestimmt nichts erfahren«, ereiferte sich Terese. »Ist es wieder soweit?« schaltete Chet sich ein. »Es geht immer um das gleiche«, klagte Terese. »Ich kann einfach nicht verstehen, warum Jack es als Diener des Staates nicht für seine Aufgabe hält, die Medien - also die Öffentlichkeit - über diese grauenhaften Krankheiten zu informieren.«

»Und ich habe Ihnen bereits gestern erklärt, daß man mir ausdrücklich untersagt hat, mit irgendwelchen Presseleuten zu reden«, fauchte Jack.

»Aufhören! Time-out!« schaltete Chet sich ein. »Passen Sie mal auf, Terese. Jack hat recht. Wir dürfen uns wirklich nicht eigenmächtig an die Presse wenden. Darum kümmert sich der Chef persönlich beziehungsweise die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit. Aber nicht daß Sie denken, Jack würde nichts unternehmen. Heute ist er schon wieder im Manhattan General gefahren und hat den Leuten dort an den Kopf geschmettert, daß es bei diesen Krankheitsausbrüchen nicht mit rechten Dingen zugehen kann.«

»Was soll das heißen?« hakte Terese nach. »Sie haben richtig verstanden«, erklärte Chet. »Da es äußerst unwahrscheinlich ist, daß die Krankheiten auf natürliche Weise ausgebrochen sind, müssen sie vorsätzlich herbeigeführt worden sein. Irgendjemand muß sie absichtlich verbreiten.«

»Ist das wahr?« wandte sich Terese an Jack. Sie war schockiert. »Das ist mir durch den Kopf gegangen, ja«, gab Jack zu. »Es gibt keine wissenschaftliche Erklärung für das, was sich in der Klinik zugetragen hat.«

»Aber warum sollte jemand so etwas tun?« fragte Terese. »Das ist doch vollkommen absurd.«

»Wirklich?« fragte Jack zurück.

»Vielleicht steckt ein Verrückter dahinter?« warf Colleen ein. »Das bezweifle ich eher«, entgegnete Jack. »So eine Tat erfordert viel zu viel Fachwissen. Die Bakterien sind in der Handhabung extrem gefährlich. Eines der jüngsten Opfer ist eine Labormitarbeiterin.«

»Wie wär's mit einem verärgerten Mitarbeiter?« schlug Chet vor. »Irgendjemand, der über das entsprechende Wissen verfügt und ei-

nen Groll auf die Klinik hat. Und der jetzt durchgeknallt ist.«

»Klingt wahrscheinlicher, als daß wir es mit einem Verrückten zu tun haben«, erwiderte Jack. »Ich weiß zum Beispiel, daß der Labor-
direktor mit dem Krankenhaus-Management unzufrieden ist. Er hat
es mir selbst erzählt. Man hat ihn gezwungen, zwanzig Prozent sei-
ner Laborkräfte zu entlassen.«

»Könnte er vielleicht dahinterstecken?« rief Colleen. »Das glaube
ich nicht«, erwiderte Jack. Den Laborchef würde man doch als ersten
verdächtigen. Er verhält sich zwar merkwürdig, aber er ist nicht
dumm. Wenn die Krankheiten wirklich mit Absicht verursacht wor-
den sind, dann steckt meiner Meinung nach Bestechung dahinter.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Terese. »Glauben Sie nicht, Sie zie-
hen etwas voreilige Schlüsse?«

»Kann schon sein«, gab Jack zu. »Aber wir dürfen nicht vergessen,
daß AmeriCare in erster Linie ein profitorientiertes Unternehmen ist.
Deren Philosophie ist mir alles andere als unbekannt. Glaubt mir, die
interessieren sich einzig und allein dafür, was unter dem Strich he-
rauskommt.«

»Wollen Sie damit andeuten, AmeriCare könnte in der eigenen Kli-
nik Krankheiten verbreiten? Das macht doch überhaupt keinen
Sinn.«

»Ich habe nur laut gedacht«, entgegnete Jack. »Nehmen wir doch
einfach mal an, daß Absicht dahintersteckt. Und jetzt führen wir uns
den jeweils ersten Fall der drei bisher ausgebrochenen Krankheiten
vor Augen. Nodelman, das erste Opfer, hatte Diabetes. Susanne
Hard, die zweite Tote, litt unter einem chronischen Rückenproblem.
Und Lagenthorpe, der letzte Verstorbene, war an chronischem Asth-
ma erkrankt.«

»Ich verstehe, worauf du hinaus willst«, sagte Chet. »Sie gehörten
alle der Gruppe von Patienten an, die den Versicherungsunternehmen
ein Dorn im Auge sind, weil mit chronisch Kranken aufgrund der
festgelegten Pro-Kopf-Beiträge nur rote Zahlen zu schreiben sind.
Solche Patienten beanspruchen zu viele medizinische Leistungen.«

»Jetzt hört's ja wohl auf!« schaltete Terese sich ein. »Das ist doch
absolut lächerlich. Kein Wunder, daß ihr Ärzte nichts von geschäftli-

chen Dingen versteht. AmeriCare würde doch nie und nimmer so eine in aller Öffentlichkeit breitgetretene Katastrophe heraufbeschwören, nur um drei Problempatienten loszuwerden. Jetzt machen Sie mal einen Punkt!«

»Wahrscheinlich hat Terese recht«, gab Jack zu. »AmeriCare hätte sich der Leute viel einfacher entledigen können. Was mir aber wirklich Sorgen bereitet, ist, daß infektiöse Erreger im Spiel sind. Wenn die Krankheiten vorsätzlich provoziert sein sollten, dann will derjenige, der dahintersteckt, eine Epidemie auslösen - und nicht nur ein paar vereinzelte Patienten töten.«

»Aber das wäre ja eine noch verabscheuungswürdigere Tat«, sagte Terese.

»Ja«, entgegnete Jack. »Und deshalb drängt sich die Frage auf, ob nicht doch ein Verrückter dahintersteckt.«

»Wenn es aber jemand darauf anlegt, Epidemien auszulösen - warum hat es dann keine gegeben?« fragte Colleen. »Dafür gibt es verschiedene Gründe«, erklärte Jack. »Zum einen ist in allen drei Fällen sehr schnell eine Diagnose gestellt worden. Zweitens hat das Manhattan General die Ausbrüche sehr ernst genommen und sofort die entsprechenden Maßnahmen ergriffen, um sie unter Kontrolle zu halten. Und drittens ist es bei diesen drei Erregern sehr unwahrscheinlich, daß sie im März in New York eine Epidemie auslösen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Colleen.

»Sowohl die Pest als auch Tularämie oder Rocky-Mountain-Fleckfieber können theoretisch über die Luft übertragen werden, aber das ist nicht der normale Weg. In der Regel werden die Bakterien durch Arthropoden, also durch Gliederfüßer, übertragen, und diese spezifischen Überträger kommen in der kalten Jahreszeit normalerweise nicht vor - und erst recht nicht in einem Krankenhaus.«

»Was halten Sie denn von dieser abenteuerlichen Geschichte?« wandte sich Terese an Chet.

»Ich?« Chet lachte unsicher. »Ehrlich gesagt - ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich glauben soll.«

»Nun machen Sie's mal nicht so spannend«, stachelte Terese ihn an. »Vor uns müssen Sie ihren Freund nicht in Schutz nehmen. Was

sagt Ihnen Ihr Gefühl?»

»Wir befinden uns nun mal in New York«, sagte Chet schließlich. »Infektionskrankheiten sind hier keine Seltenheit. Ich glaube eher nicht daran, daß irgendein Verrückter die Krankheiten vorsätzlich verbreitet. Ich würde sogar sagen, wer so etwas ernsthaft in Erwägung zieht, muß ein bißchen paranoid sein. Jack haßt AmeriCare wie die Pest, das hat er mir selbst erzählt.«

»Stimmt das?« fragte Terese. »Ja, ich hasse den Verein«, gab Jack zu. »Und warum?«

»Darüber möchte ich lieber nicht sprechen. Das ist eine persönliche Geschichte.«

»Okay.« Terese legte eine Hand auf den Stapel mit den Storyboards. »Wenn wir von Dr. Stapletons schlechter Meinung über die Werbung einmal absehen - was halten Sie von diesen Bildern? Sind sie gut?«

»Ich finde sie großartig«, wiederholte Chet. »Und ich glaube, daß sie sehr wirksam sein werden«, gestand Jack widerwillig.

»Haben Sie vielleicht sonst noch irgendwelche Ideen auf Lager?« fragte Terese. »Was gibt es außerdem noch für Möglichkeiten, Infektionen im Krankenhaus zu vermeiden?«

»Vielleicht könnten Sie etwas über die Dampfsterilisation medizinischer Instrumente und Vorrichtungen machen«, schlug Jack vor. »Jedes Krankenhaus hat da seine eigenen Vorschriften. Ein Vorreiter in Sachen Sterilisation war Robert Koch. Und darüber hinaus war er eine schillernde Persönlichkeit.« Terese notierte den Vorschlag. »Noch etwas?« fragte sie. »Ich fürchte, ich bin in solchen Dingen eher untalentierte«, gestand Chet. »Was haltet ihr davon, wenn wir übergehen ins Auction House und uns ein paar Drinks genehmigen? Wenn meine Kehle erst mal geschmiert ist, kommt vielleicht auch mir eine gute Idee.« Die beiden Frauen lehnten ab. Terese erklärte, sie hätten weiter an ihrem Konzept zu arbeiten. Am Montag würden sie dem Präsident und dem Agenturchef etwas Vernünftiges präsentieren müssen.

»Wie sieht es morgen abend aus?« fragte Chet. »Mal abwarten«, entgegnete Terese.

Fünf Minuten später fuhren Jack und Chet mit dem Fahrstuhl nach unten.

»Die haben uns einfach rausgeschmissen«, klagte Chet. »Sind eben ehrgeizige Frauen«, stellte Jack fest. »Und was ist mit dir? Hast du noch Lust auf ein Bier?«

»Ich glaube, ich fahre lieber nach Hause und schaue mal, ob meine Jungs heute abend Basketball spielen«, erklärte Jack. »Ein bißchen Bewegung würde mir guttun. Ich fühle mich total angespannt.«

»Du willst um diese Uhrzeit noch Basketball spielen?« Auf dem Bürgersteig vor Willow and Heath trennten sich ihre Wege. Jack schwang sich auf seinen Drahtesel und radelte zunächst auf der Madison Avenue in Richtung Norden. Als er die 59th Street erreicht hatte, bog er in die Fifth Avenue, und dort begann auch schon der Central Park. Normalerweise trat Jack ziemlich kräftig in die Pedale, doch heute ließ er sich Zeit. Er dachte immer noch über die Unterhaltung mit Chet und den beiden Frauen nach. Es war das erste Mal gewesen, daß er seinen Verdacht in Worte gefaßt hatte, und jetzt war ihm plötzlich ein wenig mulmig zumute.

Chet hatte ihm zu verstehen gegeben, daß er womöglich paranoid sei, und vielleicht hatte sein Kollege gar nicht so unrecht. Seitdem AmeriCare sich damals seine Praxis einverleibt hatte, hatte Jack stets das Gefühl gehabt, vom Tod verfolgt zu sein. Erst hatte er seine Familie verloren, und dann war er von schweren Depressionen geplagt worden, die sein eigenes Leben bedroht hatten. Als er schließlich Pathologe geworden war, hatte der Tod sogar Einzug in seinen Alltag gehalten. Und jetzt schien er ihn mit diesen mysteriösen Krankheitsausbrüchen zu foppen; indem er ihn mit immer neuen rätselhaften Details konfrontierte, schien er sich regelrecht über ihn lustig zu machen. Je tiefer er in den dunklen, verlassenen Park hineinfuhr, desto unheimlicher wurde ihm. Alles wirkte plötzlich düster und unheilvoll. Wo ihn am Morgen noch die Schönheit der Natur erfreut hatte, konnte er jetzt nur die gespenstischen Skelette kahler Bäume erkennen, die sich bedrückend gegen den fahlen Himmel abzeichneten. Sogar die sich im Hintergrund erhebende gezackte Skyline der Stadt wirkte jetzt unheimlich. Er trat kräftiger in die Pedale. Für einen Au-

genblick überkam ihn eine völlig irrationale Angst. Er wagte es nicht einmal mehr, sich umzusehen, weil er befürchtete, daß ihn dann irgend jemand anfallen würde.

Er raste weiter, bis er eine einsame Straßenlaterne entdeckte. Im Lichtstrahl der Lampe bremste er und kam schleudernd zum Stehen. Er zwang sich, sich umzudrehen und seinem Verfolger ins Gesicht zu blicken. Doch da war niemand. Angestrengt starrte er in die Dunkelheit und suchte die entfernten Schatten ab; jetzt erst wurde ihm klar, daß die Bedrohung seinem eigenen Kopf entsprungen war. Es war wieder einmal diese schreckliche Niedergeschlagenheit, wie sie ihn nach dem Tod seiner Familie so lange gelähmt hatte.

Ärgerlich fuhr er weiter. Seine kindische Angst war ihm regelrecht peinlich. Eigentlich hatte er geglaubt, seine Gefühle inzwischen im Griff zu haben, doch offenbar hatten ihm diese Krankheitsausbrüche heftiger zugesetzt, als er sich eingestehen wollte. Laurie hatte recht gehabt: Er steigerte sich einfach zu sehr in diese Geschichte hinein.

Nachdem er sich seine Ängste eingestanden hatte, fühlte er sich zwar besser; doch der Park sah noch immer ziemlich finster aus. Etliche Leute hatten ihn schon gewarnt, wie gefährlich es sei, nachts hier entlangzufahren, doch Jack hatte die Ermahnungen immer in den Wind geschlagen. Jetzt fragte er sich zum erstenmal, ob er vielleicht wirklich verrückt war. Als er den Park schließlich verließ und die Central Park West erreichte, war ihm, als erwachte er aus einem Alptraum. Mit einem Schlag hatte er die düstere und menschenleere Einsamkeit hinter sich gelassen und war mitten in das Gewimmel unzähliger gelber Taxen eingetaucht, die alle in Richtung Norden brausten. Die Stadt war wieder lebendig geworden.

Je weiter er nach Norden kam, desto verfallener wirkte die Umgebung. Oberhalb der 106th Street sahen die Häuser deutlich heruntergekommen aus. Einige waren sogar mit Brettern vernagelt und wirkten verlassen. Auf den Straßen türmte sich Müll, und überall streunten Hunde herum, die sich über umgekippte Mülleimer hermachten. An der 106th Street bog Jack links ab. Seine Nachbarschaft schien ihm auf einmal unglaublich deprimierend.

Er bremste an dem Platz, auf dem er immer Basketball spielte, und

klammerte sich an dem Maschendrahtzaun fest, der das Spielfeld von der Straße abgrenzte. Seine Füße ließ er in den Zehenkappen stecken. Wie er erwartet hatte, war der Platz ziemlich voll. Die Flutlichtlampen, die er gestiftet hatte, tauchten das Spielfeld in gleißendes Licht. Jack kannte die meisten Spieler. Auch Warren war da; von allen war er der weitaus beste Basketballer. Jack hörte, wie er seine Mannschaftskollegen immer wieder anspornte, ihr Bestes zu geben. Das Team, das verlieren würde, mußte aussetzen, denn an der Seitenlinie wartete bereits eine ungeduldige Schar von weiteren Spielern. Der Kampfgeist war jedesmal unerbittlich.

Warren versenkte den letzten Ball im Korb; das Team, das verloren hatte, schlich mit hängenden Köpfen vom Spielfeld. Als die neuen Mannschaften zusammengestellt wurden, entdeckte Warren Jack am Zaun. Er winkte und stolzierte auf ihn zu. »Hey, Doc, wie steht's?« rief Warren. »Willst du eine Partie mitspielen, oder was?«

Warren war ein gutaussehender Afroamerikaner. Er hatte einen kahlrasierten Kopf und einen gepflegten Schnäuzer, doch am beeindruckendsten war sein Körper. Er sah aus wie eine der griechischen Statuen im Metropolitan Museum. Jack hatte mehrere Monate gebraucht, bis Warren ihn akzeptiert hatte. Inzwischen hatten sie zwar eine Art Freundschaft geschlossen, doch die basierte vor allem auf ihrem gemeinsamen Interesse am Straßen-Basketball. Im Grunde wußte Jack nicht mehr über Warren, als daß er der beste Basketballer und der Anführer der Streetgang dieses Viertels war, und er vermutete, daß diese beiden Positionen Hand in Hand gingen.

»Klar«, sagte Jack. »In welcher Mannschaft sind die Gewinner?« Es war ein ziemlich schwieriges Unterfangen gewesen, in die Basketball-Gemeinde aufgenommen zu werden. Er hatte einen Monat lang geduldig am Spielfeldrand ausharren müssen, bevor man ihn das erstemal zum Mitspielen aufgefordert hatte. Dann hatte er zeigen müssen, was er konnte. Toleriert wurde er erst, als er bewiesen hatte, daß er den Ball auch im Korb versenken konnte - und daß er nicht nur Zufallstreffer landete. Als er dann später noch das Flutlicht gestiftet und dafür gesorgt hatte, daß Spielbretter erneuert wurden, hatte er seine Stellung nochmals ein wenig verbessert. Außer ihm durften

nur zwei andere Weiße mitspielen. Auf diesem Spielfeld war es ein echtes Handicap, kaukasischer Abstammung zu sein; man mußte die Regeln kennen.

»Ron hat ein paar gute Leute und Jack auch«, erklärte Warren. »Aber du kannst auch zu mir kommen. Die Alte von Flash hat rumgekeift; er soll sich bald zu Hause blicken lassen, sonst macht sie ihm die Hölle heiß.«

»Ich bin sofort zurück«, rief Jack, stieß sich vom Zaun ab und radelte zu seinem Haus hinüber.

Bevor er hineinging, ließ er seinen Blick kurz über die Fassade gleiten. Das Gebäude wirkte wirklich nicht gerade einladend, dabei mußte es irgendwann einmal recht hübsch gewesen sein. Unter der Dachkante hingen immer noch kleine Überreste eines schön verzierten Gesimses, doch sie drohten jeden Moment abzubrechen. Im dritten Stock waren zwei Fenster mit Brettern vernagelt.

Es war ein Backsteinhaus mit sechs Stockwerken; auf jeder Etage befanden sich zwei Wohnungen. Jack teilte sich die vierte Etage mit Denise, einem alleinstehenden Teenager mit zwei kleinen Kindern.

Er stieß die Haustür mit dem Fuß auf. Da ein Schloß fehlte, stand sie Tag und Nacht offen. Sein Rad geschultert, stieg er vorsichtig die Treppe hinauf, darauf achtend, daß er nicht auf den herumliegenden Müll trat. Im zweiten Stock war ein heftiger Streit im Gange, bei dem gerade jede Menge Glas zu Bruch ging. Leider wiederholte sich diese Szene jeden Abend aufs neue. Leise keuchend erreichte er seine Wohnungstür. Er war gerade dabei, seine Jackentasche nach dem Schlüssel zu durchwühlen, als ihm auffiel, daß er ihn gar nicht brauchen würde. Der Türrahmen war in der Höhe des Schlosses zersplittert.

Er stieß die Tür auf. Drinnen war es stockdunkel. Er lauschte angestrengt in die Finsternis, doch das einzige, was er hörte, waren das Gebrüll aus der Wohnung 2A und der Lärm von der Straße. In seinem Appartment war es unheimlich still. Er stellte sein Fahrrad ab und knipste das Licht an.

Im Wohnzimmer herrschte das reinste Tohuwabohu. Seine wenigen Möbel waren umgestoßen, leergeräumt oder zertrümmert. Das kleine

Radio, das normalerweise auf dem Schreibtisch stand, war verschwunden. Er schob das Fahrrad ins Zimmer und lehnte es an die Wand. Dann zog er seine Jacke aus, hängte sie über den Lenker und ging zum Schreibtisch. Die Schubladen waren herausgerissen und ausgekippt worden. Mitten in dem Durcheinander auf dem Boden entdeckte er das Fotoalbum. Er bückte sich und nahm es in die Hand. Ängstlich klappte er es auf und seufzte vor Erleichterung, als er sah, daß es nicht angetastet worden war. Das Album war der einzige Besitz, an dem er wirklich hing.

Er legte es auf die Fensterbank und ging weiter ins Schlafzimmer, wo sich ihm eine ähnliche Szene bot. Die meisten Kleidungsstücke waren aus dem Schrank und aus der Kommode gerissen worden und lagen verstreut auf dem Boden. Im Badezimmer sah es nicht anders aus. Der Inhalt seines Medizinschränkchens fand sich in der Badewanne. Schließlich ging er in die Küche. In der sicheren Erwartung, dort das gleiche Chaos vorzufinden, knipste er das Licht an. Was er sah, verschlug ihm den Atem.

»Wir haben uns schon langsam gefragt, wo du bleibst«, sagte ein großer Afroamerikaner. Er war von Kopf bis Fuß in schwarzes Leder gehüllt; sogar sein Hut und seine Handschuhe waren schwarz. Er hatte sich an Jacks Küchentisch gemütlich gemacht. »Das Bier ist alle. Das hat uns ein bißchen nervös gemacht.« Jack erblickte drei weitere Männer, alle genauso gekleidet wie der erste. Einer hockte auf der Fensterbank, die beiden anderen lehnten rechts von ihm am Küchenschrank. Auf dem Tisch hatten sie ein imposantes Waffenarsenal deponiert, darunter auch ein Maschinengewehr.

Jack war keinem der Männer je über den Weg gelaufen. Am meisten schockierte ihn, daß sie einfach in seiner Wohnung geblieben waren. Bei ihm war schon öfter eingebrochen worden, doch er hatte es noch nie erlebt, daß die Diebe dageblieben waren und sein Bier ausgetrunken hatten.

»Wie wär's, wenn du dich ein bißchen zu uns setzt?« schlug der große Schwarze vor.

Jack zögerte und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Wohnungstür stand offen. Würde er es bis dahin schaffen, bevor sie

ihre Pistolen gezogen hatten? Er glaubte es eher nicht und wollte es lieber nicht riskieren.

»Los, komm schon!« fuhr ihn der Schwarze an. »Beweg deinen weißen Arsch hier rüber!«

Mißtrauisch leistete Jack der Aufforderung Folge; er ließ sich gegenüber von seinem ungebetenen Gast auf einem Stuhl nieder. »Wir können uns doch wie zivilisierte Menschen benehmen«, sagte der Schwarze. »Ich heiße Twin. Und das hier ist Reginald.« Dabei zeigte er auf den Mann, der auf der Fensterbank hockte. Reginald fummelte mit einem Zahnstocher in seinem Mund herum und so geräuschvoll die Spucke durch seine Zähne. Sein Blick verriet, daß er Jack zutiefst verachtete. Er war zwar nicht so ein Muskelpaket wie Twin, aber auch er sah stämmig und bedrohlich aus. Auf dem rechten Unterarm hatte er eine Tätowierung; Jack konnte die Worte ›Black Kings‹ erkennen. »Reginald ist ziemlich sauer«, fuhr Twin fort. »In deiner gottverdammten Bude ist einfach nichts zu holen. Nicht mal einen Fernseher hast du, das finden wir ganz schön scheiße. Teil der Abmachung war schließlich, daß wir uns in deiner Bude bedienen sollten.«

»Was für eine Abmachung?« brachte Jack hervor. »Sagen wir mal so«, begann Twin. »Meine Kumpels und ich, wir kriegen ein bißchen Kleingeld dafür, daß wir diesen verdammten weiten Weg auf uns genommen haben, um dir eines auf die Fresse zu geben. Nur ein bißchen, nicht zu doll - auch wenn dich die Knarren auf dem Tisch vielleicht ein bißchen verwirren. Es soll eine Art Warnung sein. Einzelheiten weiß ich auch nicht, aber man hat uns erzählt, daß du in irgendeinem Krankenhaus Streß gemacht und 'n Haufen Leute auf die Palme gebracht hast. Wie dem auch sei - ich soll dich jedenfalls daran erinnern, daß du dich um deinen eigenen Kram kümmern und deine Nase nicht in Dinge stecken sollst, die dich nichts angehen. Kannst du damit mehr anfangen als ich? Ich versteh' das nicht so ganz, aber ich hab' auch noch nie so einen komischen Job übernommen.«

»Ich verstehe schon, worauf du hinaus willst«, bemerkte Jack. »Da bin ich aber froh«, entgegnete Twin. »Sonst hätten wir dir ein paar

Finger oder irgendwas brechen müssen. Wir sollen dich nicht ernsthaft verletzen, aber wenn Reginald erst mal in Fahrt ist, kann ihn niemand aufhalten. Und jetzt ist er wütend. Er will unbedingt etwas mitgehen lassen. Bist du sicher, daß du nicht doch einen Fernseher oder irgendwas in deiner Bude versteckt hast?«

»Er ist mit 'nem Fahrrad reingekommen«, sagte einer der Männer.

»Wie wär's damit, Reginald?« fragte Twin. »Willst du ein neues Fahrrad haben?«

Reginald beugte sich ein wenig vor, so daß er ins Wohnzimmer sehen konnte. Er zuckte mit den Schultern. »Ist doch 'n Deal, oder?« Twin stand auf. »Wer bezahlt euch für diesen Job?« fragte Jack. Twin zog die Augenbrauen hoch und lachte. »Es wäre nicht gerade fein, wenn ich dir das jetzt erzählen würde. Aber immerhin hast du den Mumm, überhaupt nachzufragen.« Als Jack zu einer weiteren Frage ansetzen wollte, hieb Twin ihm die Faust ins Gesicht. Unter der Wucht des Kinnhakens taumelte Jack zurück und fiel wie ein schlaffer Sack auf den Boden. Alles um ihn herum verschwamm. Kurz bevor er ohnmächtig wurde, merkte er noch, wie ihm die Brieftasche aus der Hose gezogen wurde. Gedämpftes Gelächter drang an sein Ohr. Dann verpaßte ihm jemand einen Tritt in den Magen, und er fiel tief in ein schwarzes Loch.

20. Kapitel

Freitag, 22. März 1996, 23.45 Uhr

Als Jack zu sich kam, war ihm, als sei in seinem Kopf ein Wecker eingebaut, der unaufhörlich klingelte. Langsam öffnete er die Augen. Er starrte direkt in die Deckenlampe und überlegte kurz, was in aller Welt er auf dem Küchenfußboden machte. Er versuchte, sich aufzurichten, doch der stechende Schmerz in seinem Kiefer zwang ihn, sich sofort wieder hinzulegen. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß das stetige Klingeln gar nicht aus seinem Kopf kam; es war das Telefon, das über ihm an der Wand ging und ihn aus seiner Ohnmacht erweckt hatte.

Er rollte sich auf den Bauch. Aus dieser Position hievte er sich mit Mühe auf die Knie. Er war noch nie k.o. geschlagen worden und konnte kaum glauben, wie schwach er sich fühlte. Vorsichtig betastete er sein Kinn. Zum Glück deuteten keine zackigen Kanten auf gebrochene Knochen hin. Dann strich er vorsichtig über seinen unwohlenden Bauch. Da er dort weniger Schmerzen spürte als im Kiefer, nahm er an, daß er keine inneren Verletzungen hatte.

Das Telefon klingelte unaufhörlich weiter. Schließlich gelang es ihm, den Hörer von der Gabel zu nehmen. Während er sich mit einem kurzen ›Hallo‹ meldete, stützte er sich mit dem Rücken am Küchenschrank ab und ließ sich langsam wieder auf den Boden gleiten. Seine Stimme klang so fremd, daß er sich selbst kaum wiedererkannte.

»Oh, das tut mir leid«, rief Terese, als sie seine Stimme hörte. »Ich habe Sie geweckt. So spät hätte ich wirklich nicht mehr anrufen dürfen.«

»Wieviel Uhr ist es?« fragte Jack.

»Kurz vor Mitternacht«, erwiderte Terese. »Wir arbeiten immer noch auf Hochtouren; da vergißt man schon mal, daß andere Leute zu normalen Zeiten schlafen gehen. Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie mir noch etwas mehr über die Sterilisation von Instrumenten erzäh-

len können. Aber das kann auch bis morgen warten. Es tut mir wirklich leid, daß ich Sie geweckt habe.«

»Ich war noch gar nicht im Bett«, erklärte Jack. »Ich lag bis vor ein paar Sekunden bewußtlos auf dem Boden.«

»Soll das ein Witz sein?«

»Schön wär's«, sagte Jack. »Als ich nach Hause kam, war meine Wohnung auf den Kopf gestellt, und dummerweise waren die Einbrecher noch da. Zu allem Übel haben sie mich dann auch noch zusammengeschlagen.«

»Sind Sie verletzt?« fragte Terese besorgt. »Nein, ich bin okay«, erwiderte Jack. »Aber ich fürchte, sie haben mir ein Stück Zahn rausgeschlagen.«

»Waren Sie wirklich bewußtlos?« hakte Terese nach. »Ich fürchte, ja«, antwortete Jack. »Mir ist immer noch ganz flau.«

»Jetzt passen Sie mal auf«, sagte Terese entschlossen. »Sie rufen jetzt die Polizei an, und ich mache mich unverzüglich auf den Weg zu Ihnen.«

»Mal ganz mit der Ruhe«, entgegnete Jack. »Die Polizei kann doch sowieso nichts machen. Die vier Typen, die meine Bude auf den Kopf gestellt haben, waren Gangmitglieder, und von denen gibt es in der Stadt ungefähr eine Million.«

»Das ist mir egal«, sagte Terese. »Ich bestehe darauf, daß Sie die Polizei benachrichtigen. In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen.«

»Terese, ich bitte Sie.« Jack wollte sie umstimmen, doch er wußte, daß ihm das nicht gelingen würde. »Ich wohne nicht gerade in der besten Gegend. Es ist wirklich nicht nötig, daß Sie herkommen. Ich bin soweit in Ordnung. Ehrlich!«

»Kommen Sie mir bloß nicht mit irgendwelchen Ausreden. Sie rufen sofort die Polizei an. Bis gleich.« Und damit war die Leitung tot.

Ergeben wählte Jack die Nummer der Polizei und erstattete Anzeige. Als man ihn fragte, ob er noch in Gefahr sei, verneinte er. Der Beamte versprach ihm, so schnell wie möglich einen Streifenwagen vorbeizuschicken.

Vorsichtig richtete Jack sich auf und ging auf wackligen Beinen ins Wohnzimmer. Sein Fahrrad. Er erinnerte sich vage, daß die Einbre-

cher es hatten mitgehen lassen. Dann ging er ins Badezimmer und inspizierte seine Zähne. Mit der Zunge hatte er bereits ertastet, daß ein Schneidezahn auf der linken Seite nicht in Ordnung war. Seine Vermutung bestätigte sich: Eine Ecke des Zahns war abgebrochen. Offenbar hatte Twin unter dem Handschuh einen Schlagring oder etwas Ähnliches getragen. Zu Jacks Überraschung traf die Polizei bereits nach zehn Minuten ein. Einer der beiden Beamten, David Jefferson, war Afroamerikaner, der andere, Juan Sanchez, war Latino. Sie hörten sich Jacks Geschichte höflich an und notierten die Einzelheiten; unter anderem fragten sie nach der Marke seines gestohlenen Fahrrads. Schließlich baten sie ihn, mit zum Revier zu kommen, um sich Fotos von Mitgliedern der Gangs aus dieser Gegend anzusehen.

Doch Jack lehnte ab. Von Warren wußte er, daß die Gangs sowieso keine Angst vor der Polizei hatten. Da ihm klar war, daß die Polizei keine Möglichkeit hatte, ihn vor solchen Überfällen zu schützen, beschloß er, den Beamten nicht alles zu erzählen. Im Grunde hatte er nur Tereses Wunsch erfüllt, als er die Polizei gerufen hatte. Nun konnte er wenigstens den Diebstahl seines Fahrrades bei der Versicherung melden und Geld kassieren. »Eine Frage noch, Herr Doktor«, sagte David Jefferson im Hinausgehen. Jack hatte den beiden Männern erzählt, daß er als Gerichtsmediziner arbeitete. »Wieso wohnen Sie eigentlich in dieser Gegend? Legen Sie es damit nicht regelrecht darauf an, Ärger zu bekommen?«

»Das frage ich mich im Moment auch«, erwiderte Jack. Nachdem die Polizisten gegangen waren, schloß er die zersplitterte Tür und lehnte sich dagegen. Erschöpft ließ er seinen Blick über das Chaos schweifen. Irgendwann würde er sich aufraffen und die Unordnung beseitigen müssen, doch im Augenblick war er dafür einfach zu kaputt.

Als es klopfte, lehnte er immer noch an der Tür. Er fuhr zusammen und öffnete. Vor ihm stand Terese.

»Gott sei Dank - endlich habe ich Sie gefunden«, begrüßte sie ihn und trat ein. »Sie haben wirklich nicht übertrieben, als Sie mich vor dieser Gegend gewarnt haben. Allein durch dieses Treppenhaus zu

gehen ist ein einziger Horror. Wenn Sie mir nicht sofort geöffnet hätten, hätte ich wahrscheinlich vor Angst geschrien.«

»Sie wollten ja nicht auf mich hören.«

»Lassen Sie mich mal Ihre Verletzungen ansehen«, forderte Terese.

»Wo haben Sie das beste Licht?«

Jack zuckte mit den Achseln. »Suchen Sie sich's aus. Vielleicht im Bad.«

Terese nahm ihn beim Arm und zog ihn ins Badezimmer, wo sie sein Gesicht genau inspizierte. »Sie haben einen kleinen Schnitt an der Wange«, stellte sie fest.

»Kein Wunder«, sagte Jack und zeigte ihr den abgebrochenen Zahn.

»Warum sind Sie überhaupt zusammengeschlagen worden?« wollte Terese wissen. »Ich hoffe, Sie haben nicht versucht, den Helden zu spielen.«

»Ganz im Gegenteil«, erwiderte Jack. »Die Typen haben mir eine solche Angst eingejagt, daß ich unfähig war, mich auch nur vom Fleck zu rühren. Einer hat mir einen solchen Kinnhaken verpaßt, daß ich sofort k.o. war. Das ganze sollte eine Art Warnung sein; ich soll mich nie wieder im Manhattan General blicken lassen.«

»Wovon, um Himmels willen, reden Sie eigentlich?« fragte Terese.

Jack berichtete ihr alles, erklärte auch, warum er der Polizei einige Details verschwiegen hatte.

»Das nimmt ja immer unglaublichere Ausmaße an«, stellte Terese fest. »Was wollen Sie jetzt tun?«

»Ich habe, ehrlich gesagt, noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken.«

»Eins ist jedenfalls klar. Als erstes begeben Sie sich in eine Notaufnahme.«

»Das ist doch nicht nötig«, wandte Jack ein, »Mein Kiefer ist ein bißchen geschwollen - aber das ist doch nicht der Rede wert.«

»Immerhin hat der Kerl Sie bewußtlos geschlagen«, insistierte Terese. »Also sollten Sie sich untersuchen lassen. Soviel weiß ja sogar ich, auch wenn ich nicht vom Fach bin.« Jack wollte zu weiterem Protest ansetzen, doch dann überlegte er es sich anders. Terese hatte

recht. Immerhin bestand bei einer Kopfverletzung die Gefahr, daß es zu Gehirnblutungen kam, und er war mehrere Stunden lang ohnmächtig gewesen. Eine neurologische Untersuchung schien dringend geboten. Er holte sich seine Jacke und folgte Terese die Treppe hinunter. Sie gingen zu Fuß bis zur Columbus Avenue, und dort nahmen sie ein Taxi.

»In welches Krankenhaus wollen Sie?« fragte Terese. »Das Manhattan General sollte ich wohl vorübergehend meiden.« Jack grinste. »Fahren wir zum Columbia-Presbyterian.«

»Okay.« Terese lehnte sich zurück.

»Es ist wirklich sehr nett von Ihnen, daß Sie einfach so zu mir gekommen sind«, sagte Jack. »Damit hätte ich nie gerechnet. Ich bin ganz gerührt.«

»Bestimmt hätten Sie an meiner Stelle genauso gehandelt«, entgegnete Terese.

Jack fragte sich, ob er das wirklich getan hätte. Er war sich nicht so sicher. Sein ganzer Tag war chaotisch und voller Überraschungen gewesen.

Der Besuch in der Notaufnahme ging glatt über die Bühne. Sie mußten eine Weile warten, weil die Opfer von Autounfällen, Messerstechereien und Herzanfällen vorrangig behandelt wurden, doch schließlich war auch Jack an der Reihe. Terese bestand darauf, die ganze Zeit bei ihm zu bleiben und begleitete ihn sogar in den Behandlungsraum.

Als der Unfallarzt hörte, daß Jack Gerichtsmediziner war, wollte er ihn unbedingt auch noch von einem Neurologen durchchecken lassen. Dieser nahm eine äußerst gründliche Untersuchung vor und kam zu dem Ergebnis, das Jack vollkommen in Ordnung war. Er erklärte ihm, er halte es nicht einmal für nötig, eine Röntgenaufnahme zu machen, es sei denn, Jack bestehe darauf, was er jedoch nicht tat.

»Das einzige, was ich empfehlen möchte, ist, daß heute nacht jemand ein Auge auf Sie haben sollte«, erklärte der Neurologe, während er sich zu Terese umdrehte. »Wecken Sie Ihren Mann ein paar mal auf, Mrs. Stapleton, und überprüfen Sie, ob er sich normal verhält. Sehen Sie auch nach, ob seine Pupillen unverändert bleiben.

Okay?«

»In Ordnung«, sagte Terese.

Als sie kurz darauf das Krankenhaus verließen, bemerkte Jack, es habe ihn ziemlich überrascht, wie gelassen sie auf diese Anrede reagiert habe.

»Wenn ich den Mann korrigiert hätte, hätte ich ihn wahrscheinlich nur in Verlegenheit gebracht«, erklärte Terese. »Aber seinen Rat nehme ich sehr ernst. Sie kommen heute nacht mit zu mir.«

»Aber Terese...«

»Keine Widerrede. Sie haben gehört, was der Arzt gesagt hat. Ich lasse Sie auf gar keinen Fall zurück in diese Hölleegend, in der Sie überfallen worden sind.«

Da ihm sein pochender Schädel, sein schmerzender Kiefer und sein flauer Magen genug zu schaffen machten, gab Jack sich schließlich geschlagen. »Okay«, sagte er. »Aber es ist wirklich nicht nötig, daß Sie das alles für mich tun.«

Als sie im Fahrstuhl des piekfeinen Hochhauses nach oben fuhren, war Jack ihr von Herzen dankbar. Seit Jahren hatte ihn niemand so nett behandelt wie Terese. Sie war so fürsorglich und großzügig, daß sein Gewissen sich regte, weil er sie auf den ersten Blick so falsch eingeschätzt hatte.

»Ich habe ein Gästezimmer, und ich bin sicher, daß Sie sich darin absolut wohl fühlen werden«, sagte sie, als sie durch einen mit Teppichen ausgelegten Flur gingen. »Wenn meine alten Herrschaften mal in die Stadt kommen, um mich zu besuchen, wollen sie gar nicht wieder nach Hause.«

Terese' Appartement war bildschön. Sogar die Zeitschriften lagen ordentlich gestapelt auf einem Beistelltisch. Alles sah danach aus, als erwarte Terese jeden Augenblick die Fotografen vom *Architectural Digest*.

Das Gästezimmer war romantisch eingerichtet: Die Blümchengardinen, der Teppich, die Tagesdecke - alles paßte zusammen. Diese Perfektion veranlaßte Jack zu der Bemerkung, daß er hoffentlich nicht die Orientierung verlieren und das Bett nicht mehr finden wür-

de.

Nachdem er mit Wasser und Aspirin versorgt war, ließ Terese ihn in Ruhe duschen. Er zog einen Frotteebademantel über, der für ihn bereitlag, und ging zum Wohnzimmer. Vorsichtig lugte er um die Ecke und sah, daß Terese auf dem Sofa saß und las. Er setzte sich ihr gegenüber in einen Sessel. »Gehen Sie nicht schlafen?« fragte er.

»Ich wollte mich noch, vergewissern, ob Sie wohlauf sind«, erklärte sie und beugte sich ein wenig vor, um sein Gesicht aus der Nähe betrachten zu können. »Ich glaube, Ihre Pupillen haben sich nicht verändert.«

»Ich glaube auch nicht, daß sie sich verändert haben«, sagte Jack und lachte. »Sie nehmen die Anweisungen des Arztes aber ziemlich ernst.«

»Allerdings«, entgegnete Terese. »Und deshalb werde ich Sie heute nacht ein paarmal wecken - nur damit Sie Bescheid wissen.«

»Ich wage schon gar nicht mehr, Ihnen zu widersprechen.«

»Wie fühlen Sie sich?« wollte sie wissen. »Meinen Sie körperlich oder psychisch?«

»Psychisch. Daß Ihr Körper an allen Ecken und Kanten weh tut, kann ich mir vorstellen.«

»Wenn ich ehrlich bin, hat mich dieser Überfall ziemlich geschockt«, gestand Jack. »Ich weiß einiges über Gangs, deshalb habe ich großen Respekt vor diesen brutalen Typen.«

»Darum wollte ich ja auch, daß Sie die Polizei anrufen«, erklärte Terese.

»Sie verstehen nicht, was ich meine«, entgegnete Jack. »Die Polizei kann mir nicht helfen. Deshalb habe ich den Beamten ja nicht einmal den möglichen Namen der Gang oder die Vornamen der Typen genannt. Selbst wenn die Polizei die Kerle aufgreifen würde, könnte sie ihnen nur einen kleinen Verweis erteilen. Innerhalb kürzester Zeit wären sie wieder auf der Straße.«

»Und was wollen Sie jetzt tun?«

»Am besten lasse ich mich wohl wirklich nicht mehr im Manhattan General blicken. Es scheint ja, als könnte ich damit alle möglichen Leute glücklich machen. Sogar mein Chef hat mir verboten, der Kli-

nik weitere Besuche abzustatten. Ich nehme an, daß ich der Geschichte auch anders auf den Grund kommen kann.«

»Das beruhigt mich«, sagte Terese. »Ich hatte schon Angst, Sie würden diese Warnung nur als neue Herausforderung betrachten.«

»Keine Sorge. Ich bin kein Held.«

»Und warum kutschieren Sie dann mit dem Fahrrad in dieser Stadt herum?« wollte Terese wissen. »Radeln nachts durch den Central Park? Warum leben Sie in dieser schrecklichen Gegend? Ich mache mir sehr wohl Sorgen. Ich weiß nur nicht, ob Sie sich der Gefahr einfach nicht bewußt sind, oder ob Sie das Schicksal mit Absicht herausfordern. Erklären Sie's mir!« Terese sah ihn mit ihren blaß-blauen Augen an. Jack hielt dem Blick stand. Sie konfrontierte ihn mit Fragen, denen er normalerweise aus dem Wege ging. Sie waren zu persönlich. Doch nachdem sie sich so um ihn gekümmert und keine Mühe gescheut hatte, ihm zu helfen, hatte er das Gefühl, daß er ihr eine Antwort schuldete. »Ich glaube, es reizt mich, das Schicksal herauszufordern«, gab er schließlich zu. »Darf ich fragen, warum?«

»Vielleicht liegt es daran, daß ich keine Angst vorm Sterben habe«, erklärte Jack. »Es gab sogar mal eine Zeit, da hätte ich den Tod als Erleichterung empfunden. Vor ein paar Jahren habe ich unter schweren Depressionen gelitten, und die scheinen noch immer irgendwo in meinem Hinterkopf zu schlummern.«

»Das kommt mir bekannt vor«, sagte Terese. »Ich habe auch schon mal unter Depressionen gelitten. Ist dem ein besonderes Ereignis vorangegangen? Darf ich das fragen?« Jack biß sich auf die Lippe. Es fiel ihm schwer, darüber zu reden, doch nachdem er einmal angefangen hatte, gab es kaum noch ein Zurück.

»Meine Frau ist gestorben«, brachte er schließlich hervor. Er schaffte es nicht, auch noch seine Kinder zu erwähnen. »Das tut mir leid«, sagte Terese voller Mitgefühl. Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Bei mir ist es mit den Depressionen losgegangen, nachdem ich mein einziges Kind verloren hatte.« Jack wandte sich ab. Terese' Offenbarung rührte ihn fast zu Tränen. Er holte tief Luft und sah ihr wieder in die Augen. Sie war eine hart arbeitende Frau, und

sie war kompliziert, das hatte er vom ersten Augenblick an gewußt. Doch jetzt war ihm klar, daß sich hinter ihrer Fassade mehr verbarg.

»Sieht fast so aus, als hätten wir noch mehr gemeinsam als unsere Abneigung gegen Diskotheken«, bemerkte er, um die Atmosphäre ein wenig aufzuheitern.

»Ich denke, wir haben beide unsere seelischen Narben davongetragen«, entgegnete Terese. »Und wir opfern uns beide bis an die Grenzen im Berufsleben auf.«

»Daß wir diese Eigenschaft teilen, möchte ich eher bezweifeln«, widersprach Jack. »Ich engagiere mich längst nicht mehr so sehr für meine Arbeit wie früher, und so aufopferungsvoll wie Sie bin ich garantiert nicht. Die Reformen im Gesundheitswesen haben mir so einige Illusionen geraubt.«

Terese erhob sich, was Jack zum Anlaß nahm, sich ebenfalls aufzurichten. Sie standen so dicht beieinander, daß ihre Körper sich beinahe berührten.

»Ich wollte sagen, daß wir wahrscheinlich beide Angst haben, emotionale Bindungen einzugehen«, sagte Terese. »Unsere Gefühle sind zu tief verletzt worden.«

»Da haben Sie sicher recht.«

Terese küßte ihre Fingerspitzen und führte sie vorsichtig zu Jacks Lippen.

»In ein paar Stunden schaue ich bei Ihnen herein und wecke Sie. Erschrecken Sie nicht.«

»Es gefällt mir ganz und gar nicht, daß ich Ihnen so viele Umstände mache«, sagte Jack.

»Und mir macht es Spaß, Sie ein bißchen zu bemuttern«, entgegnete Terese. »Schlafen Sie gut.«

Dann trennten sie sich. Doch bevor Jack die Tür zum Gästezimmer erreicht hatte, rief Terese ihm hinterher: »Eine Frage muß ich noch loswerden: Warum leben Sie in diesem entsetzlichen Slumviertel?«

»Wahrscheinlich habe ich zumindest unterbewußt das Gefühl, daß ich es nicht verdiene, richtig glücklich zu sein«, antwortete Jack.

Terese dachte kurz nach und lächelte dann. »Das verstehe ich nun wirklich nicht - aber ich muß ja auch nicht alles verstehen. Gute

Nacht.«

21. Kapitel

Sonnabend, 23. März 1996, 8.30 Uhr

Terese war tatsächlich im Laufe der Nacht mehrmals in Jacks Zimmer gekommen und hatte ihn geweckt. Sie hatten sich dann jedesmal ein paar Minuten unterhalten. Als Jack am Morgen aufwachte, war er unsicher, was er von der Situation halten sollte. Einerseits war er Terese dankbar für alles, andererseits war es ihm peinlich, so viel von sich preisgegeben zu haben. Beim Frühstück zeigte sich, daß Terese sich genauso unwohl fühlte wie er. So waren sie um halb neun beide erleichtert, als ihre Wege sich vor der Haustür trennten. Terese fuhr in die Agentur, wo sie - wie sie fürchtete - eine Marathonsitzung vor sich hatte, und Jack machte sich auf den Weg zu seiner Wohnung.

Er verbrachte mehrere Stunden damit, das Chaos, das die Black Kings hinterlassen hatten, zu beseitigen. Mit den einfachen Werkzeugen, die ihm zur Verfügung standen, gelang es ihm sogar, seine Tür notdürftig zu reparieren.

Anschließend fuhr er zum Gerichtsmedizinischen Institut. Er hatte an diesem Wochenende zwar keinen Dienst, aber er war mit seinen Autopsieberichten weit im Rückstand und wollte in Ruhe seine Akten aufarbeiten. Außerdem wollte er wissen, ob während der vergangenen Nacht weitere Infektionsfälle vom Manhattan General hereingekommen waren. Da er wußte, daß dort am Tag zuvor drei Patienten mit akutem Rocky-Mountain-Fleckfieber behandelt worden waren, befürchtete er das Schlimmste.

Sein Fahrrad fehlte ihm, und er überlegte kurz, ob er sich nicht sofort ein neues kaufen sollte. Zur Arbeit fuhr er mit der U-Bahn, doch das war alles anderes als bequem; er mußte zweimal umsteigen. Die Nord-Süd-Verbindungen im New Yorker U-Bahn-Netz waren hervorragend, wenn man aber vom Westen in den Osten wollte, mußte man sich auf einiges gefaßt machen. Am Ende mußte er immer noch sechs Blocks zu Fuß gehen. Da zu allem Überfluß auch noch ein

leichter Nieselregen fiel und er keinen Schirm hatte, war er naß bis auf die Haut, als er das Institut gegen Mittag erreichte.

An Wochenenden herrschte in der Leichenhalle längst nicht so viel Betrieb wie an Werktagen. Jack benutzte den Haupteingang und ließ sich von der Frau am Empfang die Tür zum Identifikationsbereich öffnen. In einem der Räume hatte sich eine Familie versammelt, die vor Kummer außer sich zu sein schien. Jack hörte lautes Schluchzen, als er an der Gruppe vorbeiging. Als erstes warf er einen Blick auf den Wochenend-Dienstplan und nahm erfreut zur Kenntnis, daß Laurie Bereitschaftsdienst hatte. Dann sah er sich die Originalliste der Fälle an, die in der vergangenen Nacht ins Institut überführt worden waren. Eilig überflog er die Namen, und dann verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Nancy Wiggins war um vier Uhr morgens eingeliefert worden! Die vorläufige Diagnose lautete Rocky-Mountain-Fleckfieber.

Zwei weitere Fälle mit dieser Diagnose standen auf der Liste: die dreiunddreißigjährige Valerie Schafer und die siebenundvierzigjährige Carmen Chavez. Jack nahm an, daß es sich um die beiden anderen Patientinnen handelte, die am Tag zuvor in der Notaufnahme des Manhattan General gelandet waren. Er ging nach unten und warf einen Blick in den Sektionssaal. An zwei Tischen wurde gearbeitet. Er konnte es nicht genau erkennen, doch aus der Körpergröße schloß er, daß Laurie an einem der Tische stand. Nachdem er sich den Schutzanzug übergezogen hatte, betrat er den Obduktionsbereich. »Was hast du denn hier zu suchen?« fragte Laurie, als sie Jack erblickte. »Du hast Wochenende und solltest dich vergnügen.«

»Ich kann eben nicht ohne meine Arbeit leben«, witzelte er und beugte sich vor, um einen Blick auf das Gesicht des Leichnams zu werfen. Er schnappte nach Luft, als ihm die leblosen Augen von Nancy Wiggins entgegenstarrten. Tot wirkte sie noch jünger als lebendig. »Hast du diese Frau gekannt?« fragte Laurie.

»Flüchtig«, erwiderte Jack.

»Es ist einfach grausam, wenn Krankenhausangestellte sich bei ihren Patienten anstecken und sterben müssen«, sagte sie. »Die Frau, die ich vor dieser obduziert habe, war Krankenschwester; sie hat ei-

nen Fall versorgt, den du gestern auf dem Tisch hattest.«

»Habe ich mir schon gedacht«, entgegnete Jack. »Und was ist mit dem dritten Fall?«

»Den habe ich mir heute morgen als erstes vorgenommen«, sagte Laurie. »Die Frau hat im Zentralmagazin gearbeitet, und ich kann mir absolut nicht erklären, wie sie sich angesteckt hat.«

»Wem erzählst du das.« Er wies auf Nancys Organe. »Was hast du gefunden?«

»Alle Anzeichen deuten auf Rocky-Mountain-Fleckfieber hin«, sagte Laurie. »Willst du dir das Gewerbe ansehen?«

»Ja, gern.«

Laurie unterbrach die Obduktion und zeigte Jack die krankhaft veränderten Organe von Nancy Wiggens. Jack stellte fest, daß sie genauso aussahen wie bei Donald Lagenthorpe.

»Da fragt man sich doch, warum nur drei Menschen erkrankt sind«, grübelte Laurie. »Die hat es allerdings schlimm getroffen. Der Zeitraum zwischen dem Auftreten der ersten Symptome und dem Tod war wesentlich kürzer als normal. Das läßt darauf schließen, daß wir es mit extrem pathogenen Erregern zu tun haben. Doch wenn das so ist - wo sind dann die anderen Patienten? Wie Janice mir berichtet hat, sind dem Krankenhaus keine weiteren Fälle bekannt.«

»Ein ähnliches Muster war bei den anderen Infektionskrankheiten auch zu erkennen«, stellte Jack fest.

Laurie warf einen Blick auf die Uhr. »Ich muß mich beeilen«, sagte sie. »Sal muß heute früher gehen.«

»Ich kann dir doch assistieren«, schlug Jack vor. »Sag Sal, daß er Feierabend hat.«

»Bist du sicher?«

»Ja. Bringen wir die Sache hinter uns.«

Sal war froh, daß er gehen durfte. Laurie und Jack gaben ein gutes Team ab. Sie beendeten den Fall zügig und verließen gemeinsam den Sektionssaal.

»Kommst du mit in die Kantine?« schlug Laurie vor. »Ich lade dich ein.«

»Gern.«

Sie erledigten sich ihrer Schutzanzüge und zogen sich in den Umkleidekabinen um. Jack wartete im Flur auf Laurie. »Du hättest nicht zu warten brauchen«, sagte sie. Dann hielt sie plötzlich inne. »Dein Gesicht ist ja ganz geschwollen.« Jack präsentierte Laurie seine Zähne, wobei er auf den angeschlagenen Schneidezahn zeigte. »Siehst du das?«

»Allerdings.« Laurie stemmte die Hände in die Hüften und kniff die Augen zusammen. »Hast du etwa mit diesem gräßlichen Fahrrad einen Sturz gebaut?« Sie sah aus wie eine zornige Mutter.

»Schön wär's«, seufzte Jack und bemühte sich zu lächeln. Dann erzählte er ihr die Geschichte von dem Überfall; nur den Teil mit Tere-se ließ er aus. Lauries vorgetäuschte Entrüstung wich schnell ungläubigem Entsetzen. »Aber das ist ja Erpressung«, rief sie.

»Ja, irgendwie schon«, sagte Jack. »Aber davon sollten wir uns das Gourmet-Essen nicht vermiesen lassen.« Sie gingen zu den Automaten in der zweiten Etage und versuchten das Beste aus ihrer Mahlzeit zu machen. Laurie nahm eine Suppe, Jack entschied sich für ein Sandwich mit Thunfischsalat.

Je mehr ich über diese Geschichte nachdenke, desto verrückter erscheint sie mir«, bemerkte Laurie. »Wie sieht denn deine Wohnung aus?«

»Ein bißchen lädiert«, erwiderte Jack. »Aber das macht nichts. Vor dem Überfall sah sie auch nicht besonders gut aus. Das schlimmste ist, daß die Typen mein Fahrrad geklaut haben.«

»Ich finde, du solltest dir eine neue Wohnung suchen«, sagte Laurie. »In deiner Gegend ist es viel zu gefährlich.«

»Aber das war erst der zweite Einbruch.«

»Du willst doch wohl heute abend nicht zu Hause bleiben, oder? Etwas Deprimierenderes kann man sich ja kaum vorstellen.«

»Nein, ich bin voll ausgebucht«, erwiderte Jack mit einem Augenzwinkern. »Es hat sich eine Gruppe von Nonnen angesagt, denen ich die Stadt zeigen soll.«

Laurie lachte. »Weiß du was? Ich bin heute abend bei meinen Eltern zum Essen eingeladen. Hättest du Lust mitzukommen?«

»Danke, das ist wirklich lieb von dir.« Jack war ehrlich gerührt.

»Ich würde mich wirklich freuen. Also, was ist?«

»Du weißt doch, daß ich eher ein ungeselliger Typ bin.«

»Ja, das ist mir nicht neu«, sagte Laurie. »Paß auf - ich will dich nicht in Verlegenheit bringen. Du kannst es dir ja noch überlegen. Um acht soll ich da sein. Du kannst mich eine halbe Stunde vorher anrufen und sagen, ob du kommst oder nicht. Hier hast du meine Nummer.« Sie schrieb ihm die Telefonnummer auf eine Serviette.

»Ich fürchte, ich gebe auf einer Abendgesellschaft nicht die beste Begleitung ab.«

»Überleg es dir. Die Einladung steht. Und jetzt muß ich mich schleunigst wieder an die Arbeit machen. Es warten noch zwei Fälle auf mich.«

Jack sah Laurie nach. Sie hatte ihn vom ersten Tag an beeindruckt, aber er hatte sie immer nur als eine kompetente Kollegin betrachtet. Jetzt fiel ihm plötzlich auf, daß sie eine gute Figur hatte und mit ihrer schönen, weichen Haut und dem kastanienbraunen Haar ziemlich attraktiv war. Sie winkte ihm noch einmal zu, und er winkte zurück. Beunruhigt stand er auf, warf seinen Abfall in die Mülltonne und machte sich auf den Weg zu seinem Büro. Im Fahrstuhl fragte er sich, was eigentlich mit ihm geschah. Er hatte Jahre gebraucht, sein Leben wieder in den Griff zu bekommen, und nun schien der Kokon, in den er sich zurückgezogen und in dem er seinen Frieden gefunden hatte, sich langsam aufzulösen.

Gegen vier hatte Jack seine Schreibarbeit weitgehend erledigt. Er verließ das Institut und ging zur U-Bahn. Als er in dem ratternden Zugabteil in die Gesichter der stummen, wie Zombies aussehenden Menschen starrte, wußte er, daß er sich dringend ein neues Fahrrad kaufen mußte. Es war nichts für ihn, sich wie ein Maulwurf unter der Erde fortzubewegen. Er betrat sein Haus und stürmte, immer gleich zwei Stufen nehmend, nach oben. Auf dem ersten Treppenabsatz hatte sich ein betrunkenen Obdachloser schlafen gelegt, doch das beeindruckte ihn nicht. Immer wenn ihm diese seelischen Beklemmungen zu schaffen machten, brachte ihm körperliche Betätigung die beste Linderung. Deshalb wollte er so schnell wie möglich auf den

Basketballplatz.

An seiner Wohnungstür zögerte er kurz, doch sie schien in den paar Stunden seiner Abwesenheit nicht berührt worden zu sein. Er schloß auf und warf einen vorsichtigen Blick in den Flur. Die Wohnung machte einen unversehrten Eindruck. Mit einem leicht flauen Gefühl im Magen steuerte er auf die Küche zu und lugte hinein. Erleichtert stellte er fest, daß niemand am Tisch saß. Dann ging er ins Schlafzimmer und holte seine Basketballsachen aus dem Schrank: eine übergroße Jogginghose, einen Rollkragenpullover und ein Sweatshirt. Eilig zog er sich um, schnappte sich sein Stirnband, klemmte sich den Basketball unter den Arm und zog die Wohnungstür hinter sich zu. Samstag nachmittags war immer viel los auf dem Platz - vorausgesetzt, das Wetter spielte mit. Als Jack das Spielfeld erreichte, zählte er vierzehn Leute, die auf ihren Einsatz warteten. Das hieß, daß er nach dem laufenden Spiel wahrscheinlich noch zwei weitere Spiele auf der Zuschauerbank ausharren mußte, bevor er selbst zum Einsatz kam.

Wen er kannte, begrüßte er mit einem dezenten Kopfnicken. Die Verhaltensregeln verboten es, jemals Gefühlsregungen zu zeigen. Nachdem er eine angemessene Weile am Rand gestanden hatte, hörte er sich ein wenig um und erfuhr, daß David ein gutes Team zusammengestellt hatte. Er kannte David. »Hast du schon ein paar gute Leute zusammen?« fragte er ihn, gab sich aber eher desinteressiert.

»Hab' ich«, erwiderte David lässig, ohne jedoch eine klare Antwort zu geben. Jack wußte inzwischen, daß das seine Art war, sich in Pose zu setzen. »Hast du schon fünf zusammen?«

Das Team von David war komplett, also mußte Jack die Prozedur wiederholen. Spit hatte glücklicherweise erst vier Spieler zusammen, und da er wußte, wie treffsicher Jack die Bälle im Korb versenkte, nahm er ihn in seine Mannschaft auf. Da sein Spiel nun gesichert war, nahm Jack seinen Ball und begann an einem der unbenutzten Seitenkörbe mit dem Aufwärmtraining. Er hatte zwar noch leichte Kopfschmerzen, und auch sein Kinn tat noch ein bißchen weh, aber ansonsten fühlte er sich erstaunlich gut.

Während Jack unermüdlich auf den Korb schmettete, tauchte War-

ren auf.

»Hey, Doc, was gibt's Neues?« fragte er, schnappte Jack den Ball weg und versenkte ihn blitzschnell im Korb. »Nicht viel«, erwiderte Jack. So lautete die korrekte Antwort. Warrens Frage war eigentlich nur eine Begrüßungsfloskel gewesen.

Ein paar Minuten lang schmetterten sie abwechselnd Bälle in den Korb, als vollzögen sie eine Art Ritual. Erst war Warren an der Reihe, und wenn er danebenwarf, was nicht oft passierte, kam Jacks Einsatz. Während der eine auf den Korb zielte, trat der andere einen Schritt zurück.

»Ich muß dich was fragen«, sagte Jack, ohne sein Wurftraining zu unterbrechen. »Hast du schon mal was von einer Gang mit dem Namen ›Black Kings‹ gehört?«

»Ja, ich glaube schon.« Warren spielte Jack den Ball zu, nachdem dieser einen Distanztreffer gelandet hatte. »Die ›Black Kings‹ sind ein paar Nieten aus der Bowery-Gegend. Wieso fragst du?«

»Nur aus Neugier«, entgegnete Jack und versenkte den Ball mit einem weiteren Sprungwurf im Korb. Er fühlte sich ziemlich gut.

Warren schnappte sich den Ball. Diesmal gab er ihn nicht an Jack zurück, sondern dribbelte ihn in seine Richtung. »Aus Neugier?« hakte er nach und durchbohrte Jack mit einem scharfen Blick. »Was soll das heißen? Bisher haben dich noch nie irgendwelche Gangs interessiert.«

»Ich habe den Namen als Tätowierung auf dem Unterarm von einem Typen gesehen«, erklärte Jack.

»War der Typ tot?« Warren wußte, womit sich Jack seinen Lebensunterhalt verdiente. »Noch nicht.«

Warren sah ihn mißtrauisch an. »Willst du mich verarschen, oder was?«

»Nein, verdammt«, entgegnete Jack. »Ich mag ja ein Weißer sein, aber doof bin ich nicht.«

Warren grinste. »Wieso haben sie dir denn die Visage poliert?«

»Hab' Bekanntschaft mit 'nem Ellbogen gemacht«, gestand Jack. »War wohl zur falschen Zeit am falschen Ort.« Warren reichte ihm den Ball. »Komm, wir spielen noch ein bißchen gegeneinander«,

sagte er. »Mal sehen, wer die meisten Punkte macht.«

Jack mußte länger warten als Warren, doch irgendwann war auch für ihn die Zeit gekommen. Er spielte gut. Warren mußte mehrmals gegen die Mannschaft von Spit antreten, und zu seinem Ärger schien sie diesmal unschlagbar zu sein. Am Ende war Jack erschöpft und völlig durchgeschwitzt. Deshalb war er froh, als sich das Spiel auflöste und alle zum Abendessen nach Hause gingen oder sich für die Samstagsparty zurechtmachten. Bis zum Nachmittag würde sich niemand mehr auf dem Spielfeld blicken lassen.

Jack genoß es jedesmal, nach dem Spiel ausgiebig heiß zu duschen. Er zog frische Sachen an und warf einen Blick in den Kühlschrank. Dort bot sich ein trauriges Bild. Die Black Kings hatten seinen kleinen Biervorrat vernichtet, und an Eßbarem fand sich auch nicht viel mehr: ein vertrocknetes Stück Cheddarkäse und zwei Eier, von denen nicht klar war, wie alt sie waren. Er klappte den Kühlschrank zu; eigentlich hatte er sowieso keinen Hunger.

Er ging ins Wohnzimmer, ließ sich auf seiner zerschlissenen Couch nieder und nahm sich eine der medizinischen Fachzeitschriften vor. Normalerweise las er abends bis halb zehn oder zehn und ging dann schlafen. An diesem Abend jedoch verspürte er trotz seines Sportprogramms noch immer eine innere Unruhe; er konnte sich einfach auf nichts konzentrieren. Er warf die Zeitschrift beiseite und starrte die Wand an. Er fühlte sich einsam, und obwohl es ihm beinahe jeden Abend so ging, drang ihm sein Leid in diesem Augenblick deutlicher ins Bewußtsein als sonst.

Spontan sprang er auf und ging an den Schreibtisch. Er holte das Telefonbuch aus der Schublade und wählte die Nummer von Willow and Heath. Während er wartete, kamen ihm Zweifel, ob um diese Uhrzeit überhaupt noch jemand abheben würde. Doch schließlich hatte er Glück. Nachdem er ein paarmal falsch verbunden worden war, hatte er Terese am Apparat. Mit pochendem Herzen erwähnte er schließlich beiläufig, daß er überlege, sich irgendwo etwas zu essen zu holen. »Soll das eine Einladung sein?«

»Ja«, stammelte er. »Vielleicht hast du ja auch noch nicht gegessen und hättest Lust mitzukommen.«

»Das ist die umständlichste Einladung, die ich je bekommen habe, seit mich Marty Berman gefragt hat, ob ich ihn zum Schülerball begleite«, entgegnete Terese und lachte. »Weißt du, wie er sich ausgedrückt hat? ›Was würdest du sagen, wenn ich dich fragen würde?««

»Dann haben Marty und ich wohl einiges gemeinsam«, bemerkte Jack.

»Kaum«, sagte Terese. »Marty war ein kleiner, dünner Fiesling. Aber um auf das Essen zurückzukommen - ich fürchte, das müssen wir auf ein anderes Mal verschieben. Ich würde dich wirklich gern sehen, aber mir sitzt diese Deadline im Nacken. Wir hoffen, daß wir unserer Kampagne heute nacht den letzten Schliff geben können. Das verstehst du doch, oder?«

»Natürlich«, erwiderte Jack. »Kein Problem.«

»Ruf mich doch morgen noch mal an«, schlug Terese vor. »Vielleicht können wir am Nachmittag einen Kaffee trinken.« Jack versprach ihr, sich wieder zu melden, und wünschte ihr viel Glück. Er fühlte sich einsamer denn je. Doch im nächsten Augenblick überraschte er sich selbst aufs neue. Er kramte Lauries Nummer hervor und rief sie an.

22. Kapitel

Sonntag, 24. März 1996, 9.00 Uhr

Jack war in eine seiner gerichtsmedizinischen Fachzeitschriften vertieft, als das Telefon klingelte. Da er an diesem Morgen noch kein Wort gesprochen hatte, klang seine Stimme ziemlich rauh. »Ich hab' dich hoffentlich nicht geweckt«, meldete sich Laurie. »Nein«, sagte Jack. »Ich bin schon seit Stunden auf.«

»Ich rufe nur an, weil du mich ausdrücklich darum gebeten hast«, entschuldigte sie sich. »Ansonsten würde ich mich hüten, jemanden am Sonntag so früh aus dem Bett zu klingeln.«

»Für mich ist es nicht früh«, beteuerte Jack. »Aber du bist doch erst spät nach Hause gekommen«, wandte Laurie ein.

»So spät war es doch gar nicht. Außerdem ist es völlig egal, wann ich schlafen gehe - ich wache immer früh auf.«

»Du wolltest ja wissen, ob in der vergangenen Nacht aus dem Manhattan General wieder irgendwelche Infektionstoten überführt worden sind«, sagte Laurie. »Es war nichts los. Wie Janice mir berichtet hat, gibt es im Moment keinen Patienten mehr mit Verdacht auf Rocky-Mountain-Fleckfieber. Das sind doch mal gute Nachrichten, oder?«

»Sehr gute sogar.«

»Meine Eltern waren schwer beeindruckt«, fügte Laurie hinzu. »Hoffentlich hat es dir gefallen.«

»Der Abend war großartig«, erwiderte Jack. »Es ist mir beinahe peinlich, daß ich so lange geblieben bin. Nochmals herzlichen Dank für die Einladung. Und richte auch deinen Eltern meinen Dank aus. Sie sind wirklich wahnsinnig gastfreundlich.«

»Irgendwann müssen wir das mal wiederholen«, schlug Laurie vor.

»Von mir aus gern.«

Nach dem Telefonat versuchte Jack sich wieder seiner Lektüre zu widmen. Doch seine Gedanken schweiften immer wieder ab zum gestrigen Abend. Er hatte sich so wohl gefühlt, daß ihn das regelrecht

verwirrte. Fünf Jahre lang war er immer für sich geblieben, und wie aus heiterem Himmel genoß er plötzlich die Gesellschaft zweier grundverschiedener Frauen. An Laurie mochte er vor allem die unkomplizierte, handfeste Art. Terese hingegen wirkte ziemlich herrisch - sogar dann, wenn ihre fürsorgliche Ader zum Vorschein kam. Doch auch ihre etwas einschüchternde Art reizte ihn in gewisser Weise; sie paßte im Grund sogar besser zu seinem eigenwilligen Lebensstil. Nachdem er Laurie nun in Gesellschaft ihrer Eltern erlebt hatte, wußte er ihre warme und offenherzige Ausstrahlung um so mehr zu schätzen. Er konnte sich vorstellen, daß sie es unter ihrem vor Selbstbewußtsein strotzenden Vater, der auch noch Herzchirurg war, nicht immer leicht gehabt hatte. Nachdem ihre Eltern sich zurückgezogen hatten, hatte Laurie versucht, ihn in ein persönliches Gespräch zu verwickeln, doch wie immer hatte er sich dagegen gestraubt. Allerdings war die Versuchung, etwas von sich preiszugeben, diesmal größer gewesen als sonst. Nach dem Gespräch mit Terese hatte er sich gewundert, wie gut es ihm bekommen war, mal mit jemandem zu reden, der sich für ihn interessierte. Bei Laurie hingegen war er wieder in seine übliche Strategie verfallen. Dabei hatte sie ihm ein paar überraschende Dinge offenbart.

Am meisten hatte er sich gewundert, daß Laurie keinen festen Partner hatte. Er war einfach davon ausgegangen, daß eine so begehrtenswerte und gefühlvolle Frau wie Laurie mit jemandem Zusammen sein mußte. Doch wie sie ihm erzählt hatte, ging sie nur äußerst selten mit Männern aus.

Schließlich widmete Jack sich wieder seiner Zeitschrift. Er las darin, bis ihn der Hunger zu einem benachbarten Imbiß trieb. Auf dem Rückweg sah er, daß sich auf dem Basketballplatz bereits die ersten Spieler eingefunden hatten. Da er immer noch nach körperlicher Verausgabung lechzte, eilte er nach Hause, zog sich um und ging auf den Platz. Er spielte etliche Stunden, leider nicht ganz so treffsicher wie am Tag zuvor. Um drei hatte Jacks Mannschaft ein weiteres Mal verloren, was bedeutete, daß er für mindestens drei Spiele aussetzen mußte. Das nahm er zum Anlaß, nach Hause zu gehen. Nachdem er geduscht hatte, versuchte er wieder zu lesen, doch seine Gedanken

kreisten um Terese. Eigentlich hatte er beschlossen, sie nicht anzurufen. Schließlich wollte er sich nicht noch einen Korb holen. Doch gegen vier überlegte er es sich anders; immerhin hatte sie ihn ausdrücklich gebeten, noch einmal anzurufen. Außerdem drängte es ihn, mit ihr zu reden. Nachdem er ihr am Tag zuvor seine halbe Geschichte anvertraut hatte, quälte ihn plötzlich das seltsame Bedürfnis, ihr auch noch den Rest zu erzählen. Irgendwie hatte er das Gefühl, ihr das schuldig zu sein.

Diesmal hatte Terese gegen eine kleine Unterbrechung ihrer Arbeit nichts einzuwenden. Sie sprudelte regelrecht über vor Freude. »Wir sind gestern abend noch ein gutes Stück vorangekommen«, verkündete sie stolz. »Morgen werden wir unserem President und dem Agenturchef eine echte Sensation präsentieren.« Schließlich kam Jack dazu, sie zu fragen, ob sie einen Kaffee mit ihm trinken wolle. Vorsichtshalber erinnerte er sie daran, daß sie selbst diesen Vorschlag gemacht habe. »Gern«, rief Terese. »Wann?«

»Von mir aus sofort.«

»Einverstanden.«

Sie verabredeten sich in einem kleinen Cafe im französischen Stil, das zwischen der 61st und der 62nd Street direkt an der Madison Avenue lag und somit nur ein paar Schritte von Willow and Heath entfernt war. Jack, der zuerst da war, ließ sich an einem Tisch am Fenster nieder und bestellte einen Espresso. Kurz darauf traf auch Terese ein. Sie winkte ihm schon von draußen zu. Am Tisch begrüßte sie ihn überschwenglich, indem sie ihm auf jede Wange ein Küßchen drückte. Sie war ziemlich aufgedreht.

Nachdem sie einen coffeinfreien Cappuccino bestellt hatte, beugte sie sich ein wenig vor und griff nach Jacks Hand. »Wie geht es dir?« fragte sie und sah ihm direkt in die Augen. Dann musterte sie sein Kinn. »Deine Pupillen wirken unverändert, und auch sonst siehst du gut aus. Ich hatte schon befürchtet, dein Gesicht würde sich grün und blau verfärben.«

»Es geht mir ziemlich gut. Ich bin selbst überrascht.«

Terese war nicht zu bremsen und verfiel zunächst in einen Monolog über ihre bevorstehende Präsentation. Dabei betonte sie immer wie-

der, wie vielversprechend sich alles entwickele. Jack ließ sie reden, bis sie ihm alles erzählt hatte. Nachdem sie ein paarmal an ihrem Cappuccino genippt hatte, fragte sie ihn, wie er denn den Samstag verbracht habe.

»Ich habe viel über unsere Unterhaltung vom Freitag abend nachgedacht«, sagte er. »Mir liegt noch etwas auf der Seele.«

»Was denn?«

»Wir haben ja recht offen miteinander geredet«, begann Jack. »Aber da ist noch etwas, das ich dir nicht erzählt habe. Ich bin es einfach nicht gewohnt, über meine Probleme zu sprechen.« Terese stellte ihre Tasse ab und musterte Jack. Die dunkelblauen Augen verrieten seine Anspannung. Auf seinem Kinn sprossen Bartstoppeln; offenbar hatte er sich noch nicht rasiert. In einer anderen Situation, dachte sie plötzlich, könnte es einem bei seinem Anblick regelrecht unheimlich werden. »Es war nicht nur meine Frau, die damals gestorben ist«, brachte er schließlich stockend hervor. »Ich habe auch meine beiden Töchter verloren. Sie sind alle beim Absturz eines Computer-Flugzeugs um Leben gekommen.« Terese schluckte.

»Und ich fühle, mich für den Tod meiner Familie verantwortlich«, fuhr er fort. »Schließlich haben sie nur meinetwegen in diesem Flugzeug gegessen.«

Terese fühlte so sehr mit ihm, daß sie für eine Weile kein Wort hervorbrachte. Dann gestand sie ihm, daß sie auch nicht ganz ehrlich gewesen war. »Ich habe dir ja erzählt, daß ich mein Kind verloren habe. Aber ich habe verschwiegen, daß es mein ungeborenes Kind war und daß ich zur gleichen Zeit erfahren mußte, daß ich keine Kinder mehr bekommen kann. Und dann hat mich der Mann verlassen, den ich gerade erst geheiratet hatte.« Die Stimmung war so emotionsgeladen, daß keiner von ihnen etwas sagen konnte. Nach ein paar Minuten brach Jack das Schweigen: Es klingt fast, als wollten wir uns gegenseitig mit unseren persönlichen Tragödien übertreffen«, sagte er und lächelte.

»Ja«, pflichtete Terese bei. »Wie zwei Depressive. Mein Therapeut wäre begeistert.«

»Was ich dir gesagt habe, war nur für deine Ohren bestimmt«, sagte

Jack schnell. »Bitte rede mit niemandem darüber.«

»Natürlich nicht«, versicherte Terese. »Das gleiche gilt für meine Geschichte. Außer meinem Therapeuten weiß niemand Bescheid.«

»Meine Geschichte kennt niemand«, entgegnete Jack. »Nicht einmal irgendein Therapeut.«

Nach diesen Offenbarungen machte sich bei beiden ein Gefühl der Erleichterung breit. Sie beschlossen, noch ein wenig über angenehmere Dinge zu plaudern. Terese, die in New York groß geworden war, war entsetzt, wie wenig Jack von der Stadt kannte. Sie versprach, ihm auf jeden Fall einmal die berühmten, vom Metropolitan Museum of Art nachgebauten Klöster zu zeigen, spätestens wenn der Frühling kam. »Es wird dir gefallen.«

»Ich freue mich jetzt schon.«

23. Kapitel

Montag, 25. März 1996, 7.30 Uhr

Jack war wütend auf sich, weil er es am Samstag nicht geschafft hatte, sich ein neues Fahrrad zu kaufen; dabei hätte er durchaus Zeit gehabt. Also mußte er ein weiteres Mal mit der U-Bahn fahren. Er hatte kurz überlegt, ob er nicht besser nach Manhattan joggen sollte. Was ihn letztendlich davon abhielt, war, daß er im Büro keine Kleidung zum Wechseln hatte. Um wenigstens für die Zukunft gerüstet zu sein, packte er sich eine Tasche mit frischen Sachen zurecht und ging zur Bahn.

Da er von der First Avenue kam, betrat er das Institut durch den Haupteingang. Überrascht registrierte er, wie viele Familien im äußeren Rezeptionsbereich warteten. Es war absolut ungewöhnlich, so früh am Morgen im Institut schon so viele Menschen anzutreffen. Irgend etwas mußte passiert sein. Die Frau am Empfang drückte den Türöffner. Jack steuerte schnurstracks den Raum an, in dem die Tagespläne erstellt wurden. An dem Tisch, an dem in der vergangenen Woche Laurie gesessen hatte, saß nun George Fonthworth, ein kleiner, etwas übergewichtiger Mann, von dessen ärztlicher Kunst Jack eine ziemlich schlechte Meinung hatte. Er war oberflächlich und übersah oft wichtige Befunde.

Jack ignorierte George und ging hinüber zu Vinnie, der wie üblich in seine Zeitung vertieft war.

»Weißt du, warum im Identifizierungsbereich so viele Leute sind?« fragte Jack, während er Vinnies Zeitung beiseite schob. »Weil sich im Manhattan General eine mittlere Katastrophe ereignet hat«, antwortete George anstelle von Vinnie, der Jack nur einen mißbilligenden Blick zuwarf. »Was für eine Katastrophe?« George klopfte auf den Aktenstapel auf seinem Tisch. »Jede Menge Meningokokken-Fälle«, sagte er. »Könnte sein, daß eine Epidemie im Anmarsch ist. Bisher haben wir acht Tote.« Jack stürzte auf Georges Schreibtisch zu und schnappte sich wahllos eine der Akten. Er suchte den Ermitt-

lungsbericht und überflog die Daten. Es war die Akte von einem gewissen Robert Caruso, der als Krankenpfleger in der Orthopädischen Abteilung des Manhattan General gearbeitet hatte.

Jack schleuderte die Akte zurück auf den Tisch und hastete zu den Büros der Pathologie-Assistenten. Zu seiner Erleichterung war Janice noch an ihrem Arbeitsplatz; wie immer machte sie Überstunden.

Sie sah furchtbar aus. Sie hatte dunkle Ringe unter den Augen und wirkte so erledigt, daß man sie für eine mißhandelte Frau hätte halten können. Als sie Jack sah, ließ sie ihren Kugelschreiber fallen, lehnte sich zurück und schüttelte den Kopf. »Vielleicht muß ich mir bald einen neuen Job suchen«, seufzte sie. »Lange halte ich das nicht mehr aus. Gott sei Dank habe ich morgen und übermorgen frei.«

»Was ist denn passiert?« fragte Jack.

»Begonnen hat das Drama schon während der letzten Schicht«, erklärte Janice. »Der erste Fall ist uns gestern abend gegen halb sieben gemeldet worden. Der Patient war um sechs gestorben.«

»Ein Patient von der Orthopädischen Station?« fragte Jack. »Woher wissen Sie das?«

»Ich hatte eben die Akte eines Krankenpflegers von der Orthopädischen Abteilung in der Hand.«

»Ja, das war Mr. Caruso«, sagte Janice und gähnte. Sie entschuldigte sich und fuhr fort: »Kurz nachdem ich gestern abend um elf hier angetreten bin, ging es Schlag auf Schlag. Ich bin pausenlos angerufen worden. Die ganze Nacht bin ich nur hin- und hergefahren. Ich bin vor zwanzig Minuten aus dem Manhattan General zurückgekommen. Eins sage ich Ihnen: Das ist schlimmer als alle Fälle der vergangenen Woche. Eine der Toten ist ein neunjähriges Mädchen. Ist das nicht grauenhaft?«

»War sie mit dem ersten Opfer verwandt?«

»Ja, sie war seine Nichte.«

»Hat sie ihren Onkel im Krankenhaus besucht?«

»Ja, gestern mittag. Aber Sie glauben doch nicht im Ernst, daß das irgendwas mit ihrem Tod zu tun hat? Sie ist gerade mal zwölf Stunden nach dem Besuch gestorben.«

»Unter bestimmten Umständen können Meningokokken extrem ge-

fährlich sein und ganz schnell zum Tod führen«, entgegnete Jack. »Es ist durchaus möglich, daß ein Mensch innerhalb weniger Stunden nach der Infektion stirbt.«

»Im Krankenhaus herrscht jedenfalls eine ganz schöne Panik.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Jack. »Wie lautet denn der Name des ersten Opfers?«

»Carlo Pacini«, erwiderte Janice. »Aber mehr kann ich Ihnen nicht über ihn sagen. Er ist vor meiner Schicht gestorben. Steve Mariott hat sich um den Fall gekümmert.«

»Darf ich Sie um einen Gefallen bitten?« fragte Jack. »Kommt drauf an. Ich bin todmüde.«

»Bitte sagen Sie Bart, daß ich die Krankenblätter von sämtlichen Opfern brauche, die bei diesen Ausbrüchen jeweils als erste gestorben sind. Nodelman, Susanne Hard, Lagenthorpe und Pacini. Glauben Sie, Sie können die Unterlagen für mich zusammentragen?«

»Natürlich«, versicherte Janice. »Die Fälle sind ja allesamt noch nicht abgeschlossen.«

Jack erhob sich und klopfte ihr freundschaftlich auf die Schulter. »Vielleicht sollten Sie auf Ihrem Nachhauseweg kurz in der Klinik vorbeischaun«, empfahl er ihr. »In Ihrem Fall wäre eine Chemoprophylaxe vielleicht angebracht.« Janice riß ihre Augen weit auf. »Glauben Sie wirklich, daß das nötig ist?«

»Vorsicht ist besser als Nachsicht«, erwiderte Jack. »Aber das können Sie ja mit einem Spezialisten für Infektionskrankheiten besprechen. Die wissen da besser Bescheid. Soweit ich weiß, gibt es sogar einen Kombinationsimpfstoff; allerdings dauert es ein paar Tage, bis er wirkt.«

Er eilte zurück in den Identifizierungsraum und fragte George nach der Akte über Carlo Pacini.

»Die habe ich nicht«, sagte George. »Laurie ist heute früher gekommen als sonst, und als sie von dem neuen Desaster gehört hat, wollte sie den Fall unbedingt übernehmen. Sie hat die Akte mitgenommen.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»In ihrem Büro«, antwortete Vinnie und lugte kurz hinter seiner

Zeitung hervor.

Jack hastete hinauf in Lauries Büro. Anders als er, studierte sie jede Akte gründlich und in aller Ruhe, bevor sie die Autopsie vornahm.

»Ziemlich beängstigend, würde ich sagen«, bemerkte sie, als sie Jack sah.

»Absolut furchterregend.« Jack zog sich den Stuhl von Lauries Kollegen heran und nahm neben ihr am Schreibtisch Platz. »Jetzt ist genau das eingetreten, was ich die ganze Zeit befürchtet habe. Hast du schon irgend etwas Interessantes herausgefunden?«

»Nicht viel«, gestand Laurie. »Pacini ist am Samstag aber mit einer gebrochenen Hüfte eingeliefert worden. Offenbar hatte er Probleme mit den Knochen; in den vergangenen Jahren hatte er mehrere Frakturen.«

»Paßt genau in das Muster«, bemerkte Jack. »Was für ein Muster?«

»Alle Patienten, die als erste eine der in den letzten Tagen ausgebrochenen Infektionen zum Opfer gefallen sind, haben an irgendeiner chronischen Krankheit gelitten«, erklärte Jack. »Viele Patienten, die stationär behandelt werden, leiden unter chronischen Krankheiten«, gab Laurie zu bedenken. »Ich würde sogar sagen, die meisten. Aber was soll das mit unseren Fällen zu tun haben?«

»Ich kann dir sagen, was in seinem paranoiden Hirn vorgeht«, meldete sich plötzlich Chet zu Wort, der in der Tür zu Lauries Büro aufgetaucht war. Er kam herein und blieb neben dem zweiten Schreibtisch stehen. »Er hegt einen tiefen Groll gegen AmeriCare. Deshalb bildet er sich ein, daß die Leute von AmeriCare hinter all dem Ärger stecken, daß sie eine Verschwörung angezettelt haben.«

»Ist das wahr?« fragte Laurie.

»Ich bilde mir nicht nur ein, daß sie eine Verschwörung angezettelt haben«, entgegnete Jack. »Es liegt klar auf der Hand.«

»Und was stellst du dir konkret unter - dieser ›Verschwörung‹ vor?« wollte Laurie wissen.

»Er glaubt, daß diese seltenen Krankheiten mit Absicht verbreitet werden«, antwortete Chet und faßte Jacks Theorie kurz zusammen.

Laurie warf Jack einen fragenden Blick zu. Jack zuckte mit den Achseln.

»Es gibt jede Menge unbeantworteter Fragen«, sagte er. »Wie bei nahezu jedem Ausbruch einer Infektionskrankheit«, entgegnete Laurie. »Also wirklich, Jack! Das klingt alles ziemlich weit hergeholt. Ich hoffe, du hast den Managern des Manhattan General diese Theorie noch nicht dargelegt.«

»Doch, das hab' ich«, gestand Jack. »Ich habe den Labordirektor gefragt, ob er etwas mit der Sache zu tun hat. Er ist nämlich ziemlich sauer auf die Klinikleitung, weil man ihm sein Budget gekürzt hat. Daraufhin hat er umgehend die Beauftragte für die Überwachung von Infektionskrankheiten informiert. Ich kann mir gut vorstellen, daß die beiden auch die Krankenhausleitung von meinem Auftritt informiert haben.«

Laurie lachte kurz auf. »Das darf nicht wahr sein! Kein Wunder, daß man dich im Manhattan General zur Persona non grata erklärt hat.«

»Aber du mußt doch zugeben, daß im General ziemlich viele, äußerst fragwürdige Nosokominalinfektionen aufgetreten sind«, verteidigte sich Jack.

»Nicht einmal da bin ich mir so sicher«, widersprach Laurie. »Sowohl bei der Tularämie-Patientin als auch bei dem Patienten mit Rocky-Mountain-Fleckfieber sind die Krankheiten innerhalb von acht- undvierzig Stunden nach der Einlieferung aufgetreten. Laut Definition handelt es sich also keineswegs um Nosokomial-Infektionen.«

»Formal ist das richtig«, mußte Jack zugeben. Aber...«

»Außerdem sind all diese Krankheiten in New York nicht zum erstenmal aufgetreten«, unterbrach in Laurie. »Ich habe in den vergangenen Tagen einiges darüber nachgelesen. Zum Beispiel hat es neunzehnhundertsiebenundachtzig einen schlimmen Ausbruch von Rocky-Mountain-Fleckfieber gegeben.«

»Danke, Laurie«, sagte Chet. »Das gleiche habe ich ihm auch schon klarzumachen versucht. Sogar Calvin hat ihn darauf hingewiesen.«

»Und wie erklärst du dir, daß sich jedesmal Mitarbeiter aus dem Zentralmagazin angesteckt haben?« insistierte Jack. »Und was sagst du zu dem rasanten Tempo, in dem die Patienten am Rocky-Mountain-Fleckfieber zugrunde gegangen sind? Am Samstag hast du

dir diese Frage selbst noch gestellt.«

»Natürlich zerbreche ich mir darüber den Kopf«, gab Laurie zu. »Aber es sind genau die Fragen, die man sich bei jeder epidemiologischen Untersuchung stellen muß.«

Jack seufzte. »Tut mir leid«, entgegnete er. »Ich bin der festen Überzeugung, daß hier etwas höchst Ungewöhnliches vor sich geht. Ich habe schon die ganze Zeit befürchtet, daß eine Epidemie ausbricht. Mit dem Auftreten der Meningokokken könnte es nun soweit sein. Ich bin wirklich gespannt, ob auch diese Infektion wieder im Sande verläuft. Natürlich wäre ich froh darüber, andererseits werde ich dann aber noch mißtrauischer. Immerhin ist es absolut ungewöhnlich, daß jedesmal ein paar krasse Fälle auftreten - und dann nichts weiter passiert.«

»Hast du mal daran gedacht, daß jetzt die Jahreszeit für Meningokokken ist?« fragte Laurie. »So ungewöhnlich finde ich es nicht, wenn ein paar Leute daran erkranken.«

»Laurie hat recht«, mischte Chet sich ein. »Aber wie dem auch sei - ich mache mir vor allem Sorgen, daß du dich noch weiter in den Schlamassel hineinreitest. Du bist wie ein Hund, der nicht von seinem Knochen lassen kann. Sieh die Sache doch einfach etwas lockerer! Ich will nicht, daß du gefeuert wirst! Versprich mir wenigstens, daß du dich nicht mehr im Manhattan General blicken läßt.«

»Das kann ich nicht versprechen«, erwiderte Jack. »Schließlich haben wir einen neuen Ausbruch. Meningokokken brauchen keine Arthropoden, die ohnehin nur äußerst selten auftreten. Hier haben wir es mit einer Krankheit zu tun, die durch die Luft übertragen wird, und ich denke, das ist Grund genug, noch mal eine Ausnahme von der Regel zu machen.«

»Jetzt mach mal halblang«, rief Laurie. »Hast du die Warnung von diesen Schlägertypen schon vergessen?«

»Was ist los?« fragte Chet. »Was für Schläger?«

»Ein paar Typen aus einer Straßengang haben Jack am Wochenende einen reizenden Besuch abgestattet«, erwiderte Laurie.

»Zumindest eine der New Yorker Banden scheint ihr Geld mit Erpressungen zu verdienen.«

»Das müßt ihr mir jetzt aber mal erklären«, forderte Chet.

Laurie erzählte ihm alles, was sie über Jacks Begegnung mit den Black Kings wußte.

»Und nach dieser Abreibung willst du dich im Ernst noch einmal dort blicken lassen?« Chet war fassungslos.

»Ich werde vorsichtig sein«, versprach Jack. »Außerdem bin ich noch gar nicht sicher, ob ich wirklich rüberfahre oder nicht.«

Chet verdrehte die Augen. »Ich glaube, du wärst doch besser ein Vorstadt-Augenarzt geblieben.«

»Was soll das denn nun wieder bedeuten?« fragte Laurie.

»Schluß jetzt«, sagte Jack und stand auf. »Genug ist genug. Auf uns wartet jede Menge Arbeit.«

Als Jack, Laurie und Chet den Sektionssaal verließen, war es bereits nach ein Uhr mittags. George hatte zunächst bezweifelt, daß es wirklich notwendig war, sämtliche Meningokokken-Fälle zu obduzieren, doch die drei hatten darauf bestanden, und schließlich hatte George nachgegeben. Einige der Toten untersuchten sie gemeinsam, andere nahmen sie sich einzeln vor. Besonders gründlich obduzierten sie Carlo Pacini, der das erste Opfer gewesen war und auf der Orthopädischen Station gelegen hatte. Des weiteren untersuchten sie zwei Krankenschwestern, einen Hilfspfleger, zwei Personen, die Carlo Pacini besucht hatten, unter ihnen auch das neunjährige Mädchen und - was für Jack von besonderer Bedeutung war - eine Frau, die im Zentralmagazin gearbeitet hatte. Nachdem sie ihre anstrengende Arbeit beendet hatten, gingen sie gemeinsam in die Kantine.

Ich hab' noch nicht viele Meningokokken-Fälle obduziert«, eröffnete Laurie das Gespräch. »Aber was ich heute auf dem Tisch hatte, hat mich wirklich geschockt.«

»Dramatischere Fälle des Waterhouse-Friederichsen-Syndroms gibt es wohl nicht«, stimmte Chet ihr zu. »Von diesen Menschen hatte keiner eine Chance. Die Bakterien sind wie eine Mongolenhorde über ihre Körper hergefallen. Unglaublich, wie viele innere Blutungen sie hatten. Eins sag ich euch - ich hab einen Riesenschiß!«

»Heute morgen habe ich meinen Mondanzug zum erstenmal als

wahren Segen empfunden«, sagte Jack. »Unfaßbar, wieviel Gangrän sich an den Extremitäten gebildet hatte. Das war ja noch schlimmer als bei den Pestfällen vergangene Woche.«

»Was mich am meisten überrascht hat, wie wenig von der Meningitis zu erkennen war«, bemerkte Laurie. »Sogar bei dem Mädchen war die Hirnhaut kaum entzündet; gerade bei ihr hätte ich viel deutlichere Merkmale erwartet.«

»Ich habe mich vor allem über das Ausmaß der Pneumonitis gewundert«, sagte Jack. »Wir haben es doch eigentlich mit einer Infektionskrankheit zu tun, die durch die Luft übertragen wird. Normalerweise werden dabei die oberen Bereiche des Atmungstraktes befallen, nicht die Lungen.«

»Sind die Bakterien einmal im Blut, gelangen sie ganz einfach in die Lungen«, erklärte Chet. »Es wurde ja offenbar im Gefäßsystem aller Opfer eine große Menge an Meningokokken festgestellt.«

»Hat einer von euch mitbekommen, ob inzwischen noch weitere Fälle hereingekommen sind?« fragte Jack. Chet und Laurie sahen einander an und schüttelten dann beide den Kopf.

Jack erhob sich und schob geräuschvoll seinen Stuhl zurück. Dann ging er zum Wandtelefon, wählte die Nummer der Telefonzentrale und stellte einem der Vermittler die gleiche Frage. »Also, wenn das nicht komisch ist«, sagte er, als er an den Tisch zurückkam. »Es gibt keine weiteren Fälle.«

»Ich finde, das ist ein ziemlich gute Nachricht«, sagte Laurie. »Dem kann ich nur zustimmen«, schloß Chet sich an. »Kennt einer von euch irgendeinen Internisten im Manhattan General?« fragte Jack.

»Ja«, erwiderte Laurie. »Eine meiner früheren Kommilitoninnen arbeitet im General.«

»Wie wär's, wenn du sie einfach mal anrufst und fragst, ob sie zur Zeit irgendwelche Patienten mit Meningokokkenmeningitis in Behandlung haben?« schlug Jack vor.

Laurie zuckte mit den Schultern, stand auf und ging hinüber zum Telefon. »Ich mag diesen Blick in deinen Augen nicht«, sagte Chet.

»Ich kann es doch auch nicht ändern«, entgegnete Jack. »Es tau-

chen schon wieder äußerst beunruhigende Fakten auf. Gerade haben wir die schlimmsten Fälle von Meningokokkenmeningitis zu sehen bekommen, und dann - bumm! Kein einziger, weiterer Fall - als hätte jemand einen Wasserhahn zuge dreht. Es ist genauso gekommen, wie ich es euch prophezeit habe.«

»Ist das nicht charakteristisch für die Krankheit?« fragte Chet. »Ich meine, daß sie sich ausbreitet und dann wieder verschwindet.«

»Aber doch nicht so schnell«, erwiderte Jack und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Mir ist da gerade etwas eingefallen. Wir wissen doch, wer bei diesem neuen Ausbruch das erste Opfer war. Hast du eine Ahnung, wer zuletzt gestorben ist?«

»Nein, aber das können wir ja in den Akten nachsehen?« sagte Chet.

In diesem Augenblick kam Laurie zurück. »Derzeit gibt es keinen weiteren Fall von Meningokokkenmeningitis«, berichtete sie. »Aber die haben dort keineswegs das Gefühl, über den Berg zu sein. Sie haben eine großangelegte Impf- und Chemoprophylaxe-Kampagne gestartet. In der Klinik herrscht offenbar das totale Chaos.«

Jack und Chet kommentierten Lauries Nachrichten nur mit einem unverständlichen Gegrummel. Sie waren damit beschäftigt, die Akten nochmals durchzugehen, und sich auf ihren Servietten Notizen zu machen. »Was macht ihr da eigentlich?« fragte Laurie. »Wir versuchen herauszufinden, wer als letzter gestorben ist«, erklärte Jack. »Und wozu?«

»Das weiß ich selbst noch nicht genau.«

»Ich hab's«, rief Chet. »Die letzte war Imogene Philbertson.«

»Bist du sicher?« fragte Chet. »Zeig mal her.« Chet drehte den zur Hälfte ausgefüllten Totenschein um. Auf der Rückseite war die Uhrzeit notiert. »Das gibt's doch gar nicht«, rief Jack. »Was ist denn?« fragte Laurie.

»Sie war diejenige, die im Zentralmagazin gearbeitet hat«, erklärte Jack.

»Ist das denn von Bedeutung?«

Jack dachte ein paar Minuten nach und schüttelte dann den Kopf. »Ich weiß es einfach nicht. Ich muß mir erst noch einmal die anderen

Akten vornehmen. Wie ihr wißt, war von jeder Krankheit eine Mitarbeiterin aus dem Zentralmagazin betroffen. Möglicherweise habe ich bisher übersehen, daß sie jeweils das letzte Opfer waren.«

»Ihr wart ja nicht gerade beeindruckt von meiner Neuigkeit.«

»Doch, ich schon«, entgegnete Chet. »Und Jack betrachtet das als Bestätigung seiner Theorie.«

»Ich fürchte nur, diese Nachricht könnte unseren hypothetischen Terroristen frustrieren«, bemerkte Jack. »Und es könnte ihm eine unglückselige Lektion erteilen.« Laurie und Chet verdrehten die Augen und stöhnten laut auf. »Jetzt paßt mal auf, ihr beiden«, sagte Jack. »Vielleicht könntet ihr mir einfach mal kurz zuhören. Damit wir nicht schon wieder über das gleiche streiten, laßt uns doch für einen Moment davon ausgehen, daß wirklich irgendein Verrückter versucht, diese Mikroben zu verbreiten und eine Epidemie auszulösen. Zuerst wählt er die unheimlichsten, exotischsten Krankheiten aus, die ihm in den Sinn kommen, aber er weiß nicht, daß sie sich nicht besonders gut von einem Patienten auf den nächsten übertragen. Nach ein paar Fehlschlägen erkennt er das und entscheidet sich für eine Krankheit, die durch die Luft übertragen wird. Aber ihm unterläuft wieder ein Fehler: Die Meningokokkenmeningitis überträgt sich auch nicht so einfach von Mensch zu Mensch. Sie wird hauptsächlich von Menschen übertragen, die gegen den Erreger immun sind, ihn aber durch Kontakt zu ihren Mitmenschen weitergeben. Jetzt ist unser Verrückter vollends frustriert. Allerdings weiß er spätestens zu diesem Zeitpunkt, was er in Wahrheit braucht: eine Krankheit, die sich über die Luft von einem Kranken auf den anderen überträgt.«

»Und welche Krankheit würdest du in diesem hypothetischen Szenario auswählen?« fragte Chet ein wenig von oben herab. »Mal überlegen«, erwiderte Jack und dachte kurz nach. »Ich glaube, ich würde es mit einer antibiotikaresistenten Diphtherie versuchen oder sogar mit Keuchhusten. Gerade diese Krankheiten, die man schon lange kennt und unter Kontrolle zu haben glaubt, treten heute wieder gehäuft auf. Aber wißt ihr, womit unser Verrückter sein Ziel perfekt erreichen könnte? Mit Influenza! Mit Hilfe eines pathologischen In-

fluenza-Stammes.«

»Was für eine entsetzliche Vorstellung!« murmelte Chet. Laurie stand auf. »Ich muß zurück an die Arbeit«, sagte sie. »Außerdem klingt das in meinen Ohren alles viel zu hypothetisch.«

Chet erhob sich ebenfalls.

»Wollt ihr denn zu meinen Überlegungen gar nichts sagen?«

»Du weißt doch, wie wir darüber denken«, sagte Chet. »Du steigst dich viel zu sehr in diese Geschichte hinein. Je mehr du über diesen Quatsch nachdenkst und davon redest, desto fester scheinst du an dein Phantasiegebilde zu glauben. Meine Güte, überleg doch mal! Wenn wir es mit einer einzigen Krankheit zu tun hätten, okay, aber wir haben schon vier! Wo sollte dein Verrückter denn seine Mikroben herbekommen? So was bekommt man schließlich nicht im Tante-Emma-Laden um die Ecke! Wir sehen uns im Büro.«

Jack sah Laurie und Chet nach, wie sie ihre Abfälle wegwarfen und die Kantine verließen. Er blieb noch eine Weile sitzen und dachte über Chets Worte nach. Chet hatte ihn auf etwas gebracht, an das er noch gar nicht gedacht hatte. Wo konnte man sich pathologische Bakterien besorgen? Er hatte beim besten Willen keine Ahnung. Er stand auf und streckte sich. Als er ins Büro kam, war Chet bereits in seine Akten vertieft; er blickte nicht einmal auf. Jack setzte sich an seinen Schreibtisch und stapelte sämtliche Akten und all seine Notizen zu den jüngsten Infektionsfällen vor sich auf. Dann sah er nach, wann genau die Frauen aus dem Zentralmagazin gestorben waren. Insgesamt waren es vier. Jack konnte sich vorstellen, daß die Abteilungsleiterin eifrig auf der Suche nach neuem Personal sein mußte, um diesen ungeheuren Aderlaß wettzumachen. Als er die Todesuhrzeiten der Frauen notiert hatte, sah er nach, wann die übrigen Infektionsopfer gestorben waren. Für die wenigen Fälle, die er nicht selbst obduziert hatte, erfragte er die Daten telefonisch bei Bart Arnold, dem Vorgesetzten der Pathologie-Assistenten.

Als er alle Informationen zusammen hatte, sah er sofort, daß bei jedem der Krankheitsausbrüche eine Frau aus dem Zentralmagazin das letzte Opfer gewesen war. Das deutete darauf hin - auch wenn es mit Sicherheit kein Beweis war -, daß diese Frauen sich auch jeweils

zuletzt angesteckt hatten. Jack wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, doch er war immerhin auf ein äußerst interessantes Detail gestoßen.

»Ich muß doch noch mal rüber zum Manhattan General«, sagte er plötzlich und sprang auf.

Chet blickte nicht einmal auf. »Tu, was du nicht lassen kannst«, sagt er resigniert. »Meine Ratschläge interessieren dich ja sowieso nicht.«

Jack zog sich seine Bomberjacke an. »Nimm's nicht persönlich. Ich weiß es wirklich zu schätzen, daß du dir solche Sorgen um mich machst. Aber ich kann nicht anders. Ich muß herausfinden, wie das mit dem Zentralmagazin zusammenhängt. Natürlich könnte es auch reiner Zufall sein, da stimme ich dir zu. Aber das kommt mir doch eher unwahrscheinlich vor.«

»Was ist, wenn Bingham sich hier meldet?« fragte Chet. »Und was ist mit diesen Schlägern, von denen Laurie gesprochen hat? Du weißt ja wohl, daß du ein großes Risiko eingehst.«

»So ist das Leben«, entgegnete Jack. Auf dem Weg zur Tür klopfte er Chet auf die Schulter. Er war noch nicht über die Schwelle, als sein Telefon klingelte. Er zögerte; die meisten Anrufe für ihn kamen aus dem Labor. »Soll ich abnehmen?« fragte Chet.

»Nein. Ich bin ja noch hier. Also kann ich auch ans Telefon gehen.« Er nahm den Hörer ab.

»Was für ein Glück, daß du da bist!« rief Terese erleichtert. »Ich hatte schon eine panische Angst, dich womöglich nicht zu erreichen - oder zumindest nicht rechtzeitig.«

»Was, um Himmels willen, ist denn los?« fragte Jack. Sein Puls begann zu rasen. Am Klang von Terese' Stimme hörte er, daß sie vollkommen außer sich war.

»Eine Katastrophe«, sagte sie. »Ich muß dich sofort sehen. Können wir uns in deinem Büro treffen?«

»Was gibt es denn?«

»Ich kann jetzt nicht reden«, erwiderte Terese. »Bei allem, was passiert ist, kann ich nichts mehr riskieren. Ich muß dich unbedingt treffen.«

»Wir stecken hier selbst mitten in einer Katastrophe«, sagte Jack.
»Ich war schon fast aus der Tür.«

»Es ist mir wirklich wichtig«, flehte Terese. »Bitte!« Als ihm durch den Kopf schoß, wie bereitwillig sie ihm wenige Tage zuvor geholfen hatte, gab er sofort nach. »Okay«, sagte er. »Da ich das Institut sowieso gerade verlassen wollte, komme ich dir entgegen. Wo treffen wir uns?«

»Willst du in Richtung City oder in die andere Richtung?«

»In die andere Richtung.«

»Dann treffen wir uns in dem Cafe von gestern.«

»Gut. Ich bin in ein paar Minuten da.«

»Wunderbar! Ich erwarte dich!« rief Terese erleichtert und legte auf.

Jack warf Chet einen vorsichtigen Blick zu. »Hast du gehört, was sie gesagt hat?« fragte er.

»So laut, wie sie geredet hat, mußte ich ja mithören«, erwiderte Chet. »Hast du eine Ahnung, was passiert sein könnte?«

»Nein, absolut nicht.«

Wie versprochen machte Jack sich sofort auf den Weg. Er nahm ein Taxi. Trotz des relativ starken Nachmittagsverkehrs kamen sie zügig voran.

Das Cafe war überfüllt. Er entdeckte Terese am Ende einer langen Tischreihe und nahm gegenüber von ihr Platz. Sie machte keine Anstalten aufzustehen. In ihrem eleganten Kostüm sah sie äußerlich aus wie immer. Doch es war offenkundig, daß sie wütend war; ihr Kinn bebte.

Sie beugte sich ein wenig zu ihm vor. »Du wirst nicht glauben, was ich dir jetzt erzähle«, preßte sie mühsam hervor. »Ist deine Präsentation bei den Chefs nicht gut angekommen?« fragte Jack. Es war das einzige, womit er sich ihren Zustand erklären konnte.

Terese winkte ab. »Ich habe die Präsentation abgeblasen.«

»Aber warum denn?«

»Weil ich so klug war, mich zum Frühstück mit einer Bekannten zu treffen, die bei der National Health arbeitet«, sagte Terese. »Sie ist die stellvertretende Leiterin der Marketing-Abteilung und war zufäl-

lig mit mir zusammen auf dem Smith-College. Irgend etwas muß mit mir durchgegangen sein, als ich geglaubt habe, die Kampagne durch sie an ein paar höhere Tiere herantragen zu können. Ich war so zuversichtlich, und dann hat sie mir den totalen Schock versetzt. Sie hat mir klargemacht, daß die Kampagne nicht die geringste Chance hätte, jemals eingesetzt zu werden.«

»Aber wieso denn nicht?« fragte Jack. Auch wenn er Werbung im Gesundheitswesen verabscheute - die Spots, die Terese gemacht hatte, waren die besten, die er je gesehen hatte. »Weil die Leute von der National Health schon in Panik geraten, wenn das Wort Nosokomialinfektion auch nur erwähnt wird«, erklärte Terese wütend. Dann beugte sie sich wieder vor und flüsterte: »Offenbar hatten sie in der letzten Zeit selbst mit ein paar Problemchen zu kämpfen.«

»Weißt du Näheres?«

»Mit den Infektionen im Manhattan General sind die Fälle wohl nicht zu vergleichen«, sagte Terese. »Aber ernst war es schon. Es hat sogar ein paar Tote gegeben. Für mich ist das schlimmste an dieser Geschichte, daß unsere eigenen Kundenbetreuer genau Bescheid wußten. Helen Robinson und ihr Chef, Robert Barker, wollen mich ins offene Messer laufen lassen.«

»Das ist ja ziemlich kontraproduktiv«, stellte Jack fest. »Ich dachte immer, in einer Werbeagentur ziehen alle gemeinsam am gleichen Strang.«

»Kontraproduktiv!« brüllte Terese so laut, daß sich die Gäste an den Nebentischen umdrehten. Sie schloß für ein paar Sekunden die Augen, um sich wieder zu beruhigen. »Ich würde das etwas krasser ausdrücken«, erklärte sie schließlich und bemühte sich, nicht wieder loszuschreiben. »Die Worte, die ich benutzen würde, wenn ich das Verhalten dieser Kollegen beschreiben sollte, würden selbst einem Seemann die Schamesröte ins Gesicht treiben. Die beiden haben mich absichtlich im dunkeln tappen lassen. Sie haben es darauf angelegt, mich lächerlich zu machen. Das war keineswegs ein Versehen!«

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Jack. »Ich sehe, wie es dich aufregt.«

»Das ist stark untertrieben«, entgegnete Terese. »Wenn ich in den

nächsten Tagen nicht mit einer neuen Kampagne aufwarte, kann ich meine Hoffnung auf einen Aufstieg in der Firma endgültig beerdigen.«

»In den nächsten Tagen?« hakte Jack nach. »Wenn ich daran denke, was du mir gezeigt hast - und wieviel Arbeit darin steckte -, dann kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie du das schaffen willst.«

»Da hast du vollkommen recht«, sagte sie. »Und das ist genau der Punkt, weshalb ich dich so dringend sprechen wollte. Ich brauche eine neue Anregung. Die Idee, etwas über Infektionen zu machen, war doch auch von dir - beziehungsweise du hast uns überhaupt erst auf den Gedanken gebracht. Fällt dir vielleicht noch irgendein anderes Konzept ein? Ich bin völlig verzweifelt!« Jack starrte in die Ferne und versuchte nachzudenken. Er befand sich wirklich in einer kuriosen Situation. Er hatte für Werbung nicht das geringste übrig, und nun saß er da und zermartete sich das Hirn, um Terese eine brauchbare Idee zu liefern. Doch nach allem, was sie für ihn getan hatte, wollte er ihr unbedingt helfen. »Was mir an der Werbung im Gesundheitswesen so mißfällt, ist vor allem, daß sie von vorn bis hinten nur auf Oberflächlichkeit basiert«, erklärte Jack. »Wenn man nicht gezielt die Qualitätsunterschiede in den Vordergrund stellt, unterscheiden sich AmeriCare und National Health und all die anderen Riesenunternehmen in fast nichts voneinander.«

»Das ist mir ganz egal«, entgegnete Terese. »Gib mir einfach einen Tip.«

»Das einzige, was mir im Moment einfällt, ist, daß man vielleicht das Thema ›Warten‹ in einem Spot verbraten könnte«, schlug er vor.

»Wieso ›Warten‹? Das mußt du mir erklären!«

»Es ist doch so, daß niemand gern wartet, bis der Arzt endlich Zeit für ihn hat«, sagte Jack. »Trotzdem müssen alle ständig warten. Etwas, das alle nervt.«

»Du hast recht!« rief Terese aufgeregt. »Super! Ich sehe schon den Slogan vor mir: Bei der National Health muß niemand warten! Oder noch besser. Wir warten auf Sie, nicht Sie auf uns! Die Idee ist einfach klasse. Du bist ein Genie! Willst du nicht bei uns anfangen?«

Jack mußte lachen. »Na, was dabei wohl herauskäme«, sagte er. »Ich glaube, ich bin im Moment mit meinem eigenen Job ausgelastet.«

»Ist schon wieder etwas passiert?« fragte Terese. »Du hast vorhin gesagt, daß ihr mitten in einer Katastrophe steckt.«

»Es gibt wieder Probleme im Manhattan General«, erwiderte Jack. »Diesmal ist eine Krankheit ausgebrochen, die durch Meningokokken hervorgerufen wird. Sie ist äußerst gefährlich und verläuft oft tödlich.«

»Wie viele Fälle hat es gegeben?«

»Acht Tote. Diesmal hat es auch ein Kind getroffen.«

»Wie furchtbar. Glaubst du, daß die Krankheit sich noch weiter ausbreiten könnte?«

»Zuerst habe ich das befürchtet«, erklärte Jack. »Ich war ziemlich sicher, daß wir es diesmal mit einer richtigen Epidemie zu tun bekommen würden. Aber dann war Ruhe. Seltsamerweise hat sich die Krankheit nicht weiter verbreitet.«

»Ich hoffe nur, daß daraus kein Geheimnis gemacht wird«, bemerkte Terese. »Wie bei den Leuten, die im National-Health-Krankenhaus an was auch immer gestorben sind.«

»Da mach dir mal keine Sorgen«, beruhigte sie Jack. »Dieser Vorfall wird bestimmt nicht geheimgehalten. Wie ich gehört habe, ist das ganze Krankenhaus in Aufruhr. Aber das werde ich gleich mit eigenen Augen sehen. Ich bin nämlich auf dem Weg dorthin.«

»Um Gottes willen, laß dich da bloß nicht blicken!« ermahnte ihn Terese. »Hast du denn so ein schwaches Gedächtnis?«

»Jetzt klingst du genau wie meine Kollegen«, entgegnete Jack. »Ich finde es wirklich rührend, daß du dir solche Sorgen um mich machst, aber ich muß mich trotzdem noch einmal vor Ort umsehen. Irgendwie sagt mir mein Gefühl, daß diese Krankheiten mit Absicht verbreitet werden. Und mein Gewissen erlaubt es mir nicht, einfach darüber hinwegzusehen.«

»Hast du denn gar keine Angst?«

»Ich werde vorsichtig sein.«

Terese schnaubte verächtlich. »Vorsicht scheint mir in dieser Situa-

tion nicht auszureichen - jedenfalls nicht, wenn ich daran denke, wie du mir diese Gangster beschrieben hast.«

»Ich muß das Risiko eingehen«, erklärte Jack schlicht. »Was ich einfach nicht verstehe, ist, warum du dich so über diese Infektionskrankheiten aufregst. Irgendwo habe ich gelesen, daß sie sowieso wieder auf dem Vormarsch sind.«

»Das stimmt«, sagte Jack. »Aber das ist etwas völlig anderes als eine absichtliche Verbreitung von Bakterien. Es liegt unter anderem an dem unvernünftigen Umgang mit Antibiotika, an der Verstädterung und an der Zerstörung der Urwälder.«

»Jetzt reicht's aber«, wies Terese ihn zurecht. »Ich mache mir Sorgen, weil dir womöglich etwas zustoßen könnte, und du hältst mir einen Vortrag.«

Jack zuckte mit den Schultern. »Ich gehe auf jeden Fall ins Manhattan General.«

»Dann tu, was du nicht lassen kannst!« sagte Terese unwillig und stand auf. »Du spielst eben doch den lächerlichen Helden.« Dann fügte sie etwas sanfter hinzu. »Also geh, in Gottes Namen. Aber ruf mich an, wenn du Hilfe brauchst.«

»Mache ich«, versprach Jack und sah ihr nach, bis sie das Restaurant verlassen hatte. Sie war wirklich eine verrückte Frau; mal war sie blind vor Ehrgeiz, mal die Fürsorge in Person. Kein Wunder, daß sie ihn so verwirrte.

24. Kapitel

Montag, 25. März 1996, 14.30 Uhr

Jack mußte sich eingestehen, daß Terese recht gehabt hatte, daß er wirklich ein Risiko einging, wenn er die Drohung des Schlägertrupps mißachtete. Die Frage war nur: Wem hatte er durch seine Nachforschungen ins Handwerk gepfuscht, und wer hatte ihm die Gang auf den Hals gejagt? Und sprachen die Einschüchterungsversuche nicht dafür, daß er mit seinen Verdächtigungen richtig lag? Wie er es Terese versprochen hatte, würde er höchste Vorsicht walten lassen müssen. Doch das Problem war, daß er keine Ahnung hatte, vor wem er sich eigentlich in acht nehmen mußte. Womöglich steckten Kelby oder Dr. Zimmerman hinter den mysteriösen Infektionen, vielleicht hatte aber auch Dr. Cheveau oder Clint Abelard etwas mit der Sache zu tun. Immerhin hatten diese vier sich am meisten über seine Nachforschungen geärgert. Am besten würde er also um sie alle einen großen Bogen machen.

Als er um die letzte Ecke gebogen war und das Krankenhaus direkt vor ihm lag, sah er sofort, daß dort ungewöhnliche Dinge vor sich gingen. Auf dem Bürgersteig hatte die Polizei Absperrungen errichtet, und zu beiden Seiten des Haupteingangs stand ein uniformierter Polizist. Jack blieb einen Augenblick stehen und beobachtete die beiden Beamten, die sich angeregt unterhielten und sich ansonsten um nichts zu kümmern schienen. Schließlich ging er auf sie zu und fragte sie, was sie hier machten.

»Wir sollen verhindern, daß jemand das Krankenhaus betritt«, erklärte der eine Beamte. »Angeblich ist irgendeine Epidemie ausgebrochen, aber inzwischen glauben die Experten, daß alles wieder unter Kontrolle ist.«

»Eigentlich sind wir eher hier, um die Menschenmassen unter Kontrolle zu halten«, gestand der andere Beamte. »Vor ein paar Stunden hat man befürchtet, daß es Ärger geben würde. Da haben die Spezialisten nämlich noch mit dem Gedanken gespielt, das ganze Kranken-

haus unter Quarantäne zu stellen, aber inzwischen ist die Lage nicht mehr so dramatisch.«

»Ja, da haben wir noch Glück gehabt«, entgegnete Jack. Als er auf den Eingang zusteuerte, hielt ihn einer der Polizisten zurück. »Wollen Sie wirklich reingehen?« fragte er. »Auf jeden Fall.«

Der Beamte zuckte mit den Schultern und ließ ihn vorbei. Als er den Eingang passiert hatte, wurde Jack sofort von einem uniformierten Mann des Krankenhaus-Sicherheitsdienstes angehalten. Er trug eine OP-Maske vor dem Gesicht. »Tut mir leid«, sagte der Mann. »Heute haben Besucher keinen Zutritt.

Jack zeigte ihm seine Dienstmarke.

»Entschuldigung, Herr Doktor«, murmelte der Mann und trat zur Seite.

Von der Ruhe, die das Krankenhaus nach außen hin ausstrahlte, war drinnen nichts mehr zu spüren. In der Eingangshalle wimmelte es vor Menschen. Da ausnahmslos alle Masken trugen, wirkte die Szene gespenstisch.

Seit dem letzten Meningokokken-Fall waren mehr als zwölf Stunden vergangen. Deshalb war Jack sich ziemlich sicher, daß es überflüssig war, eine Schutzmaske zu tragen. Trotzdem wollte er eine haben; so konnte er von gewissen Leuten unerkannt bleiben. Der Mann vom Sicherheitsdienst schickte ihn an den unbesetzten Informationsschalter. Dort entdeckte Jack etliche Kisten mit Schutzmasken. Er nahm sich eine heraus und zog sie vors Gesicht.

Danach ging er zur Kleiderkammer, in der die Ärztekittel aufbewahrt wurden. Als einer der Ärzte herauskam, schlüpfte Jack schnell in den Raum, entledigte sich seiner Bomberjacke und suchte sich einen langen, weißen Kittel aus. So ver mummt, kehrte er in die Halle zurück.

Er hatte sich vorgenommen, dem Zentralmagazin einen weiteren Besuch abzustatten. Dort, so glaubte er, mußte der Schlüssel zu dem Geheimnis zu finden sein. Als er den Fahrstuhl in der dritten Etage verließ, fiel ihm als erstes auf, daß in den Fluren viel weniger Patienten zu sehen waren als bei seinem letzten Besuch. Er warf einen Blick durch die Glastür, die zum OP-Bereich führte, und wußte so-

fort, warum. Die Operationssäle waren vorübergehend geschlossen worden. Da Jack eine vage Vorstellung davon hatte, wie in einem Krankenhaus Gewinne erwirtschaftet wurden, vermutete er, daß die Krankheitsausbrüche bei AmeriCare eine schwere finanzielle Krise verursacht haben mußten.

Er stieß die Pendeltür zum Zentralmagazin auf. Selbst dort herrschte nicht einmal halb so viel Betrieb wie am vergangenen Donnerstag. Er sah lediglich zwei Frauen, die am Ende eines der beiden langen Gänge zwischen den deckenhohen Regalen hantierten. Wie alle anderen Mitarbeiter des Krankenhauses trugen auch sie Masken.

Er machte einen Bogen um den Gang, in dem er die Frauen gesehen hatte, und steuerte auf das Büro von Gladys Zarelli zu. Sie hatte ihn bei seinem ersten Besuch sehr freundlich empfangen und war zudem die Leiterin der Abteilung. Wahrscheinlich konnte sie ihm am ehesten etwas Erhellendes mitteilen. Im Vorbeigehen warf Jack einen Blick auf die unzähligen Krankenhausvorräte und Ausstattungsartikel, die sich in den Regalen stapelten. Plötzlich kam ihm die Idee, ob es wohl irgend etwas unter diesen vielen Dingen gab, das das Zentralmagazin nur an die jeweils ersten Opfer geliefert hatte. Doch selbst wenn es so etwas gab - wie waren die Frauen vom Zentralmagazin mit den Patienten und den Bakterien in Berührung gekommen? Schließlich hatte man ihm versichert, daß die Mitarbeiterinnen des Magazins so gut wie nie einen Patienten zu Gesicht bekamen.

Gladys war in ihrem Büro. Sie telefonierte gerade, doch als sie ihn in der Tür stehen sah, gab sie ihm durch ihr überschwengliches Winken zu verstehen, daß er eintreten solle. Er nahm gegenüber von ihrem kleinen Schreibtisch Platz. Das Büro war so winzig, daß er das Telefongespräch unweigerlich mithören mußte. Sie war tatsächlich dabei, neue Mitarbeiter anzuwerben. »Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen«, wandte sie sich an Jack, als sie ihr Telefonat beendet hatte. Trotz ihrer Probleme war sie genauso entgegenkommend wie bei seinem letzten Besuch. »Ich brauche dringend neue Leute.« Er stellte sich noch einmal kurz vor, doch Gladys erwiderte, sie habe ihn sofort erkannt. So viel also zu meiner Verkleidung, dachte Jack.

»Ich bedaure sehr, was hier passiert ist«, begann er. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie es im Augenblick nicht gerade leicht haben.«

»Es ist schrecklich«, gestand sie. »Absolut schrecklich! Wer hätte das ahnen können? Vier hervorragende Mitarbeiterinnen - alle tot!«

»Ja, es ist wirklich entsetzlich«, stimmte Jack zu. »Und so vollkommen überraschend. Sie haben mir doch neulich gesagt, daß sich aus dieser Abteilung noch nie jemand irgendeine ernstzunehmende Krankheit eingefangen hat.«

»Was soll man tun?« entgegnete Gladys und unterstrich ihre Hilflosigkeit, indem sie die Hände hob. »Es liegt alles in Gottes Hand.«

»Manchmal liegt es in Gottes Hand«, sagte Jack. »Aber normalerweise gibt es Möglichkeiten, solchen Ansteckungskrankheiten auf den Grund zu gehen. Haben Sie noch einmal darüber nachgedacht?«

Gladys nickte energisch. »Ich habe nachgedacht, bis sich mir der Kopf gedreht hat«, beteuerte sie. »Aber ich habe nicht den blassesten Schimmer. Sogar wenn ich mal abschalten wollte, habe ich mir pausenlos das Hirn zermartert, weil man mich immer wieder mit der gleichen Frage traktiert hat.«

»Ach, tatsächlich?« Jack war enttäuscht. Er hatte bislang geglaubt, daß außer ihm noch keiner auf die Idee gekommen war, im Zentralmagazin nach der Ursache zu forschen.

»Am Donnerstag war direkt nach Ihnen Dr. Zimmerman bei mir«, erklärte Gladys. »Zusammen mit diesem kleinen Kerl, der immer sein Kinn so rausstreckt, als ob ihm sein Hemdkragen zu eng wäre.«

»Klingt nach Dr. Abelard«, sagte Jack und wurde sich bewußt, daß er wohl tatsächlich auf ausgetretenen Pfaden wandelte. »Ja, genau so hieß der Mann«, bestätigte Gladys. »Er hat mir regelrecht Löcher in den Bauch gefragt. Immer wenn wieder jemand krank geworden ist, sind sie zu mir gekommen. Und jetzt sollen wir alle diese Schutzmasken tragen. Sie haben sogar Mr. Eversharp aus der Werkstatt raufgeschickt, weil sie vermutet haben, daß womöglich irgend etwas mit unserer Klimaanlage nicht in Ordnung sein könnte. Aber die scheint okay zu sein.«

»Und?« fragte Jack. »Haben Dr. Zimmerman und Dr. Abelard eine Erklärung für die geheimnisvollen Krankheitsausbrüche gefunden?«

»Nein«, erwiderte Gladys. »Es sei denn, sie haben sie mir nicht verraten. Aber das bezweifle ich eher. Hier ist es zugegangen wie in der Grand Central Station. Früher hat sich nie jemand bei uns blicken lassen. Mir ist bei all dem Trubel allerdings aufgefallen, daß sich einige von diesen Ärzten ziemlich seltsam verhalten.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie sind eben irgendwie komisch«, erklärte Gladys. »Zum Beispiel dieser Doktor aus dem Labor. Er ist in der letzten Zeit alle naselang hier aufgekreuzt.«

»Meinen Sie Dr. Cheveau?«

»Ich glaube, so heißt er«, erwiderte Gladys. »Wieso fanden Sie, daß der Mann sich seltsam verhalten hat?« bohrte Jack.

»Er war eben unfreundlich«, sagte Gladys und senkte die Stimme, als wollte sie ihm ein Geheimnis anvertrauen: »Ich habe ihn ein paarmal gefragt, ob ich ihm vielleicht behilflich sein kann, und da hat er mich beinahe den Kopf abgerissen. Er hat mich angefaucht, daß ich ihn in Ruhe lassen soll. Aber das hier ist schließlich meine Abteilung. Ich bin für das gesamte Inventar verantwortlich. Und deshalb gefällt es mir nicht, wenn einfach irgendwelche Leute in den Gängen herumlaufen, egal ob es nun Ärzte sind oder nicht. Das mußte ich ihm einfach sagen.«

»Und wer war sonst noch hier?«

»Lauter hohe Tiere. Sogar Mr. Kelley. Den sehe ich normalerweise einmal im Jahr, auf der Weihnachtsfeier. Aber in den vergangenen Tagen war er drei- oder viermal hier, immer mit irgendwelchen anderen Leuten. Einmal war er mit diesem kleinen Doktor da.«

»Dr. Abelard.«

»Ja, genau. Den Namen werde ich mir nie merken.«

»Ich komme mir ziemlich blöd vor, wenn ich Ihnen jetzt die gleichen Fragen stelle, mit denen Ihnen schon all die anderen Leute auf die Nerven gegangen sind«, sagte Jack. »Aber ich muß es trotzdem tun. Haben die Frauen, die gestorben sind, alle ähnliche Aufgaben erledigt? Ich meine, haben sie sich zum Beispiel eine spezielle Arbeit geteilt?«

»Es ist genauso, wie ich es Ihnen neulich erklärt habe«, erwiderte

Gladys. »Bei uns hilft jeder jedem.«

»Und keine von Ihren Mitarbeiterinnen ist jemals in einem der Krankenzimmer gewesen, in denen besagte Patienten gelegen haben?«

»Nein, auf keinen Fall«, erwiderte Gladys. »Das war das erste, was Dr. Zimmerman überprüft hat.«

»Sie haben mir am Donnerstag eine lange Liste mit all den Sachen ausgedruckt, die Sie in die siebte Etage geliefert haben«, fuhr Jack fort. »Können Sie so eine Liste auch für einzelne Patienten ausdrucken?«

»Das ist schon schwieriger«, erwiderte Gladys. »Die Bestellung kommt normalerweise von einer bestimmten Etage oder Station, und dort werden die gelieferten Gegenstände dann in die jeweiligen Patientenakten eingetragen.«

»Gibt es denn überhaupt eine theoretische Möglichkeit, eine solche Liste zu erstellen?« fragte Jack.

»Ich denke schon«, sagte Gladys. »Wenn wir Inventur machen, gibt es die Möglichkeit, eine genaue Überprüfung durch einen Vergleich mit der Rechnungsstellung vorzunehmen. Ich könnte der Buchhaltung ja sagen, daß ich einen solchen Bestandscheck plane, auch wenn jetzt eigentlich keine offizielle Inventur vorgesehen ist.«

»Das wäre sehr nett von Ihnen«, entgegnete Jack und kramte eine Visitenkarte hervor. »Sie können mich anrufen oder mir die Liste einfach zuschicken.«

Gladys nahm das Kärtchen entgegen und studierte es. »Ich tue alles, was Ihnen irgendwie weiterhelfen könnte«, versprach sie. »Dann habe ich noch eine Bitte«, sagte Jack. »Leider hatte ich auch schon einen kleinen Disput mit Dr. Cheveau - und nicht nur mit ihm. Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn dieses Gespräch unter uns bliebe.«

»Da sehen Sie's. Er ist eben wirklich ein komischer Kauz«, entgegnete Gladys. »Ich werde niemandem erzählen, daß Sie bei mir waren.«

Jack erhob sich, verabschiedete sich von der energischen Frau und ging in Richtung Fahrstuhl. Er war nicht gerade guter Dinge. Das

einzigste, was er erfahren hatte, hatte er ohnehin gewußt: Martin Cheveau war jähzornig.

Am Fahrstuhl angekommen, drückte er den Knopf und überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. Er konnte das Krankenhaus verlassen und das Risiko, entdeckt zu werden, gering halten; oder er konnte dem Labor einen möglichst unauffälligen Besuch abstatten. Schließlich entschied er sich für das Labor. Ihm war Chets Bemerkung wieder eingefallen, der ihn darauf hingewiesen hatte, daß es gar nicht so einfach war, an pathologische Bakterien heranzukommen. Dieser Frage mußte er unbedingt nachgehen.

Als Jack gerade in den ziemlich vollgestopften Aufzug einsteigen wollte, erstarrte er. Direkt vor ihm stand Charles Kelley. Obwohl auch er eine Schutzmaske trug, hatte Jack den Mann sofort erkannt. Zuerst wollte er schnell zurücktreten und den Fahrstuhl weiterfahren lassen, doch durch ein solches Verhalten hätte er nur Aufmerksamkeit erregt. Also sah er zu Boden und stieg ein. Dann drehte er sich blitzschnell um, so daß er mit dem Gesicht zur Tür stand. Er rechnete jeden Augenblick damit, daß Kelley ihm auf die Schulter klopfte.

Doch der war in ein Gespräch mit einem Kollegen vertieft; er erregte sich darüber, wie teuer es für das Krankenhaus werden würde, die Patienten aus der Notaufnahme in Krankenwagen und die anderen Patienten in Bussen in die nächstgelegene AmeriCare-Klinik zu transportieren. Die teilweise Quarantäne, die das Krankenhaus sich selbst auferlegt habe, müsse dringend beendet werden, wetterte er. Sein Kollege versicherte ihm, daß alles getan werde, was in der Macht des Krankenhauses stehe. Sowohl der städtische Epidemiologe als auch die Experten von der staatlichen Überwachungsstelle seien dabei, ihre Untersuchungen vorzunehmen.

Als sie die zweite Etage erreicht hatten, stieg Jack aus. Erleichtert nahm er zur Kenntnis, daß Kelley weiterfuhr. Da er einem erneuten Zusammenstoß nur knapp entronnen war, fragte er sich, ob er auch wirklich das Richtige tat; doch nach ein paar Sekunden der Unschlüssigkeit entschied er sich, auf jeden Fall kurz im Labor vorbeizuschauen. Schließlich war er praktisch da. Im Gegensatz zum Rest des Krankenhauses war das Labor voll in Betrieb. In der Vorhalle

drängten sich jede Menge Krankenhausangestellte, allesamt mit Schutzmasken. Jack war verwirrt, im Labor so viel Klinikpersonal anzutreffen, doch im Grunde kam ihm das gelegen; mit seiner Maske und dem weißen Kittel fiel er überhaupt nicht auf.

Am anderen Ende des Labors befanden sich mehrere Kabinen, in denen normalerweise Patienten Blut oder andere Proben abgenommen wurden. Dort herrschte jetzt dichtes Gedränge. Als Jack sich seinen Weg durch die Menge bahnte, wurde ihm klar, was vor sich ging. Das gesamte Klinikpersonal war angetreten, um sich aus dem Rachenraum eine Probe entnehmen zu lassen. Er war beeindruckt. Es war genau die korrekte Reaktion auf den letzten Krankheitsausbruch. Da die meisten Meningokokken-Epidemien durch infizierte, aber nichterkrankte Keimträger ausgelöst wurden, bestand immer die Möglichkeit, daß ein Krankenhausmitarbeiter Träger der infektiösen Erreger war. Das war schon häufiger vorgekommen.

Ein Blick in die letzte Kabine ließ Jack vor Schreck erstarren. Trotz Gesichtsschutz und OP-Haube hatte er Martin Cheveau sofort erkannt. Der Laborchef hatte sich buchstäblich die Ärmel hochgekrempelt und half seinen Assistenten, einen Rachenabstrich nach dem anderen vorzunehmen. Neben ihm türmten sich die benutzten Abstrichtupfer bereits zu einer beeindruckenden Pyramide. Offenbar waren alle verfügbaren Mitarbeiter des Labors zu dieser Arbeit herangezogen worden. Da er nun noch zuversichtlicher war, nicht entdeckt zu werden, schlüpfte Jack vorsichtig durch die Tür, die in das eigentliche Labor führte. Niemand beachtete ihn. Im Gegensatz zu dem hektischen Chaos, das in der Vorhalle herrschte, wirkte das Innere des Labors wie eine futuristische Fabrik, in der nur noch Maschinen einsam ihr Werk verrichten. Das mechanische Klicken und das leise Summen der zahlreichen Apparaturen waren die einzigen Geräusche. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Jack begab sich schnurstracks in den mikrobiologischen Bereich des Labors. Dort hoffte er, entweder Richard, den leitenden Laborangestellten, oder die lebhafte Beth Holderness anzutreffen. Doch er fand keinen von beiden. Als er sich der Laborbank näherte, an der bei seinem letzten Besuch Beth gearbeitet hatte, stieg seine Hoffnung, doch noch

etwas zu erfahren. Auf der Arbeitsfläche standen ein angezündeter Bunsenbrenner und daneben ein Tablett mit Rachenabstrichen sowie ein großer Stapel Petrischalen mit frischen Agar-Nährböden. Auf dem Fußboden stand eine Plastik-Abfalltonne, die von entsorgten Kultur-Behältern überquoll.

Da er ahnte, daß Beth in der Nähe sein mußte, begann Jack nach ihr zu suchen. Der etwa fünfundzwanzig Quadratmeter große Raum war durch zwei langgestreckte Arbeitsflächen unterteilt. Jack ging durch den mittleren Gang, an dessen Stirnseite sich zahlreiche biologische Sicherheitsschränke befanden. Am Ende der Laborbank bog er nach rechts ab und warf einen Blick in ein kleines Büro, in dem ein Schreibtisch und ein Aktenschrank standen. An einer Pinwand hingen Fotos. Auch ohne den Raum zu betreten, erkannte er auf etlichen Bildern Richard, den leitenden Laborangestellten.

Er ging ein Stück weiter und entdeckte etliche Isoliertüren aus poliertem Aluminium, die wahrscheinlich zu den begehbaren Kühl- und Brutschränken führten. Dann sah er an der anderen Seite des Labors eine normale Tür, die möglicherweise in einen Lagerraum führte. Gerade als er diesen Raum inspizieren wollte, öffnete sich mit einem lauten Klicken eine der Isoliertüren. Jack fuhr zusammen.

Es war Beth Holderness, die aus dem Isolieraum kam, und einen warmen, feuchten Lufthauch mitbrachte. Beinahe wäre sie mit Jack zusammengestoßen. »Sie haben mich zu Tode erschreckt«, sagte sie und preßte sich eine Hand auf die Brust. »Ich bin mir nicht so sicher, wer hier wen erschreckt hat«, entgegnete Jack und stellte sich noch einmal vor. »Keine Sorge, ich habe Sie nicht vergessen«, sagte Beth. »Bei Ihrem letzten Besuch haben Sie für ganz schön viel Wirbel gesorgt. Ich glaube, Sie sollten hier besser nicht herumlaufen.«

»Ach ja?« fragte Jack unschuldig. »Dr. Cheveau ist stocksauer auf Sie«, erklärte Beth.

»So, dann ist er nun also auch noch sauer«, stellte Jack fest. »Bisher war mir nur aufgefallen, daß er ziemlich mürrisch sein kann.«

»Manchmal hat er wirklich ziemlich miese Laune«, gab Beth zu. »Aber wie Richard mir erzählt hat, haben Sie unserem Chef auch ganz schön heftige Sachen an den Kopf geworfen. Sie sollen ihn be-

schuldigt haben, die Bakterien, die uns solches Kopfzerbrechen bereiten, mit Absicht zu verbreiten.«

»Die Wahrheit ist, daß ich Ihren Chef überhaupt nicht beschuldigt habe, irgend etwas getan zu haben«, verteidigte sich Jack. »Ich habe lediglich eine kleine Andeutung gemacht, nachdem er so grantig war. Eigentlich war ich nur hergekommen, um mich mit ihm zu unterhalten. Seine Meinung hätte mich wirklich interessiert; ich wollte wissen, wie er sich all die Ausbrüche relativ seltener Krankheiten erklärt und ob er vielleicht eine Vermutung hat, wieso sie so kurz hintereinander und dann auch noch zu dieser Jahreszeit aufgetreten sind. Aber aus irgendwelchen, mir vollkommen unerklärlichen Gründen hat er sich mir gegenüber plötzlich ziemlich pampig und zurückweisend verhalten.«

»Sie haben recht«, sagte Beth. »Ich war auch überrascht, wie er Sie behandelt hat. Und Mr. Kelley und Dr. Zimmerman waren genauso unfreundlich. Dabei wollten Sie uns doch nur helfen.« Jack hätte diese lebhafte, junge Frau am liebsten umarmt. Sie schien der einzige Mensch zu sein, der seine Bemühungen zu schätzen wußte.

»Es tut mir wahnsinnig leid, was mit Ihrer Kollegin Nancy Wiggins passiert ist«, sagte Jack. »Ich kann mir vorstellen, daß Sie es hier alle in der letzten Zeit nicht gerade leicht gehabt haben.« Beths fröhliches Gesicht verfinsterte sich; sie kämpfte mit den Tränen.

»Vielleicht hätte ich das besser nicht sagen sollen«, sagte Jack unsicher.

»Ist schon gut«, brachte Beth hervor. »Es war für uns alle ein furchtbarer Schock. Natürlich leben wir ständig mit der Angst, daß so etwas passieren kann, aber man hofft doch immer, daß es nie eintritt. Nancy war so ein lebenswerter Mensch. Aber manchmal war sie eben leider ein bißchen leichtsinnig.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie ist manchmal Risiken eingegangen; sie hat zum Beispiel keine Schutzhaube übergezogen, wenn es erforderlich gewesen wäre, oder sie hat keine Schutzbrille aufgesetzt - auch wenn sie eine hätte tragen müssen.« Dieses Verhalten kam Jack nicht unbekannt vor. »Sie hat nicht einmal die Antibiotika genommen, die Dr. Zimmerman ihr

nach dem Pestausbuch verschrieben hat«, fügte Beth hinzu.

»Wie dumm«, sagte Jack. »Die Medikamente hätten sie eventuell auch vor dem Rocky-Mountain-Fleckfieber schützen können.«

»Ich weiß. Ich wünschte, ich hätte noch mehr auf sie eingeredet. Ich selbst habe die Medikamente genommen, dabei glaube ich, daß ich den Bakterien nicht einmal ausgesetzt war.«

»Hat sie zufällig erwähnt, ob sie bei der Entnahme der Proben von Lagenthorpe irgend etwas anders gemacht hat als sonst?«

»Nein, hat sie nicht«, erwiderte Beth. »Deshalb glauben wir, daß sie sich hier im Labor angesteckt haben muß, als sie die Proben untersucht hat. Bekanntlich sind Rickettsien für das Laborpersonal extrem gefährlich.«

Jack wollte gerade etwas sagen, als er merkte, daß Beth nervös herumzappelte und versuchte, ihm über die Schulter zu schauen. Jack warf ebenfalls einen Blick in die Richtung, doch er konnte niemand sehen.

»Ich sollte mich jetzt wirklich wieder an die Arbeit machen«, sagte Beth. »Außerdem darf ich gar nicht mit Ihnen reden. Das hat uns Dr. Cheveau nämlich ausdrücklich verboten.«

»Finden Sie das nicht auch seltsam?« fragte Jack. »Immerhin arbeite ich in dieser Stadt als Gerichtsmediziner. Rein rechtlich bin ich durchaus befugt, die Todesursachen der Fälle zu erforschen, die zur weiteren Untersuchung an unser Institut überführt worden sind.«

»Das glaube ich Ihnen ja«, entgegnete Beth. »Aber was soll ich dazu sagen? Ich mache hier doch nur meine Arbeit.« Sie ging an Jack vorbei zurück an ihren Arbeitsplatz.

Jack folgte ihr. »Ich will Ihnen wirklich nicht auf die Nerven fallen. Aber meine Intuition sagt mir, daß hier irgend etwas Seltsames vor sich geht. Es gibt hier jede Menge Leute, die sich höchst merkwürdig verhalten, fast so, als hätten sie etwas zu verbergen. Und einer von ihnen ist Ihr Chef. Natürlich ist das nicht verwunderlich. Denn AmeriCare und dieses Krankenhaus sind profitorientierte Unternehmen, und diese Ausbrüche haben bestimmt einen enormen finanziellen Schaden angerichtet. Für viele Menschen ist das sicher Grund genug, sich seltsam zu verhalten. Aber ich habe das Gefühl, daß noch mehr

dahintersteckt.«

»Und was wollen Sie nun von mir?« fragte Beth. Sie hatte sich inzwischen wieder hingesetzt und war dabei, die Rachenabstriche in die Petrischalen mit der Nährlösung zu geben. »Ich möchte Sie einfach nur bitten, sich ein wenig umzusehen«, erwiderte Jack. »Falls die Bakterien wirklich gezielt verbreitet werden, müssen sie irgendwoher kommen, und das Mikrobiologie-Labor scheint mir ein geeigneter Ort zu sein, um mit der Suche zu beginnen. Hier ist alles vorhanden, was man benötigt, um das Zeug aufzubewahren und damit zu arbeiten. Es ist ja nicht so, daß man Pestbakterien an jeder Ecke bekommt.«

»Allerdings lassen sich solche Bakterien auch in einem x-beliebigen Standardlabor finden«, entgegnete Beth. »Meinen Sie das im Ernst?« hakte Jack nach. Er hatte angenommen, daß Pestbakterien allenfalls in den *Centers for Disease Control* und vielleicht noch in ein paar akademischen Einrichtungen vorrätig gehalten würden.

»Hin und wieder müssen Labore sich Kulturen der verschiedensten Bakterien besorgen, um die Wirksamkeit ihrer Reagenzien zu testen«, erklärte Beth, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. »Die Hauptbestandteile vieler moderner Reagenzien sind Antikörper, und die können durchaus verderben. Würde man mit verdorbenen Antikörpern Tests durchführen, käme man zu falschen Ergebnissen.«

»Ja, natürlich«, sagte Jack. Er kam sich ziemlich dumm vor. Darauf hätte er längst selber kommen müssen. Sämtliche Labortests mußten ständig überprüft und kontrolliert werden. »Und von wo beziehen Sie zum Beispiel Ihre Pestbakterien?«

»Von National Biologicals in Virginia.«

»Was muß man konkret tun, um die Bakterien zu bekommen?«

»Anrufen und sie bestellen.«

»Soll das ein Scherz sein?« entgegnete Jack ungläubig. Er hatte angenommen, daß es wenigstens minimale Sicherheitsvorkehrungen gab, etwa so, wie sie bei der Beschaffung kontrollierter Medikamente wie Morphinum galten.

»Das ist kein Scherz. Ich habe schon oft dort angerufen und Bakterien bestellt.«

»Man braucht nicht mal eine besondere Genehmigung?«

»Man muß für den Bestellschein die Unterschrift des Labordirektors einholen«, erklärte Beth. »Aber das ist nur eine Garantie dafür, daß das Krankenhaus die Ware auch bezahlt.«

»Lassen Sie mich versuchen, das noch einmal auf die Reihe zu bringen«, sagte Jack. »Jede x-beliebige Person kann bei National Biologicals anrufen und sich die Pest ins Haus bestellen?«

»Sofern sie bezahlen kann, ja.«

»Wie werden die Kulturen befördert?«

»Normalerweise per Post«, erklärte Beth. »Aber wenn man sie schnell benötigt und bereit ist, mehr zu zahlen, kommen sie per Overnight-Kurier.«

Jack bemühte sich, sein Entsetzen zu verbergen. Es war ihm peinlich, wie naiv er gewesen war. »Haben Sie die Telefonnummer von dieser Firma?«

Beth zog rechts neben sich eine Schublade auf, wühlte ein paar Mappen durch und nahm dann einen Schnellhefter heraus. Sie klappte ihn auf und deutete auf einen Briefkopf. Jack notierte sich die Nummer. Dann zeigte er auf das Telefon. »Darf ich mal?«

Beth schob ihm das Telefon hin und sah dabei nervös auf die Uhr. »Es geht ganz schnell«, versuchte Jack sie zu beruhigen. Er konnte immer noch nicht glauben, was Beth ihm da erzählt hatte. Es meldete sich ein Anrufbeantworter mit den Namen der Firma und bot verschiedene Wahlmöglichkeiten an. Jack drückte die zwei für »Bestellungen«. Im nächsten Augenblick meldete sich eine bezaubernd freundliche Stimme und fragte, wie sie ihm helfen könne.

»Ja«, sagte Jack. »Hier spricht Dr. Billy Rubin. Ich möchte eine Bestellung durchgeben.«

»Sind Sie bereits Kunde bei National Biologicals?«

»Nein, noch nicht. Ich würde gern ganz unkompliziert mit meiner American-Express-Karte bezahlen.«

»Tut mir leid«, entgegnete die Frau. »Wir akzeptieren nur Visa oder MasterCard.«

»Kein Problem«, sagte Jack. »Dann eben Visa.«

»In Ordnung.« Dann nennen Sie mir bitte Ihre erste Bestellung.«

»Meningokokken.«

Die Frau lachte. »Das müssen Sie schon etwas genauer definieren. Ich brauche die serologische Gruppe, den Serotypen und die Untergruppe. Wir haben schließlich Hunderte von verschiedenen Meningokokkenspezies.«

»Oh!« rief Jack und tat so, als sei er gerade ausgerufen worden. »Ich muß dringend zu einem Notfall. Ich fürchte, ich muß später noch einmal anrufen.«

»Kein Problem«, erwiderte die Frau. »Rufen Sie an, wann immer sie wollen. Wir sind rund um die Uhr für Sie da und können Ihnen beinahe alles an Bakterien liefern.«

Jack legte auf. Das Gespräch hatte ihm die Sprache verschlagen. »Kann es sein, daß Sie mir eben nicht geglaubt haben?« fragte Beth.

»In der Tat«, erwiderte Jack. »Ich hätte es nicht im Traum für möglich gehalten, daß diese Krankheitserreger so einfach zu bekommen sind. Aber ich möchte Sie trotzdem bitten, die Augen offenzuhalten und nachzuforschen, ob diese grauenhaften Bakterien hier womöglich irgendwo gebunkert werden. Könnten Sie das tun?«

»Ich denke schon«, sagte Beth, doch sie klang längst nicht so enthusiastisch wie sonst.

»Seien Sie bitte vorsichtig. Ich möchte, daß die Sache unter uns bleibt.« Jack holte eine Visitenkarte hervor und schrieb seine Privatnummer auf die Rückseite. »Wenn Sie irgend etwas herausfinden oder wenn Sie meinetwegen Ärger bekommen, können Sie mich jederzeit anrufen«, sagte er und reichte ihr die Karte. »Das gilt übrigens auch nachts. Okay?«

Beth warf einen kurzen Blick auf die Karte und steckte sie in ihre Kitteltasche. »Okay«, sagte sie. »Würden Sie mir auch Ihre Nummer geben?« fragte Jack. »Vielleicht habe ich noch ein paar Fragen an Sie. Mikrobiologie scheint nicht gerade meine Stärke zu sein.« Nach kurzem Zögern war Beth einverstanden. Sie schrieb ihre Telefonnummer auf einen Zettel und reichte ihn Jack, der ihn in sein Portemonnaie steckte. »Ich glaube, Sie sollten jetzt gehen«, riet sie ihm. »Bin schon weg«, erwiderte Jack. »Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Gern geschehen«, sagte Beth. Jetzt war sie wieder ganz die alte.

Besorgt verließ Jack den mikrobiologischen Teil des Labors und durchquerte eilig den Hauptbereich. Etwa sieben Meter vor der Pendeltür, die das Labor mit dem Rezeptionsbereich verband, blieb er abrupt stehen. Es versuchte gerade jemand, die Tür mit dem Rücken aufzudrücken, und dieser jemand sah Martin Cheveau erschreckend ähnlich. Er trug ein Tablett, auf dem jede Menge Rachenabstriche lagen, die nun ausplattiert werden sollten.

Jack kam sich vor wie ein in flagranti ertappter Verbrecher. Für den Bruchteil einer Sekunde überlegte er, ob er fliehen oder sich verstecken sollte, doch für beides war es zu spät. Außerdem fühlte er sich von seiner absurden Angst, von Cheveau erkannt zu werden, geradezu dazu angestachelt, sich der Situation zu stellen.

Martin hielt die Tür für einen zweiten Mann auf, den Jack sofort erkannte; es war Richard, auch er trug ein Tablett mit Rachenabstrichen. Richard war es, der Jack zuerst entdeckte, und einen Augenblick später hatte auch Martin ihn erkannt. Die Schutzmaske taugte offensichtlich wenig, seine Identität zu verbergen. »Hallo, Leute«, rief Jack ihnen zu. »Sie...«, brüllte Martin los.

»Ja, ich bin's«, unterbrach ihn Jack und zog sich die Maske vom Gesicht.

»Sie schnüffeln also schon wieder hier herum«, raunzte Martin ihn an. »Haben wir Ihnen nicht deutlich zu verstehen gegeben, daß Sie in unserem Krankenhaus nichts zu suchen haben?«

»Das sehen Sie leider falsch«, erwiderte Jack und hielt Martin seine Dienstmarke unter die Nase. »Bedauernswerterweise hat es hier im General ein paar weitere Todesfälle gegeben. Ich bin ganz offiziell hier, um am Ausbruchsort der Krankheit zu ermitteln. Wenigstens ist es Ihnen diesmal gelungen, die Diagnose selbständig zu stellen.«

»Ob das wirklich ein offizieller Besuch ist, werden wir gleich sehen«, sagte Martin. Er stellte das Tablett auf einer der Arbeitsflächen ab, griff zum nächstbesten Telefonhörer und bat, mit Charles Kelley verbunden zu werden.

»Können wir nicht einfach mal wie Erwachsene miteinander reden?« fragte Jack. Martin ignorierte ihn.

»Eins wüßte ich gern«, fuhr Jack fort. »Warum waren Sie eigentlich

bei meinem ersten Besuch so freundlich zu mir und beim nächstenmal so ruppig?«

»Weil Mr. Kelley mich in der Zwischenzeit über Ihr Verhalten bei Ihrem ersten Besuch informiert hatte«, erwiderte Martin. »Und er hat mir auch erzählt, daß Sie keinen offiziellen Auftrag hatten, hier zu ermitteln.«

Jack wollte gerade etwas erwidern, als er merkte, daß Kelley offenbar am anderen Ende der Leitung war. Während Martin sich den Monolog von Kelley anhörte, ging Jack ein Stück zur Seite und lehnte sich lässig gegen die Laborbank. Richard hingegen blieb wie angewurzelt stehen; er wagte nicht einmal, das Tablett mit den Rachenabstrichen abzustellen.

Gelegentlich unterbrach Martin Kelleys Wortschwall, indem er an strategisch richtigen Stellen ja sagte; er beendete das Gespräch mit den Worten: »Yes, Sir!«. Als er aufgelegt hatte, grinste er Jack hochnäsiger an.

»Mr. Kelley hat mich gebeten, Ihnen folgendes mitzuteilen«, sagte er von oben herab. »Er wird gleich persönlich den Bürgermeister, die Gesundheitsbeauftragte und Ihren Chef anrufen. Außerdem wird er eine offizielle Beschwerde einreichen, weil Sie uns ständig belästigen, während wir uns alle erdenkliche Mühe geben, eine Notsituation unter Kontrolle zu bekommen. Darüber hinaus soll ich Ihnen ausrichten, daß unser Sicherheitsdienst Sie in ein paar Minuten nach draußen geleiten wird.«

»Das ist wirklich sehr aufmerksam«, erwiderte Jack. »Aber es ist gar nicht nötig. Eigentlich war ich sowieso auf dem Weg nach draußen. Ich wünsche noch einen schönen Tag, meine Herren.«

25. Kapitel

Montag, 25. März 1996, 15.15 Uhr

So, das war's, sagte Terese und warf einen Blick in die Runde. Vor ihr stand das nunmehr vergrößerte Creative Team, das sie auf die Entwicklung der neuen National-Health-Kampagne angesetzt hatte. Angesichts der derzeitigen Notsituation hatten sie und Colleen von allen anderen Projekten die jeweils besten Leute abgezogen. »Irgendwelche Fragen?« Das gesamte Team hatte sich in Colleens engem Büro versammelt; da es keine Sitzplätze gab, standen sie aneinandergequetscht wie die Ölsardinen. Terese hatte ihren Mitarbeitern in groben Umrissen ihre Idee zum Thema ›Nicht mehr warten‹ dargestellt. Auf der Basis von Jacks Vorschlag hatte sie zusammen mit Colleen ein Konzept ausgearbeitet.

»Und wir haben wirklich nur zwei Tage Zeit?« fragte Alice. »Ich fürchte, ja«, erwiderte Terese. »Vielleicht schaffe ich es, noch einen Tag herauszuschlagen, aber darauf können wir uns nicht verlassen. Wir müssen alles auf diese eine Karte setzen, sonst können wir einpacken.« Ungläubiges Gemurmel erfüllte den Raum. »Ich weiß, daß ich Ihnen eine Menge abverlange«, fuhr Terese fort. »Aber es ist nun einmal so. Unsere Kollegen von der Kundenbetreuung haben uns gezielt sabotiert. Soweit ich weiß, haben sie hinter unserem Rücken bereits einen Spot vorbereitet, in dem bekannte Fernsehstars aus einer Krankenhausserie auftreten sollen. Sie gehen fest davon aus, daß wir uns mit unserer alten Idee lächerlich machen.«

»Mit gefällt das neue Konzept ohnehin besser als die Idee mit der Reinlichkeit«, meldete sich Alice zu Wort. Ein Spot über ›Reinlichkeit‹ wäre einfach zu technisch geworden. Irgendwie hätten wir ja all den Hokuspokus über Asepsis unterbringen müssen.

Das Thema ›Nicht mehr warten‹ ist für die meisten Leute viel verständlicher.«

»Außerdem ist es einfacher, humorvolle Szenen einzubauen«, meldete sich jemand anders.

»Ich finde die neue Idee auch prima«, rief eine weitere Mitarbeiterin. »Ich kriege jedesmal Zustände, wenn ich bei meinem Gynäkologen ewig lange im Wartezimmer hocken muß. Wenn ich dann ins Behandlungszimmer gebeten werde, bin ich immer völlig angespannt.«

Einige mußten lachen, und die Atmosphäre lockerte sich ein wenig.

»Genau dieses Gefühl wollen wir rüberbringen«, sagte Terese. »Machen wir uns also ans Werk! Zeigen wir Mr. Barker und seinen Leuten, wozu wir imstande sind - auch wenn wir mit dem Rücken zur Wand stehen!« Die Creatives drängten zur Tür.

»Warten Sie noch einen Augenblick!« rief Terese. Ich muß Ihnen noch etwas Wichtiges mit auf den Weg geben. Reden Sie um Gottes willen mit niemandem über dieses Meeting und über unsere neue Idee. Nicht einmal mit den Leuten aus der Creative-Abteilung, es sei denn, es läßt sich absolut nicht vermeiden. Ich will auf keinen Fall, daß die Kundenbetreuung irgend etwas erfährt, sie sollen absolut im dunkeln tappen. Okay?« Im Raum erhob sich zustimmendes Gemurmel. »Wunderbar!« rief Terese. »Dann also ans Werk!« Erschöpft ließ sie sich auf Colleens Stuhl sinken. Ihr inneres Gleichgewicht war an diesem Tag bereits mehrfach durcheinandergeraten, doch in gewisser Hinsicht war es ein typischer Agentur-Tag gewesen: Am Morgen hatte sie sich in Hochstimmung auf die Arbeit gestürzt, dann war ihre Euphorie nahezu auf den Nullpunkt gesunken, und jetzt lag ihre Stimmung irgendwo in der Mitte. »Unser Team ist begeistert«, bemerkte Colleen. »Du hast die Idee einfach großartig präsentiert. Ich wünschte, es wäre jemand von der National Health dabeigewesen.«

»Auf jeden Fall eignet sich die Idee ziemlich gut für eine Kampagne«, sagte Terese. »Die Frage ist nur, ob unsere Leute es schaffen, in so kurzer Zeit genug für eine richtige Präsentation zusammenzustellen.«

»Ich bin jedenfalls sicher, daß sie ihr Bestes geben«, erwiderte Colleen. »Du hast sie unheimlich motiviert.«

»Wollen wir's hoffen«, sagte Terese. »Ich kann Barker doch unmöglich den Weg für diesen unsinnigen Mist mit den Fernsehstars

ebnen. Das wäre ein Rückschritt in die Zeiten vor Bernbach. Willow and Heath würden sich bis auf die Knochen blamieren, wenn dem Kunden die Idee auch noch gefallen würde und wir den Spot tatsächlich produzieren müßten.«

»Großer Gott, das wäre ja entsetzlich«, sagte Colleen. »Wenn es so weit kommen würde, könnten wir uns beide einen neuen Job suchen«, fügte Terese hinzu.

»Nun laß uns mal nicht zu pessimistisch sein«, mahnte Colleen. »Was für ein schrecklicher Tag!« setzte Terese ihr Klagelied fort. »Zusätzlich zu all dem Ärger hier muß ich mir auch noch Sorgen um Jack machen.«

»Warum denn das?«

»Er hat es mir gebeichtet, daß er mal wieder auf dem Weg ins Manhattan General sei.«

»Oh«, sagte Colleen.

»Er ist wie ein Stier - entsetzlich dickköpfig und so leichtsinnig, daß es weh tut. Dabei wäre es gar nicht nötig, daß er selbst ins Manhattan General geht. Das Gerichtsmedizinische Institut beschäftigt spezielle Mitarbeiter, die die Krankenhäuser besuchen. Es muß wohl so ein männliches Ding sein, daß er ständig den Helden spielen muß. Ich versteh' das alles nicht.«

»Bahnt sich zwischen euch etwas an?« fragte Colleen vorsichtig. Sie kannte ihre Chefin gut genug, um zu wissen, daß sie Liebesverhältnissen prinzipiell aus dem Weg ging. Warum das so war, wußte sie allerdings nicht.

Terese seufzte nur. »Ich mag ihn irgendwie und fühle mich gleichzeitig von ihm abgestoßen«, erklärte sie. »Er hat es geschafft, daß ich mich ihm gegenüber ein wenig geöffnet habe, und offenbar habe auch ich ihm ein paar Dinge entlockt, über die er noch nie gesprochen hat. Ich glaube, es hat uns beiden gutgetan, mal einem mitfühlenden Menschen sein Herz auszuschütten.«

»Klingt ja vielversprechend«, bemerkte Colleen. Terese zuckte mit den Schultern und lächelte. »Wir tragen beide jede Menge seelischen Ballast mit uns herum. Aber nun genug. Wie steht es denn mit dir und Chet?«

»Es läuft hervorragend«, sagte Colleen. »Ich bin auf dem besten Wege, mich richtig zu verknallen.«

Jack hatte das Gefühl, zum drittenmal im gleichen Film zu sein. Wieder einmal hatte er sich in Dr. Bingham's Büro einzufinden müssen, um sich gehörig zusammenstauchen zu lassen und sich eine endlose Litanei darüber anzuhören, daß sich nahezu jeder höhere Verwaltungsangestellte der Stadt bei seinem Chef bitterlich über ihn beschwert habe.

»Was haben Sie dazu zu sagen?« fragte Bingham, als er Dampf abgelassen hatte. Er hatte sich so ereifert, daß er nach Luft schnappen mußte.

»Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll«, gestand Jack. »Aber zu meiner Verteidigung möchte ich Ihnen versichern, daß ich nicht ins General gegangen bin, um irgend jemanden zu verärgern. Ich war nur auf der Suche nach weiteren Informationen. Bei dieser Serie von Krankheitsausbrüchen gibt es nämlich eine Menge Dinge, die ich einfach nicht nach vollziehen kann.«

»Mein Gott - Sie stecken wirklich voller Widersprüche«, entgegnete Bingham; er hatte sich sichtlich beruhigt. »Manchmal bereiten Sie einem nichts als Kummer, und dann wiederum stellen Sie die erstaunlichsten Diagnosen. Ich war wirklich beeindruckt, als Dr. Calvin mir berichtet hat, daß Sie Tularämie und Rocky-Mountain-Fleckfieber sofort erkannt haben. Es kommt mir so vor, als würden zwei verschiedene Persönlichkeiten in Ihrer Haut stecken. Was soll ich bloß mit Ihnen machen?«

»Den nervtötenden Stapleton feuern und den anderen behalten?« schlug Jack vor.

Bingham rang sich ein Grinsen ab, doch bereits im nächsten Augenblick war jedes Anzeichen von Heiterkeit wie weggeblasen. »Aus meiner Sicht ist das Hauptproblem, daß Sie so verstockt sind«, schimpfte er los. »Sie haben sich nicht nur einmal meiner Anweisung widersetzt, sich nicht mehr im Manhattan General blicken zu lassen, sie haben gleich zweimal den Gehorsam verweigert.«

»Ich bekenne mich schuldig«, sagte Jack und hob die Hände.

»Hat das alles mit Ihrem persönlichen Groll gegen AmeriCare zu tun?«

»Nein. Das mag vielleicht am Anfang eine gewisse Rolle gespielt haben, aber inzwischen geht mein Interesse weit darüber hinaus. Wie ich Ihnen bereits bei unserer ersten Unterhaltung erzählt habe, glaube ich, daß im Manhattan General irgend etwas Seltsames vor sich geht. Inzwischen bin ich mir da noch sicherer, und die Leute drüben im General verhalten sich weiterhin äußerst merkwürdig.«

»Wieso merkwürdig?« hakte Bingham entnervt nach. »Immerhin sollen sie den Laborchef beschuldigt haben, die Krankheiten mit Absicht verbreitet zu haben.«

»Das ist maßlos übertrieben«, verteidigte sich Jack. Dann erklärte er Bingham, daß er lediglich eine kleine Andeutung gemacht habe.

»Der Mann hat sich absolut mies verhalten«, fügte er hinzu. »Ich wollte ihn nur fragen, ob er sich vorstellen könne, daß die Krankheiten womöglich mit Absicht verbreitet werden. Aber er hat mir einfach keine Chance gegeben, und dann bin ich sauer geworden. Wahrscheinlich hätte ich lieber den Mund halten sollen, aber manchmal kann ich mich eben nicht zurückhalten.«

»Heißt das, daß Sie selbst von Ihrer absurden Theorie überzeugt sind?« fragte Bingham.

»Wirklich überzeugt bin ich vielleicht nicht«, erwiderte Jack. »Aber es erscheint mir beinahe undenkbar, all diese Todesfälle dem Zufall zuzuschreiben. Außerdem macht es mich mißtrauisch, wie sich die Leute im Manhattan General verhalten, und damit meine ich nicht nur den Manager, sondern auch etliche seiner Untergebenen.« Er überlegte kurz, ob er Bingham auch erzählen sollte, daß er zusammengeschlagen und bedroht worden war, doch dann ließ er es lieber bleiben, weil er befürchtete, ihn mit seinen Horrorgeschichten zu überfordern. »Als sich die Gesundheitsbeauftragte Dr. Markham über Sie beschwert hat, habe ich Sie gebeten, dem leitenden Epidemiologen, Dr. Abelard, auszurichten, daß er sich einmal bei mir melden möge«, ergriff Bingham wieder das Wort. »Er hat mich zurückgerufen, und ich habe ihn gefragt, was er von dieser Theorie hält. Wollen Sie wissen, wie seine Antwort lautete?«

»Unbedingt«, sagte Jack.

»Bis auf den Pestfall, der ihn immer noch vor ein Rätsel stellt und an dem er weiterhin zusammen mit den Experten vom *Center for Disease Control* arbeitet, gibt es nach seiner Auffassung für alle Fälle ziemlich vernünftige Erklärungen. Susanne Hard ist mit wilden Kaninchen in Berührung gekommen, und Mr. Lagenthorpe war in der Wüste von Texas. Und was die Meningokokken angeht - dafür ist jetzt einfach die Jahreszeit.«

»Aber das erklärt doch nicht, warum die Krankheiten nahezu gleichzeitig ausgebrochen sind«, widersprach Jack. »Und der klinische Verlauf steht überhaupt nicht im Einklang mit...«

»Einen Moment«, unterbrach ihn Bingham. »Dürfte ich Sie daran erinnern, daß Dr. Abelard ein angesehener Epidemiologe ist? Er hat die akademischen Grade Dr. phil und Dr. med. und er widmet sich ausschließlich der Aufgabe herauszufinden, wo ansteckende Krankheiten ihren Ursprung haben und warum sie entstanden sind.«

»Seine Zeugnisse und Titel will ich gar nicht in Frage stellen«, entgegnete Jack. »Es geht mir mehr um die Schlüsse, die er zieht. Er hat mich von Anfang an nicht gerade beeindruckt.«

»Sie sind ganz schön rechthaberisch«, bemerkte Bingham. »Bei meinen ersten Besuchen im General mag ich ja ein paar Leute vor den Kopf gestoßen haben«, räumte Jack ein. »Aber diesmal habe ich nichts weiter getan, als mich mit der Leiterin des Zentralmagazins und mit einer Laborangestellten zu unterhalten.«

»Die Leute, die mich heute pausenlos angerufen haben, haben aber behauptet, daß Sie mutwillig die Arbeit der Krankenhausmitarbeiter behindert haben, obwohl die Leute alle Hände voll zu tun hatten«, insistierte Bingham.

»Der Herrgott ist mein Zeuge«, rief Jack. »Ich habe nichts weiter getan, als mich mit Mrs. Zarelli und Mrs. Holderness zu unterhalten, und das sind zwei ausgesprochen nette und kooperative Frauen.«

»Irgendwie müssen Sie eine besondere Gabe haben, ständig alle möglichen Leute zu provozieren«, stellte Bingham fest. »Ich nehme an, das wissen Sie.«

»Normalerweise erziele ich diese Wirkung nur bei Leuten, die ich

auch provozieren will«, entgegnete Jack. »Langsam habe ich das Gefühl, daß auch ich zu diesen Leuten gehöre.«

»Ganz im Gegenteil.«

»So wie Sie sich verhalten, könnte man allerdings einen anderen Eindruck gewinnen«, stellte Bingham klar. »Im Gespräch mit der Laborassistentin Mrs. Holderness habe ich etwas Hochinteressantes erfahren«, fuhr Jack fort. »Wußten Sie, daß jede x-beliebige Person, sofern sie das Geld hat, telefonisch die gefährlichsten Bakterien bestellen kann? Die Firma, die sie liefert, nimmt keinerlei Überprüfung ihrer Klienten vor.«

»Man braucht keine Lizenz oder eine spezielle Genehmigung?«

»Offenbar nicht.«

»Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht«, gestand Bingham.

»Ich auch nicht«, sagte Jack, »aber da kommt man natürlich ins Grübeln.«

»Allerdings«, sagte Bingham und starrte für ein paar Sekunden gedankenverloren ins Leere. Doch dann sah er Jack wieder scharf an. »Es scheint mir so, als wollten Sie mich vom eigentlichen Thema abbringen«, fuhr er ihn nun wieder ziemlich brummig an. »Im Moment geht es einzig und allein um die Frage, wie ich mit Ihnen verfahren soll.

»Beurlauben Sie mich doch, und schicken Sie mich in die Karibik«, schlug Jack vor.

»Überspannen Sie den Bogen nicht mit Ihrer Impertinenz! Falls Sie es noch nicht bemerkt haben sollten - ich versuche ein ernsthaftes Gespräch mit Ihnen zu führen.«

»Okay, ich reiße mich jetzt zusammen.«

»Wissen Sie, ich habe mich in den letzten fünf Jahren zum Zyniker entwickelt. Das kann ich nicht immer verbergen.«

»Ich werde Sie nicht entlassen«, verkündete Bingham. »Aber ich warne Sie noch einmal: Nach dem Anruf aus dem Bürgermeisteramt war ich fest entschlossen, Sie zu feuern. Sie haben mich noch einmal umgestimmt, aber eins muß Ihnen klar sein: Sie gehen nicht mehr ins Manhattan General. Haben wir uns verstanden?«

»Ja, ich glaube, ich hab's kapiert.«

»Wenn Sie weitere Informationen benötigen, schicken Sie einen von den Pathologie-Assistentinnen«, fügte Bingham hinzu. »Dafür sind die Leute schließlich da.«

»Ich werd's mir hinter die Ohren schreiben«, versprach Jack. »Dann machen Sie, daß Sie rauskommen«, sagte Bingham und wies auf die Tür.

Erleichtert erhob sich Jack und ging. Als er in sein Büro kam, redete Chet gerade mit George Fontworth. »Na, was ist?« fragte Chet. »Was soll schon sein?«

»Die tägliche Frage«, stellte Chet. »Bist du noch immer hier beschäftigt?«

»Sehr witzig«, erwiderte Jack und nahm überrascht zur Kenntnis, daß auf seinem Schreibtisch vier große Briefe lagen. Er nahm den ersten, mindestens fünf Zentimeter dicken Umschlag in die Hand. Es war weder zu erkennen, woher er kam, noch, was er enthielt. Jack zog den dicken Stapel Papiere heraus und sah, daß es sich um Kopien von Susanne Hards Krankenhausunterlagen handelte.

»Warst du bei Bingham?« fragte Chet.

»Da komme ich gerade her«, erwiderte Jack. »Er war ganz reizend. Er hat mir Komplimente gemacht, weil ich so treffsichere Diagnosen gestellt habe.«

»Was für ein Spinner!«

»Das stimmt.« Jack grinste. »Natürlich hat er auch rumgemeckert, weil ich schon wieder im Manhattan General war.« Während er sprach, öffnete er auch die anderen Umschläge. Jetzt hatte er sämtliche Krankenakten der jeweiligen Erstfälle beisammen. »Hat dein Besuch denn irgend etwas gebracht?« wollte Chet wissen.

»Ich versteh' nicht, wie du das meinst«, entgegnete Jack. »Hast du irgend etwas erfahren, für das es sich gelohnt hat, diesen Wirbel zu verursachen? Es geht das Gerücht um, daß du es schon wieder geschafft hast, sämtliche Leute im General auf die Palme zu bringen.«

»Vor euch kann man aber auch wirklich gar nichts verbergen«, klagte Jack. »Ich habe übrigens tatsächlich etwas Neues erfahren.« Er berichtete Chet und George, wie einfach es war, sich Zugang zu

pathologischen Bakterien zu verschaffen. »Da ist mir nichts Neues«, sagte George. »Während meiner College-Zeit habe ich in den Sommerferien immer in einem Mikrobiologie-Labor gearbeitet. Ich erinnere mich, daß mein Chef mal Cholerakulturen bestellt hat. Als sie ankamen und ich den Behälter in Händen hielt, habe ich ein ganz komisches Prickeln gespürt.«

Jack sah George entgeistert an. »Ein Prickeln? Du wirst mir immer unheimlicher.«

»Nein, im Ernst«, fuhr George fort. »Ich weiß von Kollegen, daß es ihnen genauso gegangen ist. Gerade wenn man weiß, wieviel Elend, Leid und Tod diese winzigen Bakterien verursachen können, jagen sie einem einerseits einen kalten Schauer über den Rücken und üben andererseits einen magischen Reiz aus. »Ich glaube, wir beide haben ziemlich unterschiedliche Vorstellungen von einem Prickelgefühl«, bemerkte Jack und widmete sich wieder den Patientenakten. Er sortierte sie in chronologischer Reihenfolge, so daß Nodelman oben lag. »Ich hoffe, du fühlst dich nicht in deinem paranoiden Denken bestärkt - nur weil man diese Bakterien irgendwo bestellen kann?« hakte Chet nach. »Das war doch noch lange kein Beweis für deine Theorie.«

»Hm«, grummelte Jack, ohne richtig zuzuhören. Er hatte sich längst in die Krankenblätter vertieft.

Als Chet und George sahen, daß Jack mit anderen Dingen beschäftigt war, nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf. Nach einer Viertelstunde verließ George das Büro. Chet schloß hinter ihm die Tür.

»Colleen hat mich eben angerufen«, sagte er. »Schön für dich«, erwiderte Jack. Eigentlich wollte er nicht gestört werden.

»Sie hat mir erzählt, was in der Agentur passiert ist«, fuhr Chet fort. »Meiner Meinung nach stinkt das alles zum Himmel. Wieso sollten in ein und derselben Firma Leute aus der einen Abteilung ihre Kollegen aus einer anderen fertigmachen wollen?« Jack blickte auf. »So etwas nennt man Karrieregeilheit«, erklärte er. »Das Gieren nach Macht ist der Hauptbeweggrund für alles Handeln.«

Chet ließ sich auf seinem Stuhl nieder. »Colleen hat mir auch erzählt, daß du Terese mit einer Superidee für die neue Kampagne ge-

rettet haben könntest.«

»Erinnere mich bitte nicht daran«, erwiderte Jack und wandte sich wieder den Patientenunterlagen zu. »Ich will mit all dem nichts zu tun haben, und ich habe auch keine Ahnung, wieso sie mich überhaupt gefragt hat. Sie weiß doch, was ich von Werbung im Gesundheitswesen halte.«

»Colleen hat mir außerdem verraten, daß ihr, du und Terese, euch ziemlich gut versteht«, fügte Chet hinzu. »Ach, tatsächlich? Hat sie irgend etwas Näheres erwähnt?«

»Nein«, erwiderte Chet. »Ich hatte auch nicht den Eindruck, daß sie Genaueres weiß.«

»Gott sei Dank«, grummelte Jack, und vertiefte sich wieder in seine Akten.

Als er auch die nächsten Fragen lediglich mit einem unwilligen Brummen beantwortete, dämmerte Chet allmählich, daß seinem Kollegen im Moment nur die Akten interessierten. Also gab er auf und widmete sich seiner eigenen Arbeit. Gegen halb sechs war Chet so weit, daß er Feierabend machen wollte. In der Hoffnung, daß Jack vielleicht reagieren würde, stand er geräuschvoll auf und streckte sich. Doch Jack schenkte ihm keinerlei Beachtung. Chet holte sich seinen Mantel, den er immer oben auf dem Aktenschrank ablegte, und räusperte sich mehrmals. Doch Jack gab keinen Mucks von sich. Da Chet nun nichts anderes mehr einfiel, sprach er ihn direkt an. »Hey«, begann er. »Wie lange willst du denn noch über diesen Papieren brüten?«

»Bis ich fertig bin.«

»Ich treffe mich um sechs auf einen kleinen Imbiß mit Colleen«, sagte Chet. »Hast du Lust mitzukommen? Vielleicht würde Terese sich dann auch dazugesellen. Wie es scheint, haben die beiden vor, die ganze Nacht in der Agentur zu verbringen.«

»Ich bleibe hier«, stellte Jack klar. »Viel Spaß. Und bestell' schöne Grüße.« Chet zuckte mit den Achseln, streifte den Mantel über und ging.

Jack hatte die Krankenblätter inzwischen zweimal gründlich studiert. Bisher hatte er bei den vier Fällen nur eine wirkliche Gemein-

samkeit entdeckt. Die Leute waren allesamt nicht wegen der Beschwerden ins Krankenhaus eingeliefert worden, an denen sie später gestorben waren; und bei allen waren die Symptome der tödlichen Infektionskrankheit erst nach der Einlieferung aufgetreten. Doch Laurie hatte mit ihrer Feststellung recht gehabt: Laut Definition handelte es sich nur im Falle Nodelman um eine eindeutige Nosokomialinfektion. Bei den anderen drei Opfern waren die Symptome innerhalb von achtundvierzig Stunden nach der Einlieferung in die Klinik aufgetreten.

Die einzige andere mögliche Übereinstimmung hatte Jack bereits in Erwägung gezogen: Alle vier waren häufig stationär behandelt worden und waren somit aus ökonomischer Sicht äußerst unerwünschte Patienten gewesen - vor allem in einem System, in dem das Krankenhaus für jeden Patienten festgelegte Sätze erhielt. Darüber hinaus hatte er nichts Aufschlußreiches gefunden.

Im Alter unterschieden sich die Opfer erheblich voneinander; das jüngste war achtundzwanzig, das älteste dreiundsechzig gewesen. Zwei Patienten hatten auf der Inneren Station gelegen, eine in der Gynäkologischen und einer in der Orthopädischen Abteilung. Es gab kein Medikament, das alle vier bekommen hatten. Zwei hatten intravenöse Injektionen erhalten. Was ihre gesellschaftliche Stellung anging, so reichte die Bandbreite von der unteren bis zur gehobenen Mittelschicht, und es gab keinen Hinweis darauf, daß die Opfer einander gekannt hatten. Eines war weiblich, die übrigen männlich. Sie hatten sogar unterschiedliche Blutgruppen gehabt.

Jack warf seinen Kugelschreiber auf den Schreibtisch, lehnte sich zurück und starrte frustriert an die Decke. Obwohl er selbst nicht wußte, was er sich eigentlich von den Krankenblättern versprochen hatte, war er enttäuscht. »Klopf, klopf«, rief plötzlich eine Stimme. Jack schaute zur Tür und sah Laurie auf der Schwelle stehen. »Wie ich sehe, bist du unversehrt von deinem Beutezug zurückgekehrt«, sagte sie.

»Ich glaube, richtig gefährlich wurde es erst, als ich wieder hier im Institut war«, entgegnete Jack.

»Ich weiß schon, was du meinst. Es hieß, Bingham wäre vor Wut

beinahe geplatzt.«

»Er war nicht gerade glücklich über mein Verhalten, aber jetzt ist alles geregelt.«

»Hast du keine Angst vor diesen Typen, die dich neulich bedroht und zusammengeschlagen haben?«

»Ein bißchen schon«, gestand Jack. »Bisher hatte ich noch gar keine Zeit, großartig darüber nachzudenken, aber ich bin sicher, daß sich das ändern wird, sobald ich nach Hause fahre.«

»Du kannst mit zu mir kommen«, bot Laurie ihm an. »In meinem Wohnzimmer steht ein altes Sofa, das man zu einem Bett umfunktionieren kann.«

»Das ist wirklich nett von dir«, entgegnete Jack. »Aber irgendwann muß ich ja mal nach Hause gehen. Ich werde vorsichtig sein.«

»Hast du inzwischen eine Ahnung, wie die Verbindung zum Zentralmagazin zu erklären sein könnte?«

»Schön wär's. Ich habe nichts Neues herausbekommen. Außerdem habe ich erfahren, daß im Zentralmagazin alle möglichen Leute aufgekreuzt sind, um nach irgendwelchen Anhaltspunkten zu suchen - unter anderem unser Epidemiologe und die Dame, die für die Überwachung von Infektionskrankheiten zuständig ist. Da lag ich wohl ganz schön daneben, als ich geglaubt habe, einer neuen Spur nachzugehen.«

»Glaubst du immer noch an eine Verschwörung?«

»Ja«, sagte Jack. »Irgend etwas Seltsames ist da im Gange. Leider stehe ich mit dieser Vermutung bisher ganz allein da.«

»Ich will auf dem Nachhauseweg noch irgendwo etwas essen«, sagte sie. »Hast du Lust mitzukommen?«

»Nein, lieber nicht«, erwiderte Jack. »Ich will das hier zu Ende bringen, solange die Daten noch frisch in meinem Gedächtnis sind.«

»Kann ich verstehen. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, Laurie.«

Jack hatte sich gerade zum drittenmal die Unterlagen von Nodelman vorgenommen, als das Telefon klingelte. Es war Terese.

»Colleen will gerade rausgehen und Chet treffen«, sagte sie. »Kann ich dich zu einem schnellen Abendessen überreden?«

»Es ist wirklich nett, daß du an mich denkst«, entgegnete Jack, teilte ihr jedoch das gleiche mit wie zuvor Chet und Laurie, daß er nämlich weiter über seinen Unterlagen brüten wolle. »Ich hoffe immer noch, daß du deinen Kreuzzug bald aufgibst«, sagte Terese. »Glaubst du wirklich, daß es das Risiko wert ist? Immerhin bist du zusammengeschlagen worden und hättest um ein Haar auch noch deinen Job verloren.«

»Wenn ich beweisen könnte, daß irgendjemand die Krankheiten mit Absicht verbreitet, ist es das Risiko auf jeden Fall wert«, entgegnete Jack. »Vor allem mache ich mir Sorgen, daß uns eine echte Epidemie ins Haus steht.«

»Chet hält deine Idee aber für ziemlich verrückt«, insistierte Terese.

»Chet kann von mir aus denken, was er will.«

»Bitte sei vorsichtig, wenn du nach Hause fährst.«

»Bin ich«, versprach Jack. Er hatte es langsam satt, daß sich offenbar alle Welt um ihn Sorgen machte. Andererseits hatte er selbst schon beim Aufwachen mit Schrecken an die Gefahr gedacht, die ihn bei seiner Rückkehr am Abend womöglich erwartete.

»Wir werden wohl die Nacht durcharbeiten«, sagte Terese noch. »Wenn du Hilfe brauchst, ruf mich in der Agentur an.«

»Okay«, erwiderte Jack. »Viel Erfolg.«

»Das gleiche wünsche ich dir«, sagte Terese. »Und nochmals besten Dank für den Tip mit dem ›Nicht mehr warten‹. Alle finden die Idee klasse. Ich bin dir sehr dankbar. Tschüs!« Jack legte auf und widmete sich wieder den Unterlagen von Nodelman. Er mühte sich ab, die unzähligen Notizen der Krankenschwestern zu verstehen. Doch nachdem er fünf Minuten lang immer wieder denselben Absatz gelesen hatte, mußte er sich eingestehen, daß er nicht bei der Sache war. In Gedanken grübelte er über den kuriosen Zufall nach, daß ihn sowohl Laurie als auch Terese zum Essen eingeladen hatten. Während ihm die beiden Frauen im Kopf herumspukten, fiel ihm auf einmal Beth Holderness ein. Und wie einfach es war, sich Bakterien zu bestellen.

Er schloß Nodelmans Akte und begann mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln. Wenn tatsächlich jemand eine Bakterienkultur

bei National Biologicals gekauft und absichtlich Menschen infiziert hatte, ob National Biologicals dann wohl imstande waren zu sagen, ob die Bakterien aus ihrem Hause stammten? Der Gedanke faszinierte ihn. Angesichts der Fortschritte in der DNA-Technologie hielt er es theoretisch für möglich, daß National Biologicals ihre Kulturen kennzeichneten. Womöglich nahm die Firma diese Kennzeichnung aus reinen Haftungsgründen vor oder als einfache Schutzmaßnahme. Er suchte nach der Telefonnummer und wählte die Firma zum zweitenmal an. Diesmal drückte er die Drei für ›Hilfe‹. Nachdem er ein paar Minuten in der Warteschleife gegangen und sich gezwungenermaßen eine scheppernde Rockmusik angehört hatte, meldete sich eine jugendlich klingende, männliche Stimme. »Mein Name ist Igor Krasnyansky. Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Jack stellte sich diesmal mit seinem richtigen Namen vor und fragte, ob er eine theoretische Frage stellen dürfe. »Aber natürlich«, erwiderte Igor mit einem leichten slawischen Akzent. »Ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Frage zu beantworten.«

»Nehmen wir mal an, ich habe eine Bakterienkultur«, begann Jack. »Gibt es irgendeine Möglichkeit zu bestimmen, ob die Bakterien ursprünglich von Ihrer Firma stammen - auch wenn sie bereits etliche lebende Organismen passiert haben?«

»Die Frage kann ich Ihnen ganz einfach beantworten«, erwiderte Igor. »Wir nehmen bei all unseren Kulturen eine Phagentypisierung vor. Daher läßt sich in jedem Fall feststellen, ob die Bakterien von National Biologicals kommen.«

»Und wie erkennt man sie wieder?«

»Wir haben einen Fluoreszenztest, mit dessen Hilfe man eine DNA-Analyse durchführen kann«, erklärte Igor. »Er ist ganz einfach zu handhaben.«

»Wenn ich einen solchen Test durchführen wollte, müßte ich Ihnen dann eine Probe zusenden?«

»Entweder das - oder ich schicke Ihnen die Substanz für den Test«, bot Igor an.

Jack war hocherfreut. Er nannte dem Mann seine Anschrift und bat ihn, ihm die Sendung per Overnight-Kurier zu schicken. Als er auf-

legte, war er sehr mit sich zufrieden. Endlich hatte er einen Weg gefunden, wie er seine Theorie von der mutwilligen Verbreitung der Krankheiten hieb- und stichfest untermauern konnte - natürlich nur, falls die Tests mit den Bakterien der Infektionsopfer positiv ausfielen. Er warf einen Blick auf die vor ihm liegenden Patientenunterlagen und überlegte, ob er nicht erst einmal Schluß machen sollte. Schließlich konnte der Test auch negativ ausfallen; dann stammten die Bakterien mit Sicherheit nicht von der Firma National Biologicals, und er würde seine ganze Theorie noch einmal überdenken müssen. Er schob seinen Stuhl zurück und stand auf. Eigentlich hatte er lange genug gearbeitet. Während er noch ein wenig aufräumte, nahm er sich vor, sich gleich kräftig auf dem Basketballfeld auszutoben.

26. Kapitel

Montag, 25. März 1996, 18.00 Uhr

Beth Holderness war an diesem Abend länger im Labor geblieben, um die zahlreichen Rachenabstriche der Krankenhausmitarbeiter auszuplattieren. Die Abendschicht hatte zur üblichen Zeit ihren Dienst begonnen, doch die Kollegen waren gerade in die Cafeteria gegangen, um etwas zu essen. Auch Richard war nirgends in Sicht. Beth hatte allerdings keine Ahnung, ob er Feierabend gemacht oder das Labor nur kurzfristig verlassen hatte. Beth rutschte von ihrem Hocker und warf einen Blick in den Hauptbereich des Labors. Auch dort war weit und breit kein Mensch zu sehen. Sie ging zurück ins Mikrobiologie-Labor und steuerte auf die Isoliertüren zu. Sie war sich nicht sicher, ob sie das Richtige tat, aber da sie es nun einmal versprochen hatte, fühlte sie sich verpflichtet, Wort zu halten. Dr. Stapleton hatte sie ziemlich verwirrt, doch das Verhalten ihres eigenen Chefs fand sie noch seltsamer. Dr. Cheveau war zwar schon immer launisch gewesen, aber in letzter Zeit hatte er sich mit seinen unmotivierten Wutausbrüchen geradezu lächerlich gemacht. Nachdem Dr. Stapleton am Nachmittag gegangen war, war er ins Labor gestürmt und hatte sie bedrängt, ihm genau zu berichten, worüber sie mit dem Gerichtsmediziner gesprochen habe. Beth hatte ihrem Chef versichert, daß sie Dr. Stapleton nichts Bedeutendes mitgeteilt und ihn sogar aufgefordert habe, das Labor zu verlassen, doch Dr. Cheveau hatte sich nicht beruhigt. Er hatte ihr sogar gedroht, sie rauszuwerfen, weil sie seine Anweisungen mißachtet habe. Nach seinen Schimpftiraden war sie den Tränen nahe gewesen.

Nachdem er dann endlich gegangen war, hatte sie noch einmal an Dr. Stapletons Bemerkung gedacht, daß einige Mitarbeiter des Manhattan General sich ziemlich seltsam verhielten. Auf Dr. Cheveau traf das zweifellos zu. Jedenfalls war sie spätestens nach diesem Vorfall nur zu gern bereit, dem Wunsch von Dr. Stapleton nachzukommen.

Etwas unschlüssig stand sie vor den beiden Isoliertüren und wußte nicht, welche sie zuerst öffnen sollte. Die linke führte in den begehbaren Kühlraum, die andere in den ebenfalls begehbaren Brutschrank. Da sie im letzteren den ganzen Tag über die Rachenabstriche deponiert hatte, beschloß sie, dort mit der Suche zu beginnen. Schließlich gab es im Brutschrank nur wenige Kulturen, von denen sie nicht wußte, was sie enthielten. Warme, feuchte Luft strömte ihr entgegen. Die Temperatur wurde stets in etwa auf Körpertemperatur gehalten, denn die meisten Bakterien und Viren, die auch auf Menschen übergingen, ließen sich am besten bei menschlicher Körpertemperatur heranzüchten. Als Beth den zweieinhalb mal drei Meter großen Raum betreten hatte, fiel die Tür hinter ihr automatisch zu, damit keine Wärme entweichen konnte. Beleuchtet wurde der Brutschrank von zwei Glühbirnen, die lose von der Decke herabhingen und von einem Drahtgeflecht umhüllt waren. Sowohl an den beiden Seitenwänden als auch an der Rückwand standen Regale aus perforiertem, rostfreiem Stahl. Ein weiteres Regal stand in der Mitte des kleinen Raumes und unterteilte ihn in zwei enge Schläuche.

Sie ging zuerst zu dem Regal an der Rückwand, in dem sich einige Stahlbehälter befanden, die ihr schon oft aufgefallen waren, denen sie jedoch bisher keine weitere Beachtung geschenkt hatte. Mit beiden Händen umfaßte sie einen der Behälter, zog ihn aus dem Regal und stellte ihn auf dem Boden ab. Er war in etwa so groß wie ein Schuhkarton. Sie wollte ihn öffnen, mußte aber feststellen, daß er einen mit einem Vorhängeschloß gesicherten Riegel hatte!

Beth war völlig verblüfft und schöpfte auf der Stelle Verdacht. Im Labor wurden nur wenige Dinge unter Verschuß gehalten. Sie hob den Behälter wieder auf und stellte ihn zurück an seinen Platz. Dann ging sie das ganze Regal ab und nahm jeden einzelnen der Behälter in Augenschein. Sie waren alle mit einem Vorhängeschloß gesichert. Als nächstes musterte sie die Behälter auf dem unteren Regalboden. An dem fünften Kasten fiel ihr etwas auf. Sie tastete die Rückseite ab und registrierte, daß der Riegel geöffnet war. Sie zwängte ihre Finger zwischen den unverschlossenen Behälter und die Nachbarbehälter und schaffte es, ihn herauszuziehen. Sofort merkte sie, daß er im

Vergleich zu dem ersten viel leichter war. Sie hob den Deckel an und erblickte mehrere Petrischalen, die nicht in der im Labor üblichen Weise beschriftet waren. Statt dessen hatte sie jemand mit einem Fettstift alphanumerisch gekennzeichnet.

Vorsichtig entnahm sie dem Behälter eine Petrischale mit der Beschriftung A-81. Als sie den Deckel anhub, blickte sie auf mehrere gedeihende Bakterienkolonien. Sie waren transparent und schleimig und wurden in einem Nährboden gezüchtet, von dem sie wußte, daß es sich um sogenannten Schokoladen-Agar handelte. Ein scharfes mechanisches Klickgeräusch ließ Beth zusammenfahren. Jemand hatte die Isoliertür geöffnet. Ihr Puls begann zu rasen. Wie ein Kind, das bei etwas Verbotenem erwischt wird, versuchte sie verzweifelt, die Petrischale in den Behälter zurückzustellen und diesen ins Regal zu schieben, bevor sie entdeckt wurde. Doch leider reichte die Zeit nicht. Sie hatte es gerade mal geschafft, den Behälter zu schließen und ihn vom Boden aufzuheben, als sich Dr. Martin Cheveau vor ihr aufbaute. Seltsamerweise hielt er einen Behälter in den Händen, der genauso aussah wie der, den sie gerade inspiziert hatte. »Was machen Sie da?« fuhr er sie an.

»Ich...« Mehr brachte Beth nicht heraus. Ihr fiel einfach keine glaubhafte Ausrede ein.

Dr. Cheveau stellte seinen Metallkasten mit einem lauten Krachen ins Regal und riß Beth den Behälter aus den Händen. Dann sah er, daß der Riegel offen war.

»Wo ist das Vorhängeschloß?« fragte er in bedrohlichem Ton. Beth streckte ihm ihre Faust entgegen und öffnete sie. Auf ihrer Handfläche lag das geöffnete Vorhängeschloß. Martin entriß es ihr und musterte es. »Wie haben Sie das geöffnet?«

»Es war offen.«

»Sie lügen.«

»Nein«, widersprach Beth. »Ehrlich. Es war wirklich schon offen, und ich war neugierig, was sich wohl in dem Behälter befindet.«

»Erzählen Sie mir keine Geschichten«, brüllte er. In dem beengten Raum klang seine Stimme beängstigend. »Ich habe bestimmt nichts durcheinandergebracht«, versuchte Beth ihn zu beruhigen.

»Wie wollen Sie das schon beurteilen?« Martin öffnete den Behälter und sah hinein. Offenbar zufrieden, klappte er den Deckel wieder zu und verschloß den Riegel. Dann prüfte er noch einmal, ob das Vorhängeschloß auch wirklich zu war. Es hielt. »Ich habe nur kurz den Deckel angehoben und einen Blick auf eine der Petrischalen geworfen«, versuchte Beth ihren Fehltritt herunterzuspielen. Sie hatte sich einigermaßen gefangen, doch ihr Herz jagte noch immer.

Martin schob den Behälter zurück an seinen Platz und zählte danach noch einmal alle durch. Als er fertig war, befahl er ihr, den Brutschrank zu verlassen.

»Es tut mir leid«, sagte Beth kleinlaut, nachdem Martin die Isoliertür hinter ihnen geschlossen hatte. »Ich wußte nicht, daß ich diese Behälter nicht anfassen darf.«

In dem Moment tauchte auch Richard auf. Martin zitierte ihn herbei und berichtete ihm wütend, er habe Beth gerade beim Hantieren mit seinen Forschungskulturen erwischt. Richard zeigte sich genauso verärgert wie Martin. Er wandte sich an Beth und fragte sie, warum sie so etwas tue. Ob sie sich etwa langweile, weil sie nicht genug Arbeit zugewiesen bekomme. »Mir hat niemand gesagt, daß ich die Behälter nicht anfassen darf«, verteidigte sich Beth und bemühte sich, ihre Tränen zurückzuhalten. Sie haßte solche Auseinandersetzungen, und dabei lag die letzte erst ein paar Stunden zurück. »Es hat Ihnen aber doch niemand gesagt, daß Sie damit herumhantieren sollen«, stauchte Richard sie zusammen. »Hat dieser Dr. Stapleton Sie dazu angestiftet?« fragte Martin. Beth zögerte einen Moment, was für Martin Beweis genug war. »Hab ich's mir doch gedacht«, rief er. »Wahrscheinlich hat er Ihnen auch von seinem absurden Verdacht erzählt, daß die Pest und all die anderen Krankheiten vorsätzlich verbreitet worden sind.«

»Ich habe ihn darauf hingewiesen, daß Sie mir verboten haben, mit ihm zu reden«, erwiderte Beth und fing an zu weinen. »Aber Sie haben trotzdem mit ihm geredet«, entgegnete Martin. »Und wie es scheint, haben Sie ihm auch gut zugehört. So etwas dulde ich nicht! Sie sind gefeuert, Miss Holderness! Packen Sie Ihre Sachen, und verschwinden Sie! Ich will Sie hier nicht mehr sehen.«

Beth wollte gegen eine derartige Behandlung protestieren, doch dann brach sie endgültig in Tränen aus.

»Ihr Rumgeheule wird Ihnen nicht weiterhelfen«, brüllte Martin. »Und ihre faulen Ausreden auch nicht. Sie haben Ihre Entscheidung getroffen, jetzt müssen Sie die Konsequenzen tragen!«

Twin langte über den mit Brandflecken übersäten Tisch und legte den Telefonhörer auf. Sein richtiger Name lautete Marvin Thomas. Wegen seines Zwillingbruders, der genauso ausgesehen hatte wie er, hatten seine Kumpels ihn Twin getauft. Niemand hatte sie auseinanderhalten können; doch dann war sein Bruder im Verlaufe eines endlosen Bandenkrieges, in dem die Black Kings und eine Gang aus dem East Village um die Vorherrschaft im Crackgeschäft gerungen hatten, getötet worden. Twin sah Phil an, der vor seinem Schreibtisch Platz genommen hatte. Phil war groß und dürr und wirkte beinahe schwächling, doch er hatte eine Menge Grips im Kopf. Daß Twin ihn in der Gang zur Nummer zwei gemacht hatte, verdankte er einzig und allein seiner Intelligenz. Er wußte am besten, was man mit all den Drogengeldern anfang, die sie scheffelten. Bevor Phil sich um die Finanzen gekümmert hatte, hatten sie die Geldscheine einfach in Twins Keller in einer PVC-Rohre versteckt. »Ich versteh' diese Leute einfach nicht«, sagte Twin. »Wie es scheint, hat dieser weiße Doktor unsere Botschaft nicht verstanden und steckt seine Nase weiterhin in Dinge, die ihn nichts angehen. Ist das denn zu fassen? Da hab' ich diesen Mistkerl vermöbelt, und jetzt zeigt er uns schon wieder den Stinkefinger! Ein bißchen mehr Respekt könnte er uns ruhig entgegenbringen.«

»Wollen die Leute, daß wir ihm noch eine Abreibung verpassen?« fragte Phil. Er war mit in Jacks Wohnung gewesen und hatte gesehen, wie brutal Twin ihn zusammengeschlagen hatte. »Viel besser«, sagte Twin. »Sie wollen, daß wir den Bastard kaltmachen. Weiß der Kuckuck, warum wir die Sache nicht gleich richtig erledigen sollten. Sie machen fünfhundert locker.« Twin lachte. »Das beste ist - ich hätte das auch umsonst gemacht. Wir können schließlich nicht zulassen, daß Leute uns nicht ernst nehmen.«

»Sollen wir Reginald darauf ansetzen?« fragte Phil. »Wen sonst?« fragte Twin zurück. »Das ist genau der Job, der ihm Spaß macht.«

Phil stand auf und trat seine Zigarette aus. Er ging durch den mit Müll übersäten Flur in das vordere Zimmer, wo ein paar Männer aus der Gang herumhingen und Karten spielten. Dichter Zigarettenrauch vernebelte den Raum.

»Hey, Reginald«, rief Phil. »Hast du Bock auf einen kleinen Job?« Reginald sah von seinen Karten auf und rückte den Zahnstocher zurecht, den er wie immer im Mund hatte. »Kommt darauf an«, erwiderte er.

»Ich glaub, es wird dir gefallen«, sagte Phil. »Fünfhundert für den Doc, von dem du dein Fahrrad hast.«

»Hey, Alter, den Job übernehm' ich«, meldete sich BJ zu Wort. Bruce Jefferson war ein stämmiger Kerl sein Oberschenkelumfang entsprach in etwa Phils Taillenweite. Auch er war bei dem Überfall auf Jacks Wohnung dabeigewesen. »Twin will, daß Reginald die Sache übernimmt«, stellte Phil klar. Reginald knallte seine Karte auf den Tisch. »Ich hatte sowieso ein Scheißblatt«, brummelte er und folgte Phil in Twins Büro. »Hat Phil dir erzählt, worum's geht?« fragte Twin. »Nur, daß der Doktor die Grätsche machen soll«, erwiderte Phil. »Und daß wir fünfhundert dafür kriegen. Gibt's sonst noch was?«

»Ja«, antwortete Twin. »Du sollst dir auch noch so eine weiße Mieze vornehmen. Wenn du willst, kannst du sie auch zuerst erledigen. Hier ist die Adresse.« Er reichte Reginald einen Zettel, auf dem der Name und die Anschrift von Beth Holderness notiert waren. »Hast du 'nen Wunsch, wie ich's machen soll?« fragte Reginald.

»Ist mir scheißegal. Hauptsache du erledigst sie.«

»Ich würde gern mal die neue Maschinenpistole ausprobieren.«

Reginald grinste. Der Zahnstocher war in seinen Mundwinkel gewandert.

»Gute Idee«, erwiderte Twin. »Dann sehen wir endlich, ob die Knarre auch das Geld wert ist, das wir dafür hingelegt haben.« Er zog eine der Schreibtischschubladen auf und entnahm ihr eine neue Tee-Maschinenpistole, an deren Griff noch Überreste von der Verpa-

ckung hafteten. Schwungvoll schob er die Waffe über den Tisch. Bevor sie runterfallen konnte, fing Reginald sie auf. »Viel Spaß«, sagte Twin.

»Den werd' ich haben.« Reginald legte Wert darauf, nie irgendwelche Gefühle zu zeigen, doch das bedeutete nicht, daß er keine hatte. Als er auf die Straße trat, war er in Hochstimmung. Er liebte diese Art von Arbeit.

Er öffnete die Fahrertür seines pechschwarzen Camaro und setzte sich hinter das Steuer. Die Maschinenpistole legte er auf den Beifahrersitz, darüber eine Zeitung. Er startete den Wagen, legte seine derzeitige Lieblings-Rap-Kassette ein und drehte voll auf. Das Auto hatte eine Sound-Anlage, um die ihn alle in der Gang beneideten. Im Takt der Musik mit dem Kopf wippend, warf er einen letzten Blick auf die Adresse von Beth Holderness und brauste davon.

Beth hatte auf dem Heimweg noch bei einer Freundin vorbeigeschaut. Sie war so aufgewühlt gewesen, daß sie unbedingt mit jemandem hatte reden müssen, und zur Beruhigung hatte sie sich ein Glas Wein gegönnt. Nachdem sie sich ausgehult hatte, war sie zwar noch immer deprimiert, doch sie fühlte sich schon ein wenig besser. Sie konnte einfach nicht fassen, daß Martin sie gefeuert hatte. Außerdem nagte der Gedanke an ihr, daß sie in dem Brutschrank womöglich eine bedeutende Entdeckung gemacht hatte.

Beth wohnte in einem fünfstöckigen Gebäude an der East 83rd Street zwischen der First und der Second Avenue. Es war zwar nicht die beste Gegend, aber auch nicht die schlechteste. Schlimmer war, daß sich ihr Haus in einem äußerst desolaten Zustand befand. Ihr Vermieter war ein Geizhals und beschränkte die Reparaturen auf das Notwendigste, weshalb eigentlich ständig irgend etwas nicht in Ordnung war. Schon im Näherkommen sah Beth, daß es wieder ein Problem gab. Die Haustür war mit einer Brechstange aufgehebelt worden. Sie seufzte. Es war nicht das erste Mal, daß jemand die Tür aufgebrochen hatte, und beim letzten Mal hatte sich der Vermieter für die Reparatur sechs Monate Zeit gelassen.

Sie hatte schon vor Monaten beschlossen umzuziehen, deshalb hat-

te sie angefangen, Geld zu sparen, um die Kautions für ein neues Apartment aufbringen zu können. Da sie jetzt ohne Arbeit dastand, würde sie wohl oder übel ihre Ersparnisse antasten müssen. Und den geplanten Umzug mußte sie sich wahrscheinlich ganz aus dem Kopf schlagen - zumindest für die absehbare Zukunft.

Während sie die letzten Stufen hinaufstieg, versuchte sie sich damit zu beruhigen, daß sie wenigstens gesund war und alles noch viel schlimmer hätte kommen können. Vor ihrer Wohnungstür angekommen, mußte sie zunächst ihre ganze Handtasche nach dem Schlüssel durchwühlen. Sie bewahrte den Wohnungsschlüssel immer getrennt vom Haustürschlüssel auf, damit sie im Zweifelsfall nicht beide gleichzeitig verlor. Als sie den Schlüssel endlich gefunden hatte, betrat sie die Wohnung und schob wie immer von innen den Riegel vor. Dann zog sie ihren Mantel aus, hängte ihn auf und kramte die Visitenkarte von Jack Stapleton aus ihrer Handtasche. Schließlich ließ sie sich auf dem Sofa nieder und wählte seine Nummer. Obwohl es schon relativ spät war, versuchte sie ihr Glück zunächst im Gerichtsmedizinischen Institut. Doch die Vermittlerin teilte ihr mit, daß Dr. Stapleton schon Feierabend gemacht hatte. Deshalb drehte sie das Kärtchen um und wählte seine private Nummer. Nach dem zweiten Klingeln schaltete sich sein Anrufbeantworter ein.

»Hallo, Dr. Stapleton«, meldete sich Beth nach dem Piepton. »Hier spricht Beth Holderness. Ich muß Ihnen etwas Wichtiges erzählen.« Plötzlich wurde sie von ihren Gefühlen überwältigt und war kurz davor, in Tränen auszubrechen. Sie überlegte, ob sie auflegen und sich erst einmal beruhigen sollte, doch dann überlegte sie es sich anders. Sie räusperte sich kräftig und fuhr stockend fort: »Ich muß mit Ihnen reden. Ich habe nämlich etwas entdeckt. Außerdem hat Dr. Cheveau mich gefeuert. Bitte rufen Sie mich an.«

Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie noch einmal anrufen und ihm ihre Entdeckung genauer beschreiben sollte, doch dann verwarf sie diesen Gedanken. Sie wollte gerade aufstehen, als ein gewaltiges Krachen die Wohnung erschütterte. Vor Schreck konnte sie sich nicht von der Stelle rühren. Jemand hatte die Tür zu ihrem Apartment aufgebrochen und sie mit einer solchen Wucht gegen die Wand

geknallt, daß die Klinke im Putz steckengeblieben war. Der Riegel, der sie eigentlich in Sicherheit gewiegt hatte, war aus dem Türrahmen gefetzt. Wie aus dem Nichts tauchte eine Gestalt in der Tür auf. Sie war von Kopf bis Fuß in schwarzes Leder gekleidet und sah Beth an. Dann drehte die Person sich um und knallte die Tür zu. Die schlagartig einkehrenden Stille ängstigte Beth genauso wie wenige Sekunden zuvor das ohrenbetäubende Krachen. Von den gedämpften Geräuschen eines in der Nachbarwohnung dudelnden Fernsehers abgesehen, war es mucksmäuschenstill. Hätte Beth jemals versucht, sich eine solche Situation auszumalen, hätte sie geglaubt, daß sie lauthals schreien oder fliehen würde oder beides zugleich, doch sie tat nichts dergleichen. Sie war wie gelähmt, hatte sogar die Luft angehalten, die ihr jetzt mit einem Zischen entwich.

Der Mann, dessen Gesicht vollkommen ausdruckslos war, kam auf sie zu. In seinem Mundwinkel hing ein Zahnstocher, in der linken Hand hielt er die größte Pistole, die Beth je gesehen hatte. Der Kolben mußte an die dreißig Zentimeter lang sein. Dicht vor ihr blieb er stehen. Er sagte kein Wort. Er nahm langsam die Pistole hoch und zielte auf ihre Stirn. Beth schloß die Augen...

Jack verließ die U-Bahn an der 103rd Street und ging zu Fuß weiter in Richtung Norden. Das Wetter war recht gut, deshalb rechnete er damit, daß auf dem Basketballplatz eine Menge los sein würde. Er sollte sich nicht täuschen. Als Warren ihn durch den Zaun erspähte, rief er ihm zu, er solle sich schleunigst umziehen und rüberkommen.

Jack joggte die verbleibende Strecke bis zu seinem Haus. Als er sich dem Gebäude näherte, mußte er unwillkürlich an seine ungebetenen Gäste vom vergangenen Freitag abend denken. Da er dem Manhattan General an diesem Tag einen erneuten Besuch abgestattet hatte und sich zu allem Übel auch noch hatte erwischen lassen, hielt er es durchaus für möglich, daß die Black Kings wieder auf ihn warteten. Doch falls sie ihm wirklich auflauern sollten, wollte er diesmal besser vorbereitet sein. Statt durch die Haustür ging er eine kleine Treppe hinab und über einen schmalen, feuchten Weg am Haus entlang in den Hinterhof. Es stank penetrant nach Urin. Der Hinterhof

glich einem Schrottplatz. Im Dämmerlicht erkannte er neben verbogenen Überresten ausrangierter Sprungfedern einen auseinandergebrochenen Kinderwagen sowie mehrere abgefahrene Autoreifen und allen möglichen anderen Müll. An der Rückseite des Gebäudes gab es eine Feuertreppe, die allerdings nicht ganz bis auf den Boden hinabreichte. Das letzte Stück bestand aus einer ausklappbaren Metalleiter, die von einem Gegengewicht aus Zement oben gehalten wurde. Jack stellte einen Mülleimer auf den Kopf und bestieg ihn, um an die unterste Sprosse heranzureichen. Als er kräftig daran zog, kam die Leiter laut quietschend herunter.

Als er den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, klappte er die Leiter mit lautem Getöse zurück in ihre Ursprungsstellung. Jack verharrte ein paar Minuten, um sicherzugehen, daß er durch den Lärm niemanden auf sich aufmerksam gemacht hatte. Als kein Nachbar den Kopf aus dem Fenster steckte, um sich zu beschweren, kletterte er weiter nach oben. Von jedem Treppenabsatz aus konnte er in die Wohnungen der jeweiligen Etage sehen, doch er wandte sich betreten ab. Was es in seinem Haus zu sehen gab, war alles andere als schön. Er ertrug es nicht, die Armut in seinem Viertel aus nächster Nähe mit anzusehen. Außerdem mußte er den Blick in die Tiefe um jeden Preis vermeiden. Er hatte schon immer unter Höhenangst gelitten.

Langsam kletterte er weiter bis zu seiner Etage. Von der Feuertreppe aus konnte er seine Küche und sein Schlafzimmer überblicken. Beide Räume waren hell erleuchtet. Als er seine Wohnung am Morgen verlassen hatte, hatte er vorsichtshalber sämtliche Lichter angekniptst.

Zuerst warf er einen Blick durchs Küchenfenster. Dort war die Luft offenbar rein. Die Früchte auf dem Tisch waren nicht angetastet. Von seinem Standort aus konnte er bis in den Flur spähen. Die notdürftig reparierte Wohnungstür war ebenfalls unversehrt.

Als nächstes nahm er sich das Schlafzimmerfenster vor und vergewisserte sich, daß auch dieser Raum so aussah, wie er ihn verlassen hatte. Erleichtert stieg er schließlich in seine Wohnung ein. Natürlich war es nicht ganz ungefährlich gewesen, das Schlafzimmerfenster nicht zu verriegeln, doch das kleine Risiko hatte er wohl in Kauf

nehmen müssen. Als er drinnen war, inspizierte er noch einmal gründlich alle Räume. Es war wirklich niemand da, und es wies auch nichts darauf hin, daß er im Laufe des Tages ungebetenen Besuch gehabt hatte. Jack schlüpfte schnell in seine Basketballkleidung und verließ seine Wohnung auf dem gleichen Weg, auf dem er sie betreten hatte. Wegen seiner Höhenangst fiel ihm das Runterklettern noch schwerer, doch er nahm all seinen Mut zusammen und konnte sich schließlich überwinden. Unter den gegebenen Umständen war er nicht gerade darauf erpicht, schutzlos aus der Haustür zu treten und eine böse Überraschung zu erleben. Als er das Haus auf dem schmalen Weg wieder umrundet hatte, blieb er stehen und musterte den Eingangsbereich. Er wollte sichergehen, daß vor seiner Tür nicht etwa ein Auto voller Männer parkte, die ihm womöglich auflauerten. Erst als er sich davon überzeugt hatte, daß die Luft rein war, joggte er zum Basketballplatz hinüber.

Jack gelangen zwar ein paar hervorragende Sprungwürfe aus weiter Entfernung, doch seine Mitspieler waren ziemlich schwach. Warren, der in der gegnerischen Mannschaft spielte und den ganzen Abend gewann, genoß es sichtlich, daß Jacks Team eine Schlappe nach der anderen einstecken mußte. Verstimmt lief Jack an den Spielfeldrand und zog sich sein Sweatshirt über. Dann machte er sich auf den Weg zum Ausgang. »Hey Kumpel - haust du schon ab?« rief Warren ihm hinterher. »Bleib doch noch ein bißchen. Irgendwann lassen wir dich auch mal gewinnen.« Das war nicht böse gemeint. Es war durchaus üblich, die Verlierermannschaft aufzuziehen. Alle taten das, und alle akzeptierten es.

»Wenn ich von einem halbwegs passablen Team geschlagen werde, ist das okay«, entgegnete Jack aufgebracht. »Aber von einer Truppe von Weichlingen einen über die Mütze zu kriegen - das ist wirklich peinlich.«

Warrens Mannschaft stimmte ein wohlwollendes »Oho« an. Jack hatte eine kesse Antwort auf Lager gehabt. Warren stolzierte zu ihm herüber und stieß ihm den Zeigefinger vor die Brust. »Hab' ich da richtig gehört?« fragte er. »Weichlinge? Jetzt paß mal gut auf! Mit meinen Leuten schlage ich jede x-beliebige Mannschaft, die du dir

hier zusammenstellst. Los, such dir vier Männer aus, dann zeigen wir's dir!« Jack ließ seinen Blick über das Spielfeld schweifen. Alle Augen waren auf ihn und Warren gerichtet. Er überlegte eine Weile, ob er die Herausforderung annehmen sollte, und erwog Vor- und Nachteile. Ein bißchen mehr körperliche Anstrengung würde ihm guttun; wenn er also weiterspielen wollte, brauchte er nur Warrens Angebot anzunehmen.

Gleichzeitig war ihm klar, daß er sich unweigerlich bei allen Mitspielern unbeliebt machen würde, die nicht zu den vier Auserwählten gehören würden. Und damit würde er genau diejenigen vor den Kopf stoßen, um deren Freundschaft und Anerkennung er sich seit Monaten bemühte. Außerdem würde er sich natürlich den Groll aller Mannschaftskapitäne zuziehen, denen er ihre besten Spieler wegnehmen würde. Der Zorn würde sich gegen ihn richten - nicht etwa gegen Warren, denn der stand über solchen Dingen. Unter Berücksichtigung all dieser Aspekte kam Jack zu dem Schluß, daß die Sache das nicht wert war. »Ich laufe lieber noch eine Runde durch den Park«, sagte er. Das Team johlte begeistert, und Warren verbeugte sich zur Entgegennahme der Huldigung. Er hatte Jack gebührend Paroli geboten, und dessen Weigerung, es auf ein Entscheidungsspiel ankommen zu lassen, wurde als weiterer Sieg gewertet. Zum Zeichen des Triumphes klatschten Warren und einer seiner Spieler ihre Hände gegeneinander. Dann stolzierten sie zurück auf das Spielfeld.

Jack grinste in sich hinein, trat durch das Tor auf den Bürgersteig und joggte los. Er lief in Richtung Osten. Am Ende des Häuserblocks machte er die dunkle Silhouette einiger Felsblöcke und kahler Bäume aus. Nach ein paar Minuten hatte er das friedliche Innere des Central Parks erreicht und die Hektik der Stadt hinter sich gelassen. Hier lief er am liebsten.

Reginald war zunächst ziemlich aufgeschmissen gewesen. In das Territorium oder gar auf den Basketballplatz einer feindlich gesinnten Gang vorzudringen, war vollkommen undenkbar. Als er den Doktor, den er ins Jenseits befördern sollte, mit ein paar Kumpels aus dessen Nachbarschaft hatte Basketball spielen sehen, hatte er sich

erst mal in seinen Camaro zurückgezogen. Als Jack das Spiel dann aufgegeben und sich sein Sweatshirt übergezogen hatte, hatte er schon voller Vorfreude unter seine Zeitung gegriffen und den Sicherungsbügel der Maschinenpistole gelöst. Doch dann hatte er gehört, wie Warren den Doc herausgefordert hatte, und war sicher gewesen, daß er nun mindestens für die Dauer eines weiteren Spiels würde warten müssen. Zu seiner Freude verließ Jack ein paar Minuten später das Spielfeld doch. Allerdings steuerte er nicht, wie Reginald erwartet hatte, die Richtung an, in der sich die Geschäfte befanden. Er rannte in Richtung Osten davon! Reginald fluchte laut vor sich hin, während er inmitten des Stoßverkehrs eine Hundertachtzig-Grad-Wendung vornehmen mußte. Prompt wurde ein Taxifahrer fuchsteufelswild und drückte kräftig auf die Hupe. Reginald war kurz davor, schon jetzt zur Pistole zu greifen. Der Taxifahrer war einer von diesen Kerlen aus dem Fernen Osten, und er hätte ihn liebend gern mit ein paar kleinen Explosionen überrascht.

Reginalds Enttäuschung verwandelte sich schnell in Freude, als ihm klar wurde, wo Jack hin wollte. Als dieser die Central Park West überquerte, suchte Reginald sich schnell einen Parkplatz. Er sprang aus dem Auto, schnappte sich die Waffe und wickelte sie in die Zeitung ein. Das Paket unter dem Arm, rannte er Jack hinterher.

Auf dieser Höhe befand sich der Eingang zum West Drive, einer Straße quer durch den Park. Nicht weit davon schlängelte sich eine breite Steintreppe um einen Felsblock herum und führte hinauf zu einem Gehweg. Auf dem ersten Stück des Weges gab es noch ein paar Laternen, doch weiter hinten war es stockdunkel.

Wenige Sekunden nach Jack stürmte Reginald diese Treppe hinauf. Er konnte sein Glück kaum fassen. Im Grunde erschien es ihm viel zu einfach, dem Kerl in einem dunklen, verlassenen Park kaltzumachen.

Im Gegensatz zu der Panik, die Jack am Freitag abend bei seiner Fahrradtour durch den Park verspürt hatte, empfand er die Düsternis und die Einsamkeit jetzt eher als beruhigend. Er sah zwar so gut wie nichts, doch er tröstete sich damit, daß es allen Besuchern des Parks

genauso gehen würde. Außerdem war er fest davon überzeugt, daß die Black Kings ihn in seiner Wohnung oder in der näheren Umgebung überfallen würden - falls sie ihn überhaupt noch mal behelligten.

Der Parkabschnitt, in dem Jack seine Joggingrunde begann, war erstaunlich hügelig und felsig; aus gutem Grund wurde dieser Teil des Parks Great Hill genannt. Jack lief einen asphaltierten Gehweg entlang, der sich zwischen den riesigen Bäumen mit ihren blattlosen Ästen hindurchschlängelte. Das fahle Licht der Laternen ließ die kahlen Zweige beinahe unheimlich erscheinen; es sah aus, als wäre der gesamte Park von einem riesigen Spinnennetz umhüllt.

Nachdem Jack ziemlich schnell aus der Puste gewesen war, hatte er nun sein Tempo gefunden und konnte sich allmählich entspannen. Er hatte die Hektik der Stadt weit hinter sich gelassen und konnte endlich klarer denken. Er fragte sich, ob sein Kreuzzug gegen das Manhattan General womöglich tatsächlich einzig und allein auf seinem Haß gegen AmeriCare basierte, wie sowohl Chet als auch Bingham ihm vorgeworfen hatten. Und er mußte sich eingestehen, daß dieser Gesichtspunkt nicht ganz von der Hand zu weisen war. Immerhin erschien der Verdacht, daß jemand alle vier Krankheiten mit Absicht verbreitet haben sollte, geradezu grotesk. Und daß die leitenden Angestellten im Manhattan General sich so abweisend verhielten, konnte tatsächlich an ihm liegen. Selbst Bingham hatte ihm vorgehalten, daß er das seltene Talent habe, Mitmenschen ziemlich schnell auf die Palme zu bringen.

Während er gedankenverloren dahintrabte, registrierte er plötzlich ein Geräusch. Es war eine Art metallisches Klicken, das im Takt wie seine eigenen Schritte ertönte; es klang etwa so, als wären seine Basketballschuhe mit Hackenschonern versehen. Verwirrt legte Jack einen Schritt zu. Für einen Augenblick verfiel das seltsame Klicken in einen anderen Rhythmus, doch dann paßte es sich seinen Schritten wieder an.

Jack wagte einen vorsichtigen Blick über die Schulter. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen; da lief jemand hinter ihm, und zwar in bedrohlicher Nähe. Im fahlen Schein einer Laterne sah Jack, daß es

sich auf keinen Fall um einen Jogger handelte. Der Mann trug schwarze Lederkleidung, und in der Hand hielt er eine Waffe!

Jack sackte das Herz in die Hose. Unterstützt durch einen heftigen Adrenalinstoß spurtete er los, so schnell er konnte. Er hörte seinen Verfolger ebenfalls eine schnellere Gangart einlegen. Panisch überlegte Jack, wo der nächste Ausgang des Parks war. Wenn er erst einmal im Gewühl der Autos und Menschen untertauchen konnte, hatte er vielleicht noch eine Chance. Soweit er wußte, führte der nächste Weg in Richtung City zwischen den Bäumen zu seiner Rechten hindurch. Er hatte allerdings keine Ahnung, wie weit es bis zum rettenden Ausgang war; es konnten fünfzig Meter sein, aber auch fünfhundert. Da sein Verfolger ihn jeden Moment einzuholen drohte, scherte Jack wie aus heiterem Himmel nach rechts aus und tauchte in den Wald ein. Unter den Bäumen war es noch dunkler als auf dem Weg. Er stolperte einen steilen Hügel hinauf, konnte aber kaum sehen, wo er hintrat. In wilder Panik kämpfte er sich durch das dichte Unterholz.

Als er den höchsten Punkt erreicht hatte, lichtete sich das Gestrüpp ein wenig. Hier war es zwar genauso dunkel, doch es lag nur noch vermodertes Laub auf dem Boden herum, so daß Jack noch einmal beschleunigen konnte.

Als er an einer riesigen Eiche vorbeikam, schlüpfte er schnell hinter den Baum und lehnte sich gegen den Stamm. Er war vollkommen außer Atem. Er versuchte, sein heftiges Schnaufen zu unterdrücken, und horchte. Alles, was er hörte, war der in der Ferne vorbeibrausende Verkehr, dessen Echo an das gedämpfte Rauschen eines Wasserfalls erinnerte. Hin und wieder ertönte eine Hupe oder das durch die Nacht jagende Geheul einer Polizeisirene.

Jack verharrte noch etliche Minuten hinter dem dicken Eichestamm. Erst als er ganz sicher war, daß er seinen Verfolger abgeschüttelt hatte, wagte er sich wieder vor und floh weiter in Richtung Westen. Doch diesmal bewegte er sich vorsichtig und so leise wie möglich; auf dem modrigen Blätterteppich gelang es ihm, sich fast geräuschlos davonzuschleichen. Sein rasendes Herz drohte seine Brust zu zersprengen.

Plötzlich stieß Jacks Fuß gegen etwas Weiches. Zu seinem Entsetzen schien sich dieses Etwas auch noch ruckartig zu bewegen. Für den Bruchteil einer Sekunde begriff er gar nichts, dann erhob sich wie aus dem Nichts eine Gestalt vom Boden; es wirkte fast wie eine Auferstehung aus dem Reich der Toten. Die ärmlich wirkende Kreatur war in Lumpen gehüllt und wirbelte wie ein Derwisch um Jack herum, wobei sie wild mit den Armen um sich schlug und immer wieder schrie: »Ihr alten Bastarde!« Im selben Moment erhob sich eine weitere Gestalt und schrie ebenso aufgebracht: »Laß bloß die Finger von unserem Einkaufswagen! Sonst bringe ich dich um!« Jack wich einen Schritt zurück, doch plötzlich warf sich die erste Gestalt auf ihn und traktierte ihn mit Schlägen; der erbärmliche Gestank war kaum zu ertragen. Jack versuchte den Mann abzuschütteln, doch dieser bekam ihn zu fassen und zerkratzte ihm mit den Fingernägeln das Gesicht.

Jack sammelte all seine Kräfte, um den übelriechenden Penner, der sich an seiner Brust festgekrallt hatte, loszuwerden. Bevor er den Mann abschütteln konnte, hallten plötzlich mehrere Schüsse durch die Nacht. Der Penner erstarrte und brach zusammen; Jack spürte, wie ihm irgend etwas ins Gesicht spritzte. Er mußte den Mann wegstoßen, um nicht selbst zu Boden zu gehen. Als nun auch der zweite Penner lauthals losschrie, durchbrach ein weiteres Trommelfeuer die Nacht. Mit einem Schlag verstummte das Gezeter. Da Jack gesehen hatte, woher die zweite Ladung gekommen war, drehte er sich um und floh in die entgegengesetzte Richtung. Ohne Rücksicht auf die Finsternis und mögliche Hindernisse stürzte er Hals über Kopf durch die Nacht. Plötzlich ging es bergab, und er stolperte einen steilen Hügel hinunter. Er verlor fast die Kontrolle über seine Füße und landete schließlich in einem dichten Unterholz voller wilder Rebengewächse und Dornenbüsche.

Er kämpfte sich durch das Dickicht, bis er plötzlich auf einem Gehweg landete. Weiter vorn sah er eine schwach beleuchtete, aus Granitstein geschlagene Treppe. Kaum war er wieder auf den Beinen, stürmte er auf die Treppe zu und nahm immer zwei Stufen auf einmal. Kurz bevor er das Ende der Treppe erreicht hatte, peitschte

ein einzelner Schuß durch die Nacht. Rechts neben ihm prallte eine Kugel gegen den Granitstein und verschwand zischend in der Nacht.

Sich duckend und Haken schlagend, erreichte Jack das Ende der Treppe und landete auf einer Terrasse. In der Mitte der Terrasse befand sich ein leerer Springbrunnen, der während des Winters abgestellt war. Der Platz war an drei Seiten von Arkaden eingeschlossen. Von der Mitte der rückseitigen Arkade aus führte eine weitere Stein-
treppe zur nächsten Ebene hinauf. Jack hörte seinen Verfolger die Treppe emporstürmen. Wie vorhin verursachten seine Absätze auf den Steinen ein lautes metallisches Klicken. Es konnte nur noch Sekunden dauern, bis er oben war. Da Jack wußte, daß er es nicht bis zur zweiten Treppe schaffen würde, flüchtete er in den Schatten einer Arkade. Unter dem Bogen war die Dunkelheit vollkommen. Mit vorgestreckten Händen tastete er sich blind voran.

Plötzlich verstummten die von der ersten Treppe heraufschallenden, lauten Schritte. Jack wußte, daß sein Verfolger nun die Terrasse erreicht hatte, und tastete sich schneller voran. Sein Ziel war die zweite Treppe. Doch zu seinem Entsetzen stieß er gegen eine metallene Mülltonne. Mit einem lauten Krachen fiel sie um und rollte über den Boden. Beinahe im gleichen Augenblick feuerte sein Verfolger erneut. Die Kugeln trafen die Arkade, prallten an allen Seiten von den Granitwänden ab. Jack warf sich flach auf den Boden, legte sich schützend die Arme über den Kopf und wartete, bis die letzte Ladung zischend verhallt war.

Dann stand er auf und bewegte sich langsam weiter. Als er die Ecke der Arkade erreichte, taten sich weitere Hindernisse auf. Überall lagen Flaschen und Bierdosen auf dem Boden verstreut; es war unmöglich, geräuschlos über sie hinwegzugehen. Bei jedem Scheppern, das er versehentlich auslöste, fluchte er leise vor sich hin. Aber es gab kein Zurück. Als er die zweite Treppe erreicht hatte, stürmte er nach oben. Zum Glück war es hier etwas heller, so daß er sehen konnte, wo er seine Füße hinsetzen mußte.

Er hatte das Ende der Treppe fast erreicht, als plötzlich ein Befehl die Stille durchschnitt.

»Hey, Mann, bleib stehen, oder ich puste dich weg!« Die Stimme

verriet Jack, daß der Mann am Fuß der Treppe stehen mußte. Auf diese Entfernung hatte er keine Chance. Deshalb blieb er stehen. »Umdrehen!«

Jack folgte dem Befehl und blickte in die Mündung der gewaltigen Pistole, die sein Verfolger auf ihn gerichtet hatte. »Erkennst du mich? Ich bin Reginald.«

»Ich erinnere mich ziemlich gut«, erwiderte Jack. »Komm sofort runter!« befahl Reginald; er war vollkommen aus der Puste. »Ich werde keine einzige verfluchte Treppe mehr hinter dir hersteigen. Hast du das kapiert?«

Langsam ging Jack nach unten. Auf der dritten Stufe blieb er stehen. Im fahlen Licht, das die Stadt herüberwarf und das von der Wolkendecke reflektiert wurde, konnte Jack die Züge des Mannes kaum erkennen. Seine Augen erschienen ihm wie zwei endlos tiefe Löcher.

»Mann, du hast wirklich Mumm in den Knochen«, sagte Reginald. Langsam senkte er den Arm und ließ die Maschinenpistole lässig baumeln. »Und du bist gut in Form. Das muß ich dir lassen.«

»Was willst du von mir? Was auch immer es ist - du kannst es haben.«

»Jetzt hör mal zu, Alter. Ich will überhaupt nichts von dir«, sagte Reginald. »Schließlich weiß ich, daß bei dir nicht viel zu holen ist. In den beschissenen Lumpen, die du am Leibe trägst, hast du bestimmt nichts versteckt, und in deinem gottverdammten Apartment bin ich auch schon gewesen. Um ehrlich zu sein - ich soll dich einfach nur kaltmachen. Uns ist nämlich zu Ohren gekommen, daß du dich nicht an Twins Empfehlung gehalten hast.«

»Ich kann dir Geld geben«, bot Jack an. »Was auch immer sie dir für diesen Job bezahlen, ich biete mehr.«

»Klingt interessant«, erwiderte Reginald. »Aber ich kann mich leider nicht auf den Deal einlassen. Dann würde ich es mir nämlich mit Twin verderben, und was dann auf mich zukäme, kannst du mit keinem Geld der Welt bezahlen. Also vergiß es.«

»Dann erzähl mir wenigstens, wer dich bezahlt«, forderte Jack. »Nur, damit ich's weiß.«

»Hey, Kumpel, wenn du die Wahrheit wissen willst - ich hab' keinen blassen Schimmer«, sagte Reginald. »Ich weiß nur, daß der Job verdammt gut bezahlt wird. Dafür, daß ich dich eine Viertelstunde durch den Park jage, kriegen wir fünfhundert Piepen. Das ist nicht schlecht, würde ich sagen.«

»Ich zahle tausend«, sagte Jack. Er wollte, daß Reginald weiterredete.

»Tut mir leid«, entgegnete Reginald. »Unsere kleine Show hier ist vorbei, deine Zeit ist abgelaufen.« Genauso langsam, wie er die Pistole hatte sinken lassen, hob er sie wieder an. Jack konnte nicht fassen, daß er jetzt aus kürzester Distanz erschossen werden sollte, von jemandem, der ihm völlig fremd war und der ihn genausowenig kannte. Es war wirklich absurd. Er mußte unbedingt versuchen, Reginald zum Reden zu bringen, doch so wortgewandt er sonst war, es fiel ihm einfach nichts ein. Als er sah, wie die Waffe sich langsam auf ihn richtete und er schließlich direkt in den Lauf der Pistole starrte, war seine Schlagfertigkeit wie weggeblasen.

Ein Schuß krachte durch die Nacht. Jack zuckte zusammen. Er hatte die Augen geschlossen, aber seltsamerweise spürte er nichts. Dann erst wurde ihm bewußt, daß Reginald mit ihm Katz und Maus zu spielen schien. Er öffnete die Augen. Auch wenn er vor Angst fast verging, war er fest entschlossen, sich cool zu geben. Doch was er sah, machte ihn völlig perplex. Reginald war verschwunden. Jack blinzelte ein paarmal, als traue er seinen Augen nicht. Dann sah er genauer hin und erkannte am Boden die Umrisse von Reginalds Körper. Rund um den Kopf breitete sich ein dunkler Fleck aus.

Jack schluckte, rührte sich aber nicht vom Fleck. Plötzlich trat ein Mann aus dem Schatten der Arkade. Er trug eine Baseballkappe, verkehrt herum. In der Hand hielt er eine Pistole, die so ähnlich aussah, wie die von Reginald. Als erstes bückte er sich nach Reginalds Waffe, die drei Meter über den Boden geschlittert war. Er nahm sie kurz in Augenschein und stopfte sie sich in den Hosenbund. Dann stieg er über den Leichnam hinweg und stieß mit dem Fuß Reginalds Kopf zur Seite, um die Wunde aus der Nähe zu betrachten. Zufrieden beugte er sich zu dem leblosen Körper hinab und durchsuchte ihn,

bis er eine Brieftasche gefunden hatte. Er steckte sie ein und erhob sich. »Los, Doc, gehen wir«, sagte er.

Jack stieg die letzten drei Stufen hinab. Unten angekommen, erkannte er seinen Retter. Es war Spit!

»Was machst du denn hier?« flüsterte Jack. Seine Kehle war so trocken, daß er kaum sprechen konnte.

»Laß uns bloß schnell abhauen, Mann«, erwiderte Spit. »Wir haben keine Zeit für irgendwelche Mätzchen.« Er rotzte auf die Steine. »Wir müssen so schnell wie möglich von diesem beschissenen Ort verschwinden. Einer von den Pennern da drüben hat nur einen Streifschuß abbekommen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis es hier vor Bullen wimmelt.«

Jacks Hirn arbeitete auf Hochtouren. Verzweifelt versuchte er sich zusammenzureimen, warum sein Basketballkumpel im entscheidenden Moment an seiner Seite gewesen war, doch er hatte keinen Schimmer. Genausowenig verstand er, warum Spit ihn nun mit aller Kraft aus dem Park zerren wollte. Jack meldete Protest an. Schließlich galt es als ein schweres Verbrechen, den Tatort eines Mordes zu verlassen, und hier waren sogar zwei Menschen getötet worden. Doch Spit hörte nicht auf ihn. Als Jack schließlich stehenblieb und seinem Kumpel erklären wollte, warum sie auf keinen Fall abhauen dürften, haute Spit ihm eine runter. Und es war weiß Gott kein freundschaftlicher Klaps.

Jack betastete sein Gesicht. Die Stelle brannte wie Feuer. »Was zum Teufel...«

»Ich versuche nur, ein bißchen Verstand in dich hineinzuprügeln«, erläuterte Spit. »Wir müssen unsere Ärsche so schnell wie möglich in Sicherheit bringen. Hier, nimm du das kleine Schätzchen«, sagte er und drückte ihm Reginalds Maschinenpistole in die Hand. »Was soll ich mit dem verdammten Ding anfangen?« Für Jacks Begriffe handelte es sich um eine Mordwaffe, die als Beweisstück zu gelten hatte, und die man nur mit Latexhandschuhen anfassen durfte.

»Schieb sie unter dein Sweatshirt!« befahl Spit. »Und dann beweg dich, Mann!«

»Aber Spit, ich kann mich wirklich nicht einfach aus dem Staub machen«, insistierte Jack. »Du kannst ja verschwinden, wenn du willst. Und nimm bitte dieses Ding mit!«

Spit explodierte. Er riß Jack die Pistole aus der Hand und drückte ihm den Lauf gegen die Stirn. »Hey, Alter, du gehst mir wirklich auf den Sack!« fluchte er. »Raffst du eigentlich überhaupt nichts? Womöglich streunen hier immer noch ein paar Arschlöcher von den Black Kings herum. Jetzt paß mal gut auf! Wenn du deinen Hintern nicht sofort in Bewegung setzt, kannst du von mir aus ins Gras beißen. Hast du das kapiert? Wenn Warren mir nicht aufgetragen hätte, mich um dich zu kümmern, würde ich meinen schwarzen Arsch bestimmt nicht riskieren, um einen weißen Doktor aus der Scheiße zu holen.«

»Warren?« fragte Jack entgeistert. Er verstand überhaupt nichts mehr. Doch er nahm Spits Warnung ernst und wagte es nicht, weitere Fragen zu stellen. Vom Basketballfeld wußte er, daß Spit impulsiv reagierte und schnell aus der Fassung geriet. Jack hatte es immer vermieden, sich mit ihm anzulegen. »Kommst du jetzt, oder was?«

»Okay«, erwiderte Jack. »Ich komme. Wahrscheinlich weißt du besser, was hier abläuft.«

Als sie die Amsterdam Avenue erreicht hatten, ging Spit in die nächste Telefonzelle. Jack marschierte nervös vor der Zelle auf und ab. Plötzlich hatte das in New York City allgegenwärtige Heulen der Sirenen und Martinshörner eine völlig neue Bedeutung für ihn. Zum erstenmal nahm er es in dem Bewußtsein wahr, an einem Verbrechen beteiligt gewesen zu sein. Jahrelang war ihm die Polizei als Retter und Helfer erschienen. Jetzt war er selbst der Gesuchte.

Spit legte auf und reckte Jack zum Zeichen des Triumphes den Daumen entgegen. Jack war erleichtert. Er hatte zwar keine Ahnung, was Spit mit seiner Geste sagen wollte, doch wenigstens schien er zufrieden zu sein.

Keine fünfzehn Minuten später hielt am Bordstein ein tiefergelegter kastanienbrauner Buick. Durch die getönten Scheiben drang das rhythmische Stampfen lauter Rapmusik. Spit öffnete die hintere Tür und forderte Jack auf einzusteigen. Willenlos folgte Jack der Auffor-

derung. Er hatte offensichtlich keinen Einfluß mehr auf das, was geschah. Bevor Spit auf dem Beifahrersitz Platz nahm, sah er sich noch einmal mißtrauisch nach allen Seiten um. Dann brauste der Buick davon.

»Was ist passiert?« fragte der Fahrer. Es war David, auch ihn kannte Jack vom Basketballplatz.

»Eine ganze Menge Scheiße«, erwiderte Spit, ließ sein Fenster herunter und spuckte geräuschvoll aus. Dann präsentierte er David die Waffe, die er Reginald abgenommen hatte. David stieß einen Pfiff der Bewunderung aus. »Wow«, sagte er. »Das ist das neue Modell.«

Ohne viel zu reden, fuhren die drei in nördliche Richtung, bis sie die 106th Street erreichten. Dort bog David rechts ab und parkte am Rande des Basketballplatzes. Das Spiel war noch in vollem Gange.

»Wartet hier«, sagte Spit und steuerte auf das Spielfeld zu. Jack war versucht, David zu fragen, was hier eigentlich vor sich ging, aber eine innere Stimme riet ihm, lieber den Mund zu halten. Schließlich gelang es Spit, Warren auf sich aufmerksam zu machen, woraufhin dieser das Spiel unterbrach. Nachdem die beiden ein paar Worte gewechselt hatten und Spit Warren die Brieftasche von Reginald ausgehändigt hatte, kamen sie gemeinsam zum Auto. David ließ sein Fenster herunter. Warren steckte seinen Kopf in den Wagen und sah Jack an. »Was zum Teufel hast du nur gemacht?« fragte er wütend. »Überhaupt nichts«, erwiderte Jack. »Ich verstehe gar nicht, wieso du sauer auf mich bist. Ich bin schließlich das Opfer.«

Warren antwortete nicht. Statt dessen ließ er seine Zunge durch seinen trockenen Mund kreisen und dachte angestrengt nach. Auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Plötzlich richtete er sich auf und öffnete an Jacks Seite die Tür. »Komm raus«, forderte er ihn auf. »Wir müssen reden. Laß uns hochgehen in dein Apartment.«

Jack stieg aus. Er versuchte Warren in die Augen zu sehen, doch der wich seinem Blick aus. Warren ging voraus und überquerte die Straße. Jack folgte ihm, und Spit schloß sich ihnen an. Schweigend stiegen sie die Treppen hinauf. »Hast du irgendwas zu trinken?« fragte Warren, als sie in Jacks Wohnzimmer standen.

»Gatorade oder Bier?« fragte Jack zurück. Er hatte seinen Kühl-

schränk wieder gefüllt.

»Gatorade«, sagte Warren und ließ sich auf Jacks Couch plumpsen. Spit entschied sich für ein Bier.

Nachdem Jack die Getränke verteilt hatte, setzte er sich gegenüber der Couch auf einen Stuhl. Spit zog es vor, sich gegen den Schreibtisch zu lehnen.

»Ich will wissen, was hier los ist«, stellte Warren klar. »Das wüßte ich selbst gerne«, erwiderte Jack. »Jetzt tisch mir bloß keine Märchen auf«, fuhr Warren auf. »Du hast mir schon mal die halbe Wahrheit erzählt.«

»Was meinst du?«

»Am Samstag hast du mich nach den Black Kings gefragt«, erinnerte Warren ihn. »Angeblich aus purer Neugier. Und heute nacht versucht plötzlich einer von diesen Hurensöhnen, dich kaltzumachen. Ich weiß genau, was diese Nieteten treiben. Sie mischen dick im Drogengeschäft mit. Hast du jetzt begriffen, worauf ich hinauswill? Ich will wissen, ob du auch mit Drogen dealst. Und falls ja, brauchst du dich bei uns nicht mehr blicken zu lassen. So einfach ist das.«

Jack lachte ungläubig auf. »Deshalb veranstaltest du hier also so einen Wirbel. Glaubst du wirklich, ich deale mit Drogen?«

»Jetzt hör mir mal gut zu, Doc«, erwiderte Warren. »Ich weiß, daß du ein komischer Kauz bist. Und ich hab' nie verstanden, warum du in dieser gottverdammten Gegend lebst. Aber das ist mir auch völlig egal, solange du unser Viertel nicht versaust. Wenn du aber hier bist, um mit Drogen zu dealen, solltest du lieber schleunigst verschwinden.«

Jack räusperte sich. Dann gestand er Warren, daß er ihm in der Tat nicht die volle Wahrheit erzählt hatte, als er ihn nach den Black Kings gefragt hatte. Er berichtete ihm, wie die Black Kings ihn zusammengeschlagen hatten, stellte aber klar, daß der Zwischenfall etwas mit seiner Arbeit zu tun gehabt habe. Und zwar etwas, daß er selbst nicht ganz durchschaue. »Bist du ganz sicher, daß du nicht dealst?« fragte Warren noch einmal und sah ihn streng an. »Wenn du mich jetzt anlügst, mache ich Kleinholz aus dir.«

»Diesmal habe ich dir wirklich die Wahrheit gesagt«, versicherte

Jack.

»Okay«, sagte Warren. »Weißt du eigentlich, was du für ein Glück gehabt hast? Wenn David und Spit diesen Mistkerl in seinem Camaro nicht erkannt hätten, wärest du jetzt schon Geschichte. Spit hat gesagt, der Typ war im Begriff, dich wegzupusten.«

Jack sah zu Spit auf. »Ich bin dir sehr dankbar.«

»Ist schon okay«, erwiderte Spit. »Dieser Mistsack war so versessen darauf, dich zu kriegen, daß er sich nicht ein einziges Mal umgedreht hat. Wir waren an ihm dran, seit er in die 106th eingebogen war.«

Jack rieb sich den Kopf und seufzte. Jetzt erst begann er sich langsam zu beruhigen. »Was für eine Nacht«, sagte er. »Aber sie ist noch nicht vorbei. Wir müssen zur Polizei gehen.«

»Den Teufel werden wir tun«, erwiderte Warren und wurde wieder wütend. »Niemand von uns wird zur Polizei gehen.«

»Aber es gibt einen Toten«, wandte Jack ein. »Vielleicht sogar zwei oder drei, wenn man die Penner mitzählt.«

»Und es werden vier sein, wenn du dich unterstehst, zur Polizei zu gehen«, warnte Warren ihn. »Hör zu, Doc. Misch dich nicht in die Angelegenheiten der Gangs ein. Und das hier ist eine Angelegenheit, die nur die Gangs etwas angeht. Dieser verfluchte Reginald wußte, daß er in unserem Viertel nichts verloren hatte. Unfaßbar! Wir müssen den Black Kings klipp und klar zu verstehen geben, daß sie nicht einfach in unser Viertel hereinspaziert kommen und jemanden umnieten können, auch wenn es nur ein weißer Doktor ist. Demnächst kommen sie noch auf die Idee und putzen einen von uns weg. Halt dich da raus, Doc. Und die Polizei interessiert das sowieso einen Dreck. Die freuen sich doch nur, wenn wir Schwarzen uns gegenseitig umlegen. Es bringt nur Schwierigkeiten, wenn du zur Polizei gehst - für dich und für uns. Also laß es lieber. Sonst bist du die längste Zeit unser Freund gewesen. Hast du das kapiert?«

»Aber den Tatort eines Verbrechens zu verlassen ist...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach ihn Warren. »Es ist eine Straftat. Ein Riesending. Aber wen zum Teufel interessiert das? Dich sollte etwas anderes viel mehr interessieren. Du hast nämlich immer noch ein

Problem. Wenn die Black Kings dich umnieten wollen, tust du gut daran, uns zum Freund zu haben, denn wir sind die einzigen, die dafür sorgen können, daß du noch ein bißchen am Leben bleibst. Die Bullen können das nicht, darauf kannst du Gift nehmen.«

Jack wollte etwas erwidern, änderte dann aber seine Meinung. Bei allem, was er über die Gangs in New York City wußte, war ihm klar, daß Warren recht hatte. Allem Anschein nach wollten die Black Kings ihn wirklich tot sehen, und nach dem, was mit Reginald passiert war, würden sie es erst recht auf ihn abgesehen haben. Die Polizei hatte keine Chance, sie davon abzuhalten, es sei denn, sie ließen ihn rund um die Uhr von ein paar Geheimdienstlern bewachen.

Warren sah Spit an. »In den nächsten Tagen muß irgend jemand auf den Doc aufpassen«, sagte er. Spit nickte. »Kein Problem.«

Warren stand auf und streckte sich. »Was mir am meisten stinkt, ist, daß ich heute seit Wochen die beste Mannschaft zusammen hatte. Und wegen dieser Mistgeschichte mußten wir das Spiel abbrechen.«

»Tut mir wirklich leid«, sagte Jack. »Wenn ich das nächstmal gegen dich spiele, laß ich dich gewinnen.«

Warren lachte. »Eins muß man dir lassen, Doc. Du kannst es auf jeden Fall mit den besten von unseren Spielern aufnehmen.« Dann gab er Spit zu verstehen, daß es Zeit war zu verschwinden. »Wir sehen uns, Doc«, rief er Jack von der Tür aus zu. »Mach jetzt bloß keine Dummheiten. Spielst du morgen abend wieder mit?«

»Schon möglich«, erwiderte Jack. Er hatte keinen Schimmer, was er in den nächsten fünf Minuten machen würde; an den nächsten Abend mochte er noch gar nicht denken.

Er setzte sich für ein paar Minuten. Er war völlig verstört. Nach einer Weile erhob er sich und ging ins Badezimmer. Als er in den Spiegel sah, erschrak er. Während er mit Spit auf David gewartet hatte, hatten ihn zwar ein paar Leute angesehen, aber niemand hatte irritiert gewirkt. Jetzt wunderte er sich, daß niemand ihn angestarrt hatte. Sein Gesicht und sein Sweatshirt waren über und über mit Blut bespritzt, vermutlich von dem Penner. Außerdem waren seine Stirn und seine Nase von mehreren häßlichen Kratzern durchzogen, die ihm der Penner beigebracht hatte. Auch seine Wangen waren von

kreuz und quer laufenden Kratzern verunstaltet; die mußte er sich beim Krabbeln durchs Dickicht zugezogen haben.

Er stieg in die Wanne und duschte ausgiebig. Tausend Gedanken wirbelten ihm durch den Kopf. Er konnte sich nicht erinnern, jemals so konfus gewesen zu sein. Natürlich war er damals, als er seine Familie verloren hatte, auch völlig durcheinander gewesen. Aber das war anders gewesen, er hatte unter Depressionen gelitten. Jetzt war er einfach nur vollkommen verwirrt. Er stieg aus der Badewanne und trocknete sich ab. Immer noch rang er mit sich, ob er nicht doch lieber die Polizei anrufen sollte. Unschlüssig ging er zum Telefon. Jetzt erst sah er, daß die Anzeige seines Anrufbeantworters blinkte. Er drückte auf den Wiedergabeknopf und vernahm eine beunruhigende Nachricht von Beth Holderness. Er rief sie sofort zurück, ließ es zehnmal klingeln, gab auf. Was mochte sie herausgefunden haben? Und warum war sie im Manhattan General rausgefliegen? Wahrscheinlich war es seine Schuld, daß man sie gefeuert hatte. Was hatte er nur angerichtet?

Er nahm sich ein Bier und setzte sich im Wohnzimmer auf die Fensterbank. Von hier aus konnte er einen kleinen Teil der 106th Street überblicken. Wie immer drängten sich zahllose Autos und Menschen durch die Straße. Unschlüssig verharrte er so mehrere Stunden lang. Schließlich wurde ihm klar, daß er sich, indem er die Polizei immer noch nicht verständigt hatte, dem Wunsch von Warren gebeugt hatte. Damit war er zum erstenmal in seinem Leben straffällig geworden.

Immer wieder versuchte er Beth zu erreichen. Inzwischen war es nach Mitternacht. Das Telefon klingelte und klingelte, doch niemand nahm ab. Jack begann sich ernsthaft Sorgen zu machen. Wie es aussah, war zu all seinen Problemen ein weiteres hinzugekommen.

27. Kapitel

Dienstag, 26. März 1996, 7.30 Uhr

Als Jack aufwachte, rief er zuallererst bei Beth Holderness an. Doch sie meldete sich immer noch nicht. Er war zutiefst beunruhigt.

Da er sich noch kein neues Fahrrad gekauft hatte, mußte er wieder die U-Bahn nehmen, doch heute ging er nicht allein zur Arbeit. Als er sein Haus verließ, heftete sich sofort eines der jüngeren Gangmitglieder aus dem Viertel an seine Fersen. Es war Slam; der Name war eine Anspielung auf seinen knallharten und treffsicheren Wurf beim Basketball. Obwohl er kaum größer war als Jack, konnte er mindestens dreißig Zentimeter höher springen.

Während der Zugfahrt saßen Jack und Slam einander zwar gegenüber, doch sie wechselten kein Wort. Slam sah Jack hin und wieder in die Augen, aber im großen und ganzen wirkte er völlig gleichgültig. Wie die meisten jungen Afroamerikaner trug er übergroße Kleidung. Sein Sweatshirt erinnerte an ein Zelt, und Jack wollte sich lieber nicht ausmalen, was er vermutlich darunter verbarg. Wie er Warren kannte, war der Junge jedenfalls nicht mit seinem Schutz beauftragt worden, ohne mit einem angemessenen Waffenarsenal ausgestattet zu sein. Jack überquerte die First Avenue und erklomm die Eingangsstufen zum Gerichtsmedizinischen Institut. Oben angekommen, sah er sich noch einmal um. Slam war auf dem Bürgersteig stehengeblieben und wußte offensichtlich nicht genau, was er jetzt tun sollte. Jack zögerte ebenfalls. Für einen Augenblick ging ihm der verrückte Gedanke durch den Kopf, daß er dem Jungen anbieten könnte, es sich in der Kantine im zweiten Stock gemütlich zu machen, doch das war natürlich unmöglich. Er zuckte mit den Achseln. Er wußte es zwar zu schätzen, daß Slam sich um ihn kümmerte, doch was er mit dem Rest des Tages anfangen sollte, mußte er sich schon selbst überlegen.

Jack betrat das Gebäude und stellte sich darauf ein, ein paar Opfer zu sehen, für deren Tod er sich mitverantwortlich fühlte. Er nahm all

seinen Mut zusammen und ging an der Empfangsdame vorbei.

Obwohl er an diesem Tag ausschließlich für Schreibtischarbeiten und nicht für Autopsien eingeteilt war, wollte er unbedingt wissen, welche Fälle im Laufe der Nacht eingeliefert worden waren. Dabei dachte er nicht nur an Reginald und die beiden Obdachlosen - er fürchtete auch, daß es womöglich weitere Meningokokkenopfer gegeben hatte.

Als er den Raum betrat, in dem die Tagespläne erstellt wurden, wußte er sofort, daß irgend etwas vorgefallen war. Anders als sonst saß Vinnie nicht da und las Zeitung. »Wo ist Vinnie?« wandte sich Jack an George. Ohne aufzusehen, erwiderte George, Vinnie sei bereits mit Bingham in der »Grube«.

Jacks Herz begann zu rasen. Die Ereignisse vom vergangenen Abend lasteten schwer auf ihm, und plötzlich schoß ihm der irrationale Gedanke durch den Kopf, Bingham könnte womöglich gerufen worden sein, um Reginald zu obduzieren. Wegen seiner hohen Stellung nahm Bingham nur äußerst selten selbst Autopsien vor, und wenn, dann waren es meistens politisch brisante Fälle.

»Warum ist Bingham denn schon so früh hier?« fragte er, um einen möglichst beiläufigen Ton bemüht.

»Heute nacht war die Hölle los«, erwiderte George. »Ein weiterer Infektionsfall aus dem Manhattan General, und jetzt scheint die ganze Stadtverwaltung in Aufruhr zu sein. Der städtische Epidemiologe hat mitten in der Nacht die Gesundheitsbeauftragte alarmiert, und die wiederum hat Bingham in Marsch gesetzt.«

»Meningokokken?«

»Nein«, sagte George. »Sie glauben, daß er an einer Viruspneumonie gestorben ist.«

Jack nickte und spürte, wie ihm ein kalter Schauer über den Rücken lief. Er mußte unweigerlich an das Hantavirus denken.

Im letzten Frühling hatte es auf Long Island einen Fall gegeben. Die Krankheit wurde zwar äußerst selten von Mensch zu Mensch übertragen, doch das Hantavirus galt als sehr gefährlich. Er ließ seinen Blick über Georges Schreibtisch schweifen und registrierte, daß sich dort mehr Akten stapelten als üblich. »Sind letzte Nacht sonst

noch irgendwelche interessanten Fälle reingekommen?« fragte er.

Er blätterte die Akten durch und suchte Reginalds Namen. »Hey«, ermahnte ihn George. »Ich hab' gerade ein bißchen Ordnung in diesen Papierwust gebracht.« Dann sah er auf und erschrak. »Mein Gott, was ist denn mit dir passiert?« Jack hatte ganz vergessen, wie schlimm sein Gesicht aussah. »Ich bin gestern abend beim Joggen gestolpert«, erwiderte er. Er haßte es zu lügen, und so hatte er wenigstens nicht ganz die Unwahrheit gesagt, auch wenn er den entscheidenden Teil der Geschichte natürlich für sich behielt.

»Wo bist du bloß hingefallen?« wollte George wissen. »In eine Rolle Stacheldraht?«

»Gab es letzte Nacht irgendwelche Schußopfer?« fragte Jack, um das Thema zu wechseln.

»Allerdings«, erwiderte George. »Vier an der Zahl! Schade, daß heute dein Schreibtischtag ist, sonst würde ich dir einen übergeben.«

»Zeig mir mal, wo die Erschossenen liegen«, forderte Jack seinen Kollegen auf und suchte erneut den Schreibtisch ab. George klopfte auf einen der zahlreichen Aktenstapel. Jack nahm die oberste Akte zur Hand. Als er sie aufklappte, stockte ihm der Atem. Er mußte sich am Tisch festklammern, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Name der Toten war Beth Holderness!

»O mein Gott!« murmelte er. »Das darf nicht wahr sein.« George blickte auf. »Was ist denn mit dir los? Du bist ja plötzlich kreideweiß im Gesicht. Alles in Ordnung?« Jack ließ sich auf dem nächstbesten Stuhl sacken und vergrub sein Gesicht in den Händen. Ihm war plötzlich ganz schwindelig. »Kannst du das Opfer?« fragte George besorgt. Jack stand wieder auf. Sein Schwindelanfall war vorüber. Er holte tief Luft und nickte. »Ja, sie war eine Bekannte«, sagte er. »Ich habe noch gestern nachmittag mit ihr gesprochen.« Dann schüttelte er den Kopf und fügte hinzu: »Ich kann es einfach nicht fassen.«

George nahm ihm die Mappe aus der Hand und klappte sie auf. »Ach ja«, sagte er. »Das ist ja die Laborassistentin aus dem Manhattan General. Wirklich traurig. Sie war erst achtundzwanzig. Wie es aussieht, hat man ihr für ein paar billige Schmuckstücke und einen Fernseher eine Kugel durch den Kopf gejagt. Was für eine Tragö-

die!«

»Und wer sind die anderen Schußopfer?« Jack setzte sich vorsichtshalber wieder.

George warf einen Blick auf seine Liste. »Ich habe hier einen Hector Lopez, West 16th Street, außerdem einen Mustafa About, East 19th Street, und einen Reginald Winthrope, Central Park.«

»Zeig mir mal den Fall Winthrope«, sagte Jack. George reichte ihm die Mappe.

Jack suchte zwar nichts Bestimmtes, aber sein Gefühl, in die Sache verwickelt zu sein, erweckte sein Interesse an dem Fall. Das Verrückteste aber war wohl, daß er selbst jetzt als ein Fall auf Georges Schreibtisch liegen würde, wenn Spit ihm nicht das Leben gerettet hätte. Während er George die Mappe über Reginald zurückgab, durchfuhr ihn ein kalter Schauer.

»Ist Laurie schon da?« fragte er.

»Sie ist kurz vor dir gekommen«, erwiderte George. »Sie wollte sich eigentlich schon ein paar Akten mitnehmen, aber ich hatte den Tagesplan noch nicht ganz fertig.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Oben in ihrem Büro, nehme ich an. Aber genau weiß ich es nicht.«

»Gib ihr die Fälle Holderness und Winthrope«, bat Jack seinen Kollegen und erhob sich behutsam.

»Und wieso sollte ich das tun?« wollte George wissen.

»Bitte George, mach's einfach«, drängte Jack.

»Ist ja schon gut«, erwiderte George. »Werd' nicht gleich sauer.«

»Tut mir leid«, entgegnete Jack. »Ich wollte nicht sauer klingen. Ich bin einfach in Sorge.«

Jack durchquerte die Telefonzentrale und ging am Büro von Janice Jaeger vorbei, die wie immer Überstunden machte. Heute hatte er keine speziellen Fragen an sie. Er war zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. Der Tod von Beth Holderness erschütterte ihn. Daß sie vermutlich seinetwegen ihren Job verloren hatte, hätte ihm schon genug zu schaffen gemacht. Aber daß sie jetzt womöglich aufgrund seiner Nachforschungen ermordet worden war, machte ihn völlig fertig. Der Anschlag auf sein Leben hatte seinen Verdächti-

gungen neue Nahrung gegeben. Irgend jemand hatte versucht, ihn zu töten, weil er die Warnung mißachtet und dem Manhattan General einen weiteren Besuch abgestattet hatte. Und in derselben Nacht war Beth Holderness ermordet worden. War sie wirklich einem Raubüberfall zum Opfer gefallen? Oder hatte ihre Ermordung etwas mit seinen Nachforschungen zu tun? Und wenn ja - welche Schlüsse ließ das über Martin Cheveau zu? Jack hatte keine Ahnung. Aber eins war ihm jetzt klar: Er durfte auf keinen Fall eine weitere Person in diese Geschichte verwickeln, denn er wollte niemandes Leben aufs Spiel setzen. Von jetzt an mußte er alles für sich behalten.

George hatte richtig vermutet: Laurie war in ihrem Büro. Während sie darauf wartete, daß George ihr Fälle zuwies, arbeitete sie ein paar unerledigte Akten auf. Als sie Jacks zerschundenes Gesicht sah, schrak sie zusammen. Jack tischte ihr die gleiche Geschichte auf, mit der er auch George abgespeist hatte, doch er sah ihr an, daß sie nicht sicher war, ob sie ihm glauben sollte. »Hast du schon gehört, daß Bingham unten in der ›Grube‹ ist?« fragte Jack, um von seinen Erlebnissen der vergangenen Nacht abzulenken.

»Ja, hab' ich«, erwiderte Laurie. »Es hat mich echt vom Hocker gehauen. Ich hätte nicht gedacht, daß ihn jemals etwas vor acht Uhr morgens hierhertreiben könnte, geschweige denn in den Sektionsaal!«

»Weißt du etwas über den Fall?«

»Nur, daß es sich um eine atypische Pneumonie handelt. Ich habe eben kurz mit Janice gesprochen. Die vorläufige Diagnose lautet Influenza.«

»Na sieh mal einer an«, entfuhr es Jack.

»Ich weiß genau, was du jetzt denkst«, sagte Laurie und drohte ihm mit dem Zeigefinger. »Influenza ist genau die Krankheit, die du verbreiten würdest, wenn du ein Terrorist wärst und unbedingt eine Epidemie auslösen wolltest. Aber bevor du jetzt völlig durchknallst und diesen Fall als eine Bestätigung deiner abstrusen Vermutung betrachtest, denk daran, daß immer noch die für Influenza typische Jahreszeit ist.«

»Eine primär-atypische Pneumonie, die durch Influenzaviren hervorgerufen wird, tritt nicht eben häufig auf«, entgegnete Jack; er bemühte sich, ruhig zu bleiben. Allein die Erwähnung des Wortes Influenza brachte sein Herz zum Rasen. »Aber wir haben jedes Jahr solche Fälle«, erinnerte ihn Laurie. »Mag ja sein«, räumte er ein. »Wie wär's, wenn du deine Internistin aus dem General mal anrufen und fragen würdest, ob wir noch mit weiteren Fällen rechnen müssen?«

»Jetzt?« Laurie sah auf die Uhr.

»Warum nicht? Wahrscheinlich macht sie gerade ihre Visite. Dann kann sie doch prima einen der Computer im Schwesternzimmer benutzen und mal kurz nachsehen.« Laurie zuckte mit den Schultern und griff zum Telefonhörer. Ein paar Minuten später hatte sie ihre Freundin am Apparat. Sie fragte sie, ob es weitere Influenzafälle gebe, und musterte Jack, während sie auf eine Antwort wartete. Sie machte sich wirklich Sorgen um ihn. Sein Gesicht war nicht nur zerkratzt, es war auch entzündet und gerötet.

»Keine weiteren Fälle«, wiederholte Laurie, als ihre Freundin wieder in der Leitung war. »Danke Sue. Da können wir wohl von Glück sprechen. Ich melde mich demnächst mal wieder bei dir. Ciao.« Sie legte auf. »Bist du jetzt zufrieden?«

»Im Augenblick ja«, erwiderte Jack. »Da fällt mir noch etwas ein. Ich habe George gebeten, dir zwei Fälle zuzuweisen, die mich besonders interessieren. Die Namen der Opfer lauten Holderness und Winthrope.«

»Gibt es für dein besonderes Interesse einen speziellen Grund?« Laurie hatte inzwischen gemerkt, daß Jack zitterte. »Tu mir einfach den Gefallen«, sagte Jack. »Ja, ist ja schon gut«, versuchte Laurie ihn zu beruhigen. »Würdest du mir dann bitte auch den Gefallen tun und bei Beth Holderness darauf achten, ob sich an ihrem Körper irgendwelche Haare oder Fasern befinden?« bat Jack. »Außerdem könntest du in Erfahrung bringen, ob die Mordkommission einen Kriminologen in ihre Wohnung geschickt hat, um auch dort nach Haaren und Fasern zu suchen. Falls irgendwelche Haare gefunden werden, laß eine DNA-Analyse machen, und stell fest, ob sie mit denen von Win-

Winthrope übereinstimmen.«

Für einen Moment war Laurie sprachlos. Als sie ihre Stimme schließlich wiedergefunden hatte, fragte sie: »Glaubst du, daß Winthrope Beth Holderness getötet hat?« Ihre Stimme verriet, daß sie das für ziemlich unwahrscheinlich hielt. Jack starrte vor sich hin und seufzte müde. »Ist durchaus möglich.«

»Aber wie kommst du darauf?«

»Ich habe irgendwie so eine komische Ahnung«, erwiderte Jack. Er hätte Laurie gern mehr erzählt, doch er hielt sich an seinen neuen Vorsatz, keine weiteren Leute einzuweißen. Er wollte auf keinen Fall noch mehr Menschen in Gefahr bringen. »Jetzt machst du mich aber wirklich neugierig«, drängte Laurie. »Ich möchte dich um noch einen Gefallen bitten«, fuhr Jack fort. »Du hast mir doch erzählt, daß du mal mit einem Polizeikommissar liiert warst und immer noch mit ihm befreundet bist.«

»Ja, das stimmt«, entgegnete Laurie.

»Glaubst du, du könntest ihn bitte anrufen?« fragte Jack. »Ich würde mich gern mal inoffiziell mit ihm unterhalten.«

»Jetzt machst du mir aber wirklich angst«, rief Laurie. »Steckst du in Schwierigkeiten - oder was ist los?«

»Laurie«, drängte Jack. »Bitte stell mir keine Fragen. Je weniger du weißt, desto besser ist es für dich. Ich glaube einfach, es wäre gut, wenn ich mich mit einem hochrangigen Kripomann unterhalte.«

»Soll ich ihn sofort anrufen?«

»Wann immer es dir paßt.«

Laurie seufzte und wählte die Nummer von Lou Soldano. Sie hatte schon seit ein paar Wochen nicht mehr mit ihm gesprochen, deshalb war es ihr fast ein bißchen peinlich, ihn wegen einer Sache anzurufen, über die sie so gut wie nichts wußte. Aber sie machte sich ernsthafte Sorgen um Jack und wollte ihm unbedingt helfen.

Als sich die Polizeibehörde meldete und Laurie nach Lou verlangte, teilte man ihr mit, Kommissar Lou sei zur Zeit leider nicht zu sprechen. Sie bat darum, ihm auszurichten, daß er sie zurückrufen möge.

»Mehr kann ich wohl im Moment nicht für dich tun«, sagte sie und legte auf. »Aber wie ich Lou kenne, ruft er mich zurück, sobald er

kann.«

»Das wäre wirklich gut«, entgegnete Jack und tätschelte Laurie die Schulter. Auf sie konnte er sich verlassen, und das tat ihm in seiner schwierigen Lage ziemlich gut.

Dann ging er in sein Büro und traf auf Chet, der ihn kurz musterte und einen Pfiff ausstieß. »Und wie sieht der andere aus?« fragte er scherzhaft. »Ich möchte jetzt nicht darüber reden«, entgegnete Jack. Er zog seine Jacke aus und hängte sie über den Stuhl. »Ich hoffe, es hat nichts mit diesen Gangtypen zu tun«, sagte Chet.

Jack wiederholte die Geschichte, die er auch den anderen aufgetischt hatte.

Chet grinste ihn von der Seite an, während er seinen Mantel in den Schrank hängte. »Klar, du bist beim Joggen hingefallen«, sagte er. »Und ich bin der neue Lover von Julia Roberts. Hey, du mußt mir wirklich nicht erzählen, was dir passiert ist. Ich bin ja nur dein Freund.«

Genau deshalb darf ich dir ja nichts sagen, sinnierte Jack. Als er nachgesehen hatte, ob irgendwelche telefonischen Nachrichten für ihn eingegangen waren, machte er Anstalten, das Büro wieder zu verlassen.

»Du hast gestern Abend ein nettes, kleines Essen verpaßt«, sagte Chet. »Terese war auch da, und wir haben über dich geredet. Sie scheint ganz schön auf dich zu stehen. Und sie begreift genausowenig wie ich, warum du wie ein Wahnsinniger hinter diesen Infektionsfällen herspürst.«

Jack machte sich nicht die Mühe zu antworten. Wenn Chet und Terese wüßten, was ihm in der vergangenen Nacht wirklich widerfahren war, würden sie sich noch viel mehr Sorgen um ihn machen. Er fuhr wieder nach unten und warf einen Blick in Janice' Büro. Er wollte ihr ein paar Fragen zu dem Influenzafall stellen, doch sie war schon nach Hause gegangen. Also fuhr er noch eine Etage tiefer, in die Leichenhalle, und schlüpfte in seinen Schutzanzug.

Er betrat den Sektionssaal und steuert auf den einzigen Tisch zu, an dem gerade gearbeitet wurde. Bingham stand rechts von der Leiche, Calvin links und Vinnie am Kopfende. Sie waren beinahe fertig.

»Na sieh mal einer an!« rief Bingham, als er Jack kommen sah. »Triffst sich ja wunderbar, daß uns nun unser hausinterner Infektions-
experte zur Seite steht.«

»Vielleicht möchte unser Experte uns erklären, mit was für einer Krankheit wir es hier zu tun haben«, stichelte Calvin sofort los. »Ich habe längst gehört, daß der Mann an Influenza gestorben ist«, erwiderte Jack.

»Schade«, sagte Bingham. »Ich hätte doch zu gern mal mit eigenen Augen gesehen, ob Sie wirklich eine Nase für solche Fälle haben. Als der Tote heute früh eingeliefert wurde, hatten wir nämlich noch keine Diagnose. Zuerst wurde befürchtet, daß der Mann an einem von einem Virus verursachten hämorrhagischen Fieber gestorben sei. Das hat natürlich alle ziemlich aufgebracht.«

»Und wann haben Sie erfahren, daß er Influenza hatte?« fragte Jack.

»Vor ein paar Stunden«, erwiderte Bingham. »Kurz bevor wir mit der Autopsie angefangen haben. Ein ziemlich interessanter Fall. Wollen Sie mal die Lungen sehen?«

»Ja.«

Behutsam nahm Bingham die Lungenflügel aus der Schale und zeigte Jack die Schnittstellen.

»O mein Gott!« Jack war entsetzt. »Die ganze Lunge ist ja befallen!« Stellenweise waren an der Lunge offene Blutungen zu erkennen.

»Sogar der Herzmuskel ist entzündet«, erklärte Bingham. Er legte die Lunge zurück und nahm das Herz aus der Schale, um es Jack zu zeigen. »Wenn man die Entzündung so deutlich sieht wie hier, dann ist sie ziemlich fortgeschritten.«

»Deutet auf einen aggressiven Virusstamm hin«, bemerkte Jack. »Allerdings«, sagte Bingham. »Und wie. Der Patient war ganze neunundzwanzig Jahre alt, und die ersten Symptome sind gestern abend gegen achtzehn Uhr aufgetreten. Um vier Uhr morgens war er tot. Die Geschichte erinnert mich an einen Fall, den ich während der weltweiten Epidemie siebenundfünfzig, achtundfünfzig obduziert habe; damals war ich noch Assistenzarzt.«

Vinnie verdrehte die Augen. Bingham hatte die nervtötende Angewohnheit, jeden Fall mit irgendeiner Geschichte aus seiner langen Gerichtsmedizinerlaufbahn zu vergleichen. »Damals handelte es sich ebenfalls um eine primäre, durch Influenzaviren verursachte Pneumonie«, fuhr Bingham fort. »Die Lunge sah genauso aus wie diese hier. Ich kann Ihnen sagen, der Anblick damals hat uns vor gewissen Influenzaviren einen gehörigen Respekt eingeflößt.«

»Ich finde diesen Fall ziemlich beängstigend«, sagte Jack. »Vor allem, wenn ich ihn in Verbindung mit all den anderen Krankheiten sehe, die vor kurzem hier aufgetreten sind.«

»Jetzt fangen Sie bloß nicht wieder damit an!« wies Bingham ihn zurecht.

»Dieser Fall ist längst nicht so ungewöhnlich wie der Pestfall oder die Tularämie. Jetzt ist eben die Jahreszeit für Grippe. Natürlich ist diese Pneumonie eine äußerst seltene Komplikation, aber so etwas kommt eben vor. Immerhin hatten wir erst im letzten Monat einen solchen Fall.«

Jack hörte zwar zu, aber Bingham konnte ihn mit seinem Vortrag keineswegs beruhigen. Der Patient, der hier vor ihnen lag, war an einer tödlichen Infektionskrankheit gestorben, und der Erreger hatte die Fähigkeit, sich wie ein Buschfeuer auszubreiten. Der einzige Trost war, daß die mit Laurie befreundete Internistin bestätigt hatte, daß es im Manhattan General keine weiteren akuten Influenzafälle gab.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich die Organe auswasche?« fragte Jack.

»Um Gottes willen - nein!« erwiderte Bingham. »Aber seien Sie vorsichtig mit dem Zeug.«

»Auf jeden Fall.«

Er ging mit den Lungen an eines der Waschbecken und bereitete mit Vinnies Hilfe einige Proben vor, indem er ein paar der kleinen Bronchiolen mit steriler Kochsalzlösung auswusch. Anschließend sterilisierte er die Behältnisse für die Proben mit Äther. Er war schon auf dem Weg nach draußen, als Bingham ihn zurückhielt und fragte, was er mit den Proben vorhabe. »Ich bringe sie rauf zu Agnes«, er-

widerte Jack. »Ich möchte, daß sie den Subtyp bestimmt.«

Bingham zuckte mit den Schultern und sah Calvin an. »Keine schlechte Idee«, sagte Calvin.

Jack fuhr hinauf in den dritten Stock. Doch als er Agnes die Proben hinstellte, wurde er enttäuscht.

»Wir haben hier nicht die Möglichkeit, den Subtyp festzustellen«, erklärte sie. »Und wer kann das machen?«

»Entweder das Speziallabor der Stadt oder das des Bundesstaates«, erwiderte Agnes. »Vielleicht geht es auch im Universitätslabor. Aber am besten läßt man derartige Analysen wohl vom *Center for Disease Control* durchführen. Die haben dort eine ganze Abteilung, die sich nur mit Influenza beschäftigt. Ich würde die Probe dahin schicken.«

Sie gab ihm einen speziell für Viren geeigneten Behälter, in dem er die ausgewaschenen Gewebeproben verstaute. Danach ging er in sein Büro, wählte die Nummer des *Center for Disease Control* und ließ sich mit der Influenza-Abteilung verbinden. Es meldete sich eine angenehm klingende Frauenstimme; Nicole Marquette. Jack brachte seinen Wunsch vor, und Nicole erklärte sich sogleich bereit, den Typ und den Subtyp des Influenzavirus zu bestimmen.

»Wenn die Probe noch heute bei Ihnen ankommt«, sagte Jack, »wann könnten Sie dann die Typisierung fertig haben?«

»Eine derartige Analyse können wir nicht über Nacht vornehmen«, entgegnete Nicole. »Falls Ihnen das vorgeschwebt haben sollte.«

»Und warum nicht?« Jack wurde ungeduldig. »Vielleicht könnte es doch funktionieren«, korrigierte sich Nicole. »Wenn sich in Ihrer Probe genügend Titer befindet, also eine ausreichende Menge von Viruspartikeln, könnte es eventuell möglich sein. Wissen Sie, wie hoch die Viruskonzentration ist?«

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Jack. »Aber die Gewebeprobe stammt aus der Lunge eines Patienten, der kürzlich an einer primären Viruspneumonie gestorben ist. Der Virusstamm ist wahrscheinlich extrem ansteckend, und ich befürchte, daß eine Epidemie ausbrechen könnte.«

»Wenn es sich wirklich um ein sehr ansteckendes Virus handelt, dürfte die Konzentration ziemlich hoch sein«, vermutete Nicole. »Ich

werde dafür sorgen, daß Sie die Probe noch heute erhalten«, sagte Jack und gab Nicole sowohl seine private als auch seine dienstliche Telefonnummer. Er bat sie, ihn anzurufen, sowie sie irgend etwas herausfand.

»Wir werden unser Bestes tun«, versicherte Nicole. »Aber ich muß Sie warnen - wenn die Viruskonzentration zu niedrig ist, kann es durchaus ein paar Wochen dauern, bis Sie wieder von mir hören.«

»Wochen?« fragte Jack entsetzt. »Wieso denn das?«

»Weil wir das Virus erst anzüchten müssen«, erklärte Nicole. »Normalerweise verwenden wir dazu Frettchen, und es dauert mindestens zwei Wochen, bis wir eine Antikörperreaktion hervorrufen können, die uns eine ausreichende Ausbeute an Viren garantiert. Wenn wir das Virus aber einmal in ausreichender Menge zur Verfügung haben, können wir wesentlich mehr darüber herausfinden, als nur den Subtypen zu benennen. Dann können wir sogar sein Genom bestimmen.«

»Wenn das so ist, will ich mal hoffen, daß die Viruskonzentration in meinen Proben hoch genug ist«, entgegnete Jack. »Jetzt würde ich Ihnen gern noch eine Frage stellen: Was glauben Sie, welcher Subtyp am ansteckendsten ist?«

»O Gott«, erwiderte Nicole, »das ist eine schwierige Frage. Dabei spielen alle möglichen Faktoren eine Rolle, vor allem die eventuelle Immunität eines Organismus gegen den Virus. Am ansteckendsten dürfte meiner Meinung nach ein vollkommen neuer Virusstamm sein - oder einer, der schon lange nicht mehr aufgetreten ist. Das ansteckendste Virus, mit dem wir es bisher zu tun hatten, dürfte wohl der Erreger gewesen sein, der 1918 und 1919 die weltweite Influenza-Epidemie ausgelöst hat. Wie Sie wissen, sind damals fünfundzwanzig Millionen Menschen gestorben.«

»Und um welchen Subtyp hat es sich damals gehandelt?«

»Das weiß niemand so genau«, erwiderte Nicole. »Der Subtyp existiert nämlich nicht. Er ist vor vielen Jahren verschwunden, vielleicht gleich nach dem Ende der Epidemie. Die Wissenschaftler gehen davon aus, daß der Virusstamm dem Subtyp ähnelte, der 1976 die Schweinegrippe ausgelöst hat.« Jack bedankte sich bei Nicole und

versicherte ihr, daß er die Proben sofort auf den Weg schicken werde. Nachdem er aufgelegt hatte, rief er Agnes an und fragte sie, wen sie mit dem Transport der Sendung beauftragen würde. Sie nannte ihm den Namen eines Kurierdienstes, den sie häufig benutzte, fügte aber hinzu, daß sie nicht wisse, ob er auch in andere Bundesstaaten liefere. »Das wird übrigens ein kleines Vermögen kosten«, warnte sie ihn. »Eine Overnight-Zustellung ist schon teuer genug - aber eine Auslieferung am gleichen Tag? Das wird Bingham nie genehmigen.«

»Ist mir egal«, erwiderte Jack. »Dann bezahle ich die Rechnung eben aus eigener Tasche.«

Er rief den Kurierdienst an, wo man ihn sehr entgegenkommend behandelte und ihn sofort mit Tony Liggio, einem der Geschäftsführer, verband. Als Jack sein Anliegen vorgebracht hatte, versicherte Tony, daß es überhaupt kein Problem sei, die Sendung noch am gleichen Tag zuzustellen.

»Können Sie sofort jemanden herschicken?« fragte Jack. Er hatte neuen Mut geschöpft.

»Natürlich«, erwiderte Tony. »In ein paar Minuten kommt jemand bei Ihnen vorbei.«

»Gut, es ist alles abholbereit.«

Jack war schon im Begriff aufzulegen, doch Tony wollte noch etwas loswerden. »Wollen Sie gar nicht wissen, wieviel Ihr Auftrag Sie kosten wird? Was Sie verlangen, ist schließlich etwas anderes, als eine Briefbeförderung nach Queens. Außerdem müssen wir noch klären, wie Sie zahlen wollen.«

»Mit Kreditkarte«, erwiderte Jack. »Sofern das in Ordnung geht.«

»Klar, kein Problem, Dr. Stapleton«, sagte Tony. »Es wird aber eine Weile dauern, bis ich Ihnen den genauen Rechnungsbetrag nennen kann.«

»Können Sie mir nicht wenigstens über den Daumen sagen, mit wieviel ich rechnen muß?«

»Zwischen ein- und zweitausend Dollar«, erwiderte Tony. Jack erschrak, aber er beschwerte sich nicht, sondern nannte Tony die Nummer seiner Kreditkarte. Eigentlich hatte er mit zwei- bis dreihundert Dollar gerechnet, doch er hatte natürlich nicht berücksich-

tigt, daß jemand mit der Sendung nach Atlanta und wieder zurück fliegen mußte.

Während er dem Kurierdienst die Daten seiner Kreditkarte durchgegeben hatte, war eine Rezeptionssekretärin in seinem Büro erschienen und hatte ihm ein Federal-Express-Paket in die Hand gedrückt. Ohne ein Wort zu sagen, war sie wieder verschwunden. Als Jack aufgelegt hatte, sah er, daß das Paket von National Biologicals war. Es waren die DNA-Tests, die er gestern bestellt hatte.

Er nahm die Tests und seine Virusproben und ging wieder hinunter zu Agnes. Er berichtete ihr, was er mit dem Kurierdienst vereinbart hatte.

»Ich bin beeindruckt«, sagte sie. »Ich frage lieber gar nicht, wieviel Geld Sie dafür hinlegen müssen.«

»Ist auch besser so«, erwiderte Jack. »Wie soll ich die Proben am besten verpacken?«

»Lassen Sie nur, wir kümmern uns darum«, erbot sich Agnes. Sie wies die Abteilungssekretärin an, die Proben in die Behältnisse für den Transport gefährlicher biologischer Substanzen zu verpacken und entsprechend zu beschriften. »Sieht so aus, als hätten Sie noch etwas für mich«, sagte sie und warf einen Blick auf die Fläschchen mit den DNA-Tests. Jack erklärte, worum es sich handelte und um welche Untersuchung er das DNA-Labor bat; nämlich die Substanzen daraufhin zu überprüfen, ob sie mit den Nukleoproteiden derjenigen Proben reagierten, die den vier kürzlich verschiedenen Infektionsothern entnommen worden waren. Er erzählte ihr nicht, was er mit dieser Untersuchung bezweckte.

»Ich will nur wissen, ob der Test positiv ausfällt oder nicht«, sagte er abschließend. »Ein quantitatives Ergebnis brauche ich nicht.«

»Um die Rickettsia- und Tularämierreger kümmere ich mich wohl besser selbst«, sagte Agnes. »Ich will auf keinen Fall, daß meine Leute sich anstecken.«

»Ich danke Ihnen«, entgegnete Jack. »Sie sind mir wirklich eine große Hilfe.«

»Dafür sind wir ja da«, beendete Agnes das Gespräch. Jack fuhr hinunter in den Raum, in dem die Tagespläne erstellt wurden. Dort

schenkte er sich erstmal eine Tasse Kaffee ein. Seit seiner Ankunft an diesem Morgen war so viel passiert, daß er kaum Zeit zum Nachdenken gehabt hatte. Als er nun in seinem Kaffee herumrührte, fiel ihm plötzlich ein, daß immer noch keiner von den beiden Obdachlosen im Institut gelandet war. Das hieß, daß sie entweder in ein Krankenhaus eingeliefert worden waren oder noch immer im Park lagen.

Er nahm seinen Kaffee mit nach oben und ließ sich an seinem Schreibtisch nieder. Da sowohl Laurie als auch Chet im Sektionssaal waren, konnte er davon ausgehen, daß er in der nächsten Zeit seine Ruhe haben würde. Doch bevor er dazu kam, die Stille zu genießen, klingelte das Telefon. Es war Terese. »Ich bin ziemlich sauer auf dich«, sagte sie ohne jede weitere Einleitung.

»Ist ja wunderbar«, entgegnete Jack. »Dann kann ja heute nichts mehr schiefgehen.«

»Ich bin wirklich böse«, fuhr Terese fort, doch ihre Stimme klang schon wesentlich versöhnlicher. »Colleen hat gerade mit Chet telefoniert. Er hat ihr erzählt, daß du schon wieder zusammengeschlagen worden bist.«

»Dabei handelt es sich einzig und allein um Chets persönliche Interpretation«, sagte Jack. »Ich bin nicht zusammengeschlagen worden.«

»Nein?«

»Ich habe Chet erklärt, daß ich beim Joggen gestolpert und hingefallen bin«, teilte Jack ihr mit. »Aber Colleen hat er erzählt...«

»Terese«, sagte er bestimmt. »Ich bin nicht zusammengeschlagen worden. Können wir jetzt vielleicht das Thema wechseln?«

»Aber wenn du nicht überfallen worden bist - warum bist du dann so gereizt?«

»Ich habe einen ziemlich anstrengenden Vormittag hinter mir«, erwiderte Jack.

»Willst du darüber reden? Dafür sind Freunde schließlich da. Ich habe dir in den paar Tagen, die wir uns kennen, auch schon ziemlich oft mit meinen Problemen in den Ohren gelegen.«

»Im Manhattan General hat es wieder einen Infektionstoten gegeben.« Er hätte ihr gern erzählt, was ihm wirklich auf der Seele lag,

nämlich, daß er sich für den Tod von Beth Holderness verantwortlich fühlte, doch er wagte es nicht, davon zu sprechen. »Das ist ja furchtbar!« rief Terese. »Was ist da nur los? Was ist es denn diesmal für eine Krankheit?«

»Influenza«, erwiderte Jack. »Ein äußerst ansteckendes Virus. Genau davor hatte ich die ganze Zeit Angst.«

»Aber zur Zeit kursiert nun mal die Grippe«, wandte Terese ein. »Das liegt an der Jahreszeit.«

»Das sagen alle.«

»Du glaubst also, es steckt etwas anderes dahinter?«

»Sagen wir mal so«, erklärte Jack. »Ich mache mir große Sorgen - vor allem, wenn wir es auch noch mit einem neuartigen Virusstamm zu tun haben sollten. Der Verstorbene war ein junger Mann, gerade mal neunundzwanzig. In Anbetracht all der anderen Krankheiten, die im Manhattan General aufgetreten sind, gibt mir das sehr zu denken.«

»Sehen deine Kollegen das genauso?«

»Im Augenblick bin ich wohl der einzige, der sich Sorgen macht«, gestand Jack.

»Ich glaube, wir können froh sein, daß es jemanden wie dich gibt«, sagte Terese. »Es ist wirklich bewundernswert, wie du dich aufopferst.«

»Danke.« Hoffentlich liege ich mit meinen Vermutungen falsch.«

»Aber du gibst doch nicht auf - oder?«

»Nicht bevor ich über die erforderlichen Beweise verfüge, wie immer sie auch ausfallen mögen. Aber laß uns lieber über dich reden. Ich hoffe, bei dir läuft es besser als bei mir.«

»Danke, daß du fragst«, sagte Terese. »Wir haben es wohl größtenteils dir zu verdanken, daß wir jetzt eine gute, neue Kampagne in Arbeit haben. Außerdem habe ich es geschafft, die hausinterne Präsentation auf Donnerstag zu verschieben. Wir haben also einen ganzen Tag gewonnen. Im Moment hat sich die Lage etwas beruhigt, aber das kann sich in unserer Branche von einer Sekunde auf die andere ändern.«

»Na, dann viel Glück«, sagte Jack. Es drängte ihn, das Telefonat zu

beenden.

»Wollen wir heute abend zusammen essen gehen?« fragte Terese. »Ich würde mich riesig freuen, wenn du Zeit hättest. Ein kleines Stück die Straße rauf, auf der Madison Avenue, ist ein netter und gemütlicher Italiener.«

»Eventuell könnte das klappen«, erwiderte Jack. »Aber erst mal abwarten, was heute noch alles passiert.«

»Komm schon, Jack. Etwas essen mußt du doch. Ein bißchen Entspannung in netter Begleitung täte uns beiden ganz gut, da bin ich sicher. Ich höre doch an deiner Stimme, wie gestreßt du bist. Ich bestehe darauf, daß du mitkommst.«

»Okay.« Jack gab sich geschlagen. »Aber vielleicht habe ich nur ein Stündchen Zeit.« Terese hatte recht; ein bißchen Abwechslung konnte ihm wirklich nicht schaden. Doch im Moment fiel es ihm einfach schwer, bis zum Abendessen voranzuplanen. »Super«, jauchzte Terese. »Ruf mich nachher an, dann besprechen wir, um wieviel Uhr wir uns treffen. Wenn ich nicht in der Agentur bin, erreichst du mich zu Hause. Okay?«

»Ja, ich melde mich«, versprach Jack.

Sie verabschiedeten sich, und Jack legte auf. Ein paar Minuten lang starrte er gedankenverloren den Hörer an. Zwar besagte eine alte Volksweisheit, daß man seine Angst überwinden konnte, indem man darüber sprach. Doch ihm ging es anders: Seitdem er mit Terese über den Influenzafall geredet hatte, war seine innere Unruhe noch gewachsen. Wenigstens waren die Virusproben auf dem Weg zum *Center for Disease Control*. Und das DNA-Labor arbeitete mit den Tests von National Biologicals. Vielleicht bekam er bald ein paar Antworten.

28. Kapitel

Dienstag, 26. März 1996, 10.30 Uhr

Phil öffnete die Tür des verlassenen Gebäudes, das die Black Kings in Besitz genommen hatten. Als Tür diente eine zwei Zentimeter dicke Sperrholzplatte, die mit Schrauben an einem Aluminiumrahmen befestigt war. Er durchquerte den Vorraum, der vom dichten Zigarettenqualm völlig vernebelt war. An den Tischen spielten mehrere Gangmitglieder Karten. Phil eilte nach hinten ins Büro und sah erleichtert, daß Twin an seinem Schreibtisch saß. Er mußte warten, bis Twin das Geld eines ihrer elfjährigen Dealer abgezählt und den Jungen weggeschickt hatte. »Wir haben ein Problem«, sagte er.

»Wir haben immer Probleme«, entgegnete Twin beiläufig, während er die labbrigen Geldscheine, die der Junge abgeliefert hatte, noch einmal nachzählte.

»Diesmal haben wir ein echtes Problem«, fuhr Phil fort. »Reginald ist umgenietet worden.«

Twin sah auf und machte ein Gesicht, als hätte ihm jemand einen kräftigen Schlag in den Magen verpaßt. »Raus hier!« brüllte er. »Wer hat denn diese Scheiße erzählt?«

»Es ist wahr«, sagte Phil, nahm sich einen von den klapprigen Stühlen, die an der Wand standen, und setzte sich rittlings darauf. Zusammen mit der Baseballkappe, die er immer falsch herum aufsetzte, ergab das eine gewisse optische Harmonie. »Wer sagt das?« fragte Twin.

»Es wird überall auf der Straße herumerzählt. Emmet hat es von einem Dealer am Times Square gehört. Sieht so aus, als würde der Doc von einer der Gangsterbanden aus dem Manhattan Valley von der Upper West Street beschützt.«

»Du meinst, einer von denen hat Reginald kaltgemacht?« fragte Twin ungläubig.

»Wie es aussieht, ja«, erwiderte Phil. »Kopfschuß.« Twin schlug so kräftig mit der Hand auf den Schreibtisch, daß die zerfetzten Geld-

scheine durch die Luft wirbelten. Er sprang auf und lief wütend durch den Raum. Dann trat er mit voller Wucht gegen die Mülltonne.

»Ich glaub' es nicht«, brüllte er. »Wo, zum Teufel, kommen wir denn da hin? Ich begreif' das einfach nicht. Die können doch nicht einen Schwarzen umnieten, um einem weißen Doktor den Arsch zu retten. Das macht keinen Sinn. Absolut nicht.«

»Vielleicht tut der Doktor ja irgendwas für sie«, sagte Phil. »Ist mir scheißegal, ob er irgend etwas für sie tut«, schnaubte Twin. Er baute sich vor Phil auf, der zusammenschrak. Wenn Twin in Rage war, konnte er unberechenbar und äußerst brutal sein, und im Augenblick schäumte er vor Wut. Twin ging zurück zu seinem Schreibtisch und hämmerte noch einmal mit der Faust auf die Platte. »Ich kapiert' das zwar alles nicht, aber eins weiß ich. Das können wir uns nicht bieten lassen. Auf keinen Fall! Die machen keinen Black King platt, ohne dafür zu büßen. Das mindeste ist ja wohl, daß wir den Doc kaltmachen, das war abgemacht.«

»Es wird erzählt, daß die Gang für den Doc einen Leibwächter abgestellt hat«, erklärte Phil. »Sie beschützen ihn.«

»Das ist unglaublich«, Twin hockte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. »Aber das macht es einfacher. Dann erledigen wir den Doc und seinen Wächter auf einen Schlag. Aber nicht im Viertel von denen. Wir machen es da, wo der Doc arbeitet.« Er zog die obere Schublade auf und durchwühlte sie. »Wo habe ich den Zettel, verdammt?«

»Rechte Schublade«, sagte Phil.

Twin sah ihn schräg von der Seite an, und Phil zuckte mit den Schultern. Er wollte den Boß nicht verärgern, aber er erinnerte sich nun mal daran, daß Twin das Blatt in diese Schublade gestopft hatte.

Twin nahm den Zettel mit den Notizen heraus und überflog ihn. »Okay«, sagte er. »Hol BJ her! Er ist doch schon ganz heiß auf Action.«

Phil verschwand für zwei Minuten. Als er zurückkam, hatte er BJ im Schlepptau, der schwerfällig in das Büro gestapft kam; sein träger Schritt ließ nicht erkennen, wie flink er normalerweise war.

Twin erläuterte ihm das Problem. »Willst du den Job überneh-

men?« fragte er. »Klar«, erwiderte BJ. »Brauchst du Unterstützung?«

»Ach, was. Ich warte einfach, bis die beiden Mistkerle sich zusammen blicken lassen, und dann puste ich sie weg.«

»Du mußt den Doc da erwischen, wo er arbeitet«, erklärte Twin. »Wir können es nicht riskieren, einzeln in das Viertel von denen zu gehen. Kapierst du das?«

»Kein Problem.«

»Hast du eine Maschinenpistole?« fragte Twin. »Nein.«

Twin öffnete die untere Schreibtischschublade und holte eine Tee heraus; vom gleichen Modell, wie er auch Reginald eine gegeben hatte. »Paß auf, daß du sie nicht verlierst!« ermahnte er ihn. »Wir haben nicht so viele davon.«

»Kein Problem.« BJ nahm die Waffe und betrachtete sie ehrfürchtig von allen Seiten. »Worauf wartest du noch?« fragte Twin. »Bist du fertig?« fragte BJ zurück.

»Natürlich bin ich fertig. Oder willst du vielleicht, daß ich mitkomme und Händchen halte? Mach, daß du rauskommst, und laß dich hier erst wieder blicken, wenn du den Job erledigt hast.«

Sosehr Jack sich auch bemühte, er konnte sich einfach nicht auf seine Arbeit konzentrieren. Es war nun schon beinahe Mittag, und er hatte kaum etwas von seinem Aktenstapel abgearbeitet. Pausenlos zermarterte er sich das Hirn über den Influenzafall. Außerdem fragte er sich, was wohl Beth Holderness widerfahren war. Was mochte sie nur herausgefunden haben?

Entnervt knallte er seinen Kugelschreiber auf den Tisch. Am liebsten wäre er sofort ins Manhattan General gefahren, um Cheveau und seinem Labor einen weiteren Besuch abzustatten, aber er wußte, daß er das nicht riskieren konnte. Cheveau würde bestimmt die Marines anfordern, sobald er ihn erblickte, und Bingham würde ihn endgültig vor die Tür setzen. Er mußte wohl oder übel auf die Ergebnisse der Tests von National Biologicals warten, damit er irgend etwas in den Händen hielt, womit er sich an eine offizielle Stelle wenden konnte.

Er ließ seine Schreibarbeit liegen und stürmte hinauf in den fünften

Stock zum DNA-Labor. Im Gegensatz zum Rest des Gebäudes, war dieses Labor auf dem neuesten Stand der Technik. Es war erst kürzlich renoviert und mit den modernsten Geräten ausgestattet worden. Sogar die weißen Laborkittel des Personals wirkten frischer und weißer als die der anderen Laborassistenten.

Jack hielt nach dem Laborchef Ted Lynch Ausschau und erwischte ihn gerade noch; er war auf dem Weg zum Mittagessen. »Hat Agnes Ihnen die Tests gegeben?«

»Ja«, sagte Ted. »Sie sind in meinem Büro.«

»Das heißt wohl, daß Sie noch keine Ergebnisse haben?« bemerkte Jack.

Ted lachte. »Wie stellen Sie sich das nur vor?« fragte er. »Wir haben noch nicht einmal die Kulturen gezüchtet. Ich habe irgendwie das Gefühl, Sie unterschätzen völlig, wie aufwendig diese Untersuchung ist. Wir rühren die Substanzen nicht einfach in irgendeine Bakteriensuppe! Wir müssen das Nukleoproteid isolieren und es dann mittels Polymerasekettenreaktion vervielfältigen, um genügend Substrat zu bekommen. Ansonsten würde der Fluoreszenztest selbst dann negativ ausfallen, wenn die Probe positiv reagieren würde. Wir brauchen also noch ein bißchen Zeit.«

Nach dieser Belehrung kehrte Jack in sein Büro zurück, ließ sich an seinem Schreibtisch nieder und starrte die Wand an. Obwohl es Mittagszeit war, hatte er kein bißchen Hunger. Als nächstes beschloß er, den städtischen Epidemiologen anzurufen. Er schlug die Nummer im Telefonbuch nach und wählte. Es meldete sich eine Sekretärin, und Jack bat sie, ihn mit Dr. Abelard zu verbinden.

»Wie war ihr Name?« hakte die Sekretärin noch einmal nach. »Dr. Stapleton«, erwiderte Jack und widerstand der Versuchung, sich einen kleinen Scherz zu erlauben. Da er wußte, welchen Respekt der Epidemiologe vor der Obrigkeit hatte, hätte Jack ihm liebend gern ausrichten lassen, er sei der Bürgermeister oder die Gesundheitsbeauftragte.

Während er darauf wartete, verbunden zu werden, spielte er gedankenverloren mit einer Büroklammer herum. Als er plötzlich wieder die Sekretärin in der Leitung hatte, war er ziemlich überrascht.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Aber Dr. Abelard hat mich gebeten, Ihnen auszurichten, daß er nicht mit Ihnen reden möchte.«

»Richten Sie dem guten Doktor aus, daß ich seine geistige Reife bewundere«, entgegnete Jack.

Er knallte den Hörer auf die Gabel. Dr. Abelard war nichts als ein arroganter Mistkerl. Zusätzlich zu seiner Angst vor einer Influenzaepidemie war er jetzt auch noch wütend. Um so mehr quälte es ihn, daß ihm momentan die Hände gebunden waren. Er fühlte sich wie ein Löwe im Käfig. Doch selbst wenn er seinen Kopf riskierte und dem Manhattan General tatsächlich nochmals einen Besuch abstattete - mit wem sollte er dort reden? Im Geiste ging er sämtliche Krankenhausmitarbeiter durch, die er bisher kennengelernt hatte. Plötzlich fiel ihm Kathy McBane ein. Sie war offen und freundlich gewesen und gehörte zudem dem Ausschuß für die Überwachung von Infektionskrankheiten an.

Jack griff erneut zum Telefonhörer und wählte die Nummer des Manhattan General. Kathy war nicht in ihrem Büro; deshalb ließ er sie über die Sprechanlage ausrufen. Sie nahm das Gespräch in der Cafeteria entgegen. Im Hintergrund hörte Jack dumpfes Stimmengewirr und das Klappern von Geschirr. Er stellte sich vor und entschuldigte sich dafür, daß er sie beim Mittagessen gestört hatte.

»Das macht doch nichts«, entgegnete Kathy freundlich. »Was kann ich für Sie tun?«

»Erinnern Sie sich an mich?«

»Natürlich«, erwiderte Kathy. »Wie könnte ich Sie vergessen, nachdem Sie Mr. Kelley und Dr. Zimmerman so in Rage versetzt haben?«

»Und die beiden scheinen weiß Gott nicht die einzigen zu sein, die ich in Ihrem Krankenhaus vor den Kopf gestoßen habe«, stellte Jack fest.

»Seitdem diese Infektionsfälle aufgetreten sind, liegen bei allen Mitarbeitern die Nerven bloß«, sagte Kathy. »Ich würde die Anfeindungen nicht persönlich nehmen.«

»Ich habe eine Bitte«, fuhr Jack fort. »Ich bin immer noch dabei, diesen Infektionsfällen auf den Grund zu gehen. Deshalb würde ich

gern noch einmal vorbeikommen und mit Ihnen reden. Wäre das möglich? Es müßte aber unter allen Umständen unter uns bleiben. Glauben Sie, das ließe sich einrichten?»

»Ja, warum nicht?« erwiderte Kathy. »Wann wollten Sie denn kommen? Ich fürchte, ich muß fast den ganzen Nachmittag an irgendwelchen Konferenzen teilnehmen.«

»Wie wär's, wenn ich sofort käme?« schlug Jack vor. »Ich könnte auf das Mittagessen verzichten.«

»Das nenne ich echten Einsatz«, entgegnete Kathy. »Wie könnte ich da nein sagen? Mein Büro ist im Verwaltungstrakt im Erdgeschoß.«

»Oh!« entfuhr es Jack. »Laufe ich da nicht Kelley in die Arme?«

»Das ist eher unwahrscheinlich«, sagte Kathy. »Wir haben im Moment ein paar hohe Tiere von AmeriCare im Haus, und Mr. Kelley dürfte den ganzen Tag von ihnen in Beschlag genommen werden.«

»Wenn das so ist, bin ich schon unterwegs«, sagte Jack. Er verließ das Institut durch den Haupteingang. Aus dem Augenwinkel registrierte er, wie Slam sich aufrichtete; er hatte sich gegen die Wand eines benachbarten Hauses gelehnt. Jack war zu sehr in Gedanken, um ihm weitere Beachtung zu schenken. Er winkte sich ein Taxi heran und stieg ein. Im Rückspiegel sah er, daß Slam ihm folgte.

BJ war sich nicht sicher gewesen, ob er Jack nach dem kurzen Rendezvous in dessen Apartment wiedererkennen würde, doch als er den Doc aus dem Gerichtsmedizinischen Institut kommen sah, wußte er sofort, daß dies der Mann war, auf den er gewartet hatte.

Während er sich die Beine in den Bauch gestanden hatte, hatte BJ sich die ganze Zeit gefragt, wer wohl Jacks Beschützer sein mochte. Eine Zeitlang hatte er einen riesigen Muskelprotz im Auge gehabt, der, eine Zigarette nach der anderen rauchend, an der Ecke First Avenue und 30th Street herumgelungert und gelegentlich einen Blick auf den Eingang des Gerichtsmedizinischen Instituts geworfen hatte. Als BJ schon sicher gewesen war, daß dies der Mann sein mußte, war er plötzlich davongeschlendert. Daher war BJ ziemlich überrascht, als Slam sich an Jacks Fersen heftete.

»Der ist ja noch grün hinter den Ohren«, murmelte er angewidert vor sich hin. Als er sah, wie Jack und Slam jeweils in ein Taxi sprangen, winkte er sich ebenfalls einen Wagen heran. »Erst mal Richtung Norden«, befahl er dem Fahrer. »Drück auf die Tube, Mann!«

Der pakistanische Fahrer musterte BJ aus dem Augenwinkel und fuhr los. Da das Taxi, in dem Slam saß, ein zerbrochenes Rücklicht hatte, fiel es BJ nicht schwer, es im Auge zu behalten.

Jack sprang aus dem Taxi, eilte hinüber zum Manhattan General und durchquerte die Eingangshalle. Da die Meningokokkengefahr gebannt schien, herrschte wieder Normalbetrieb, so daß Jack sich nicht hinter einer Schutzmaske verbergen konnte. Er stürmte in den Verwaltungstrakt und hoffte, daß Kathy recht gehabt hatte und Kelley wirklich den ganzen Tag beschäftigt war. Zum Glück sah er niemanden, den er kannte. Er sprach die erste Sekretärin an, die ihm über den Weg lief, und fragte sie nach Kathy McBanes Büro. Sie schickte ihn zur dritten Tür auf der rechten Seite. Ohne auch nur eine Sekunde zu vergeuden, eilte Jack den Flur entlang und betrat das Büro.

»Hallo, Kathy«, rief er. »Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich die Tür zumache. Es kommt Ihnen vielleicht unverschämt vor, aber wie ich Ihnen ja schon erklärt habe, darf ich einer ganzen Reihe von Leuten hier nicht über den Weg laufen.«

»Ich habe nichts dagegen«, erwiderte Kathy. »Wenn Sie sich dabei wohler fühlen. Kommen Sie, setzen Sie sich.« Jack nahm auf einem der Stühle vor ihrem Schreibtisch Platz. Das Büro war winzig. Es bot gerade genug Platz für den Schreibtisch, zwei Besucherstühle und einen Aktenschrank. An den Wänden hingen jede Menge Auszeichnungen und Zeugnisse, die Kathy attestierten, daß sie auf ihrem Gebiet hervorragende Leistungen erbracht hatte. Ansonsten wirkte die Einrichtung spartanisch, aber freundlich. Auf ihrem Schreibtisch waren mehrere Familienfotos aufgereiht.

»Ich mache mir die größten Sorgen wegen dieses jüngsten Pneumoniefalles«, begann Jack ohne jede Einleitung. »Mit primären Influenzaviren ist nicht zu spaßen. Wie hat denn der Ausschuß für die

Überwachung von Infektionskrankheiten auf diesen neuen Krankheitsausbruch reagiert?«

»Wir sind noch gar nicht zusammengetreten«, erwiderte Kathy. »Schließlich ist der Patient erst gestern nacht gestorben.«

»Haben Sie mit irgendeinem anderen Mitglied des Ausschusses über den Fall gesprochen?«

»Nein«, sagte Kathy. »Ich verstehe gar nicht, warum Sie sich solche Sorgen machen. In dieser Jahreszeit kommt die Virusgrippe doch ziemlich häufig vor. Also, mich hat dieser Fall längst nicht so verrückt gemacht wie all die anderen - insbesondere die Meningokokkenfälle.«

»Was mir angst macht, ist, daß die Krankheiten immer nach dem gleichen Muster verlaufen«, entgegnete Jack. »Auch dieser Mann hatte die schlimmste Form einer Pneumonie, die es überhaupt gibt. Bei den anderen seltenen Krankheiten, die hier ausgebrochen sind, war es ähnlich: Sie sind alle sehr heftig verlaufen. Der Unterschied ist allerdings, daß die Infektiosität bei Influenza wesentlich höher ist.«

»Ich verstehe, was Sie meinen«, sagte Kathy. »Aber wir haben doch den ganzen Winter über immer wieder Influenzafälle gehabt.«

»Fälle von primärer, durch Influenzaviren verursachte Pneumonie?«

»Nein, das nicht«, gab Kathy zu.

»Heute morgen habe ich jemanden nachprüfen lassen, ob es hier im Krankenhaus weitere Patienten mit ähnlichen Symptomen gibt«, erklärte Jack. »Man hat mir gesagt, es sei kein weiterer Fall aufgetreten. Wissen Sie, ob es inzwischen welche gibt?«

»Nicht daß ich wüßte«, erwiderte Kathy. »Könnten Sie vielleicht einmal nachsehen?« bat Jack. Kathy wandte sich ihrem Computer zu und gab einen Befehl ein. Einen Augenblick später erschien auf dem Bildschirm die Antwort. Es waren keine weiteren Fälle von Viruspneumonie aufgetreten.

»Okay«, sagte Jack erleichtert. »Dann checken wir am besten gleich noch ein paar andere Dinge ab. Der Name des Patienten war Kevin Carpenter. Auf welcher Station oder in welchem Zimmer hat

er gelegen?«

»Er war in der Orthopädischen Abteilung«, sagte Kathy. »Die Symptome haben gegen achtzehn Uhr eingesetzt«, erklärte Jack. »Sehen wir also mal nach, ob irgendeine Krankenschwester, die gestern abend auf der Orthopädischen Station Dienst hatte, inzwischen krank geworden ist.«

Kathy zögerte kurz und wandte sich wieder ihrem Computer zu. Ein paar Minuten später hatte sie eine Namensliste der Schwestern und Krankenpfleger auf dem Bildschirm; auch deren private Telefonnummern waren angegeben.

»Wollen Sie, daß ich sie jetzt gleich anrufe?« fragte Kathy. »In ein paar Stunden müssen sie sowieso ihren Dienst antreten.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht«, entgegnete Jack. Kathy begann zu wählen. Beim zweiten Anruf hatte sie eine Mrs. Kim Spensor am Apparat, die tatsächlich krank war. Wie sie Kathy mitteilte, war sie gerade im Begriff gewesen, im Krankenhaus anzurufen und sich krank zu melden, weil sie an einer schlimmen Grippe leide und beinahe vierzig Grad Fieber habe. »Dürfte ich vielleicht mal kurz mit ihr reden?« fragte Jack. Kathy fragte Kim, ob sie bereit sei, mit einem Arzt zu sprechen, der gerade zufällig in ihrem Büro sei. Da Kim nichts dagegen einzuwenden hatte, reichte Kathy Jack den Hörer. Jack stellt sich vor, verschwieg jedoch, daß er Gerichtsmediziner war. Nachdem er ihr durch ein paar mitfühlende Worte ein wenig Trost zu spenden versucht hatte, erkundigte er sich nach ihren Symptomen.

»Es fing ganz plötzlich an«, erklärte Kim. »Den ganzen Tag über ging es mir bestens, und dann habe ich plötzlich fürchterliche Kopfschmerzen und Schüttelfrost bekommen. Außerdem habe ich Muskelschmerzen, und der Rücken tut mir weh. Es ist weiß Gott nicht meine erste Grippe, aber so heftig wie diesmal hat es mich noch nie erwischt.«

»Müssen Sie husten?« fragte Jack.

»Ein bißchen. Aber ich habe das Gefühl, es wird schlimmer.«

»Haben Sie Schmerzen in der Brust? Zum Beispiel hinter dem Brustbein, wenn Sie einatmen?«

»Ja. Hat das was zu bedeuten?«

»Sind Sie mit einem Patienten namens Carpenter in Berührung gekommen?«

»Ja. Genauso wie mein Kollege George Haselton. Als Mr. Carpenter plötzlich Kopfschmerzen und Schüttelfrost bekam, war er ein ganz schön anstrengender Patient. Aber Sie glauben doch wohl nicht, daß meine Symptome etwas mit Mr. Carpenter zu tun haben, oder? Die Inkubationszeit für Grippe beträgt doch mehr als vierundzwanzig Stunden.«

»Ich bin kein Spezialist für Infektionskrankheiten«, sagte Jack ausweichend. »Deshalb kann ich Ihnen die Frage nicht beantworten. Aber ich empfehle Ihnen, Rimantadin zu nehmen.«

»Wie geht es denn Mr. Carpenter?« fragte Kim. »Nennen Sie mir einfach den Namen einer Apotheke in Ihrer Nähe«, schlug Jack vor, »dann gebe ich das Rezept telefonisch durch.« Er ging absichtlich nicht auf Kims Frage ein. Offensichtlich hatte sich der Zustand von Mr. Carpenter erst so dramatisch verschlechtert, nachdem sie Feierabend gemacht hatte. Er beendete das Gespräch, so schnell er konnte, und reichte Kathy den Hörer zurück. »Das gefällt mir überhaupt nicht«, stellte er fest. »Es ist genau das eingetreten, was ich befürchtet habe.«

»Finden Sie nicht, daß Sie ein ganz schöner Schwarzseher sind? Zur Zeit liegen bestimmt zwei bis drei Prozent aller Krankenhausmitarbeiter mit Grippe im Bett.«

»Rufen wir doch mal George Haselton an«, schlug Jack vor. George Haselton ging es noch schlechter als Kim. Er hatte sich bereits krank gemeldet. Jack sprach nicht mit dem Mann. Er hörte nur zu, während Kathy mit ihm redete. Schließlich legte sie nachdrücklich den Hörer auf.

»Jetzt mache ich mir aber auch langsam Sorgen«, gestand sie. Danach rief sie alle übrigen Mitarbeiter der Orthopädischen Abteilung an, die in der Abendschicht gearbeitet hatten; sogar an die Stationssekretärin dachte sie. Zum Glück war sonst niemand krank. »Versuchen wir es mal in einer anderen Abteilung«, schlug Jack vor. »Irrend jemand aus dem Labor muß bei Mr. Carpenter gewesen sein.

Wie können wir herausfinden, wer es gewesen ist?»

»Da rufe ich am besten mal Ginny Whalen aus der Personalabteilung an«, sagte Kathy und griff erneut zum Hörer. Eine halbe Stunde später konnten sie sich ein genaueres Bild von dem Ausmaß des neuen Krankheitsausbruchs machen. Vier Menschen litten unter den Symptomen einer schlimmen Grippe. Neben der Schwester und dem Pfleger hatte es einen technischen Mitarbeiter des Mikrobiologie-Labors getroffen. Er war gegen zehn Uhr abends mit Kevin Carpenter in Berührung gekommen, als er dem Patienten eine Sputumprobe entnommen hatte. Außerdem hatte es Gloria Hernandez erwischt, die zu Kathys Überraschung im Zentralmagazin arbeitete und keinerlei Kontakt zu Kevin Carpenter gehabt hatte. Jack hingegen wunderte sich nicht im geringsten darüber.

»Aber zwischen ihr und den anderen Infizierten gibt es doch absolut keine Verbindung«, rief Kathy.

»Da wäre ich nicht so sicher«, entgegnete Jack und erinnerte sie daran, daß bei jedem neuen Krankheitsausbruch eine Mitarbeiterin aus dem Zentralmagazin unter den Toten gewesen war. »Es überrascht mich, daß darüber in Ihrem Ausschuß kein Wort gefallen ist. Ich weiß genau, daß die Verbindung zum Zentralmagazin weder Dr. Zimmerman noch Dr. Abelard entgangen ist; sonst hätten sie es ja nicht aufgesucht, um mit Mrs. Zarelli zu reden.«

»Seit dem Beginn dieser Krankheitsausbrüche hat noch gar kein offizielles Meeting stattgefunden«, erklärte Kathy. »Wir treffen uns an jedem ersten Montag im Monat.«

»Dann hält Dr. Zimmerman Sie aber nicht gerade auf dem laufenden«, gab Jack zu bedenken.

»Es wäre nicht das erste Mal, daß Sie mir etwas verschweigt«, erwiderte Kathy. »Wir verstehen uns nämlich nicht besonders gut.«

»Apropos Mrs. Zarelli«, fuhr Jack fort. »Sie hat mir versprochen, mir eine Liste sämtlicher Gegenstände zu erstellen, die das Zentralmagazin in die Zimmer der jeweiligen Erstfälle geliefert hat. Könnten wir vielleicht mal nachfragen, ob sie die Liste schon ausgedruckt hat? Falls ja, wäre sie vielleicht so nett, sie kurz herunterzubringen.«

Kathy hatte sich von Jacks Sorge anstecken lassen und wollte ihm

unbedingt helfen. Nachdem sie kurz mit Mrs. Zarelli gesprochen und erfahren hatte, daß die Listen bereitlagen, schickte sie eine der Verwaltungssekretärinnen hinauf, um sie zu holen.

»Könnten Sie mir vielleicht die Telefonnummer von Gloria Hernandez heraussuchen?« fragte Jack. »Am besten geben Sie mir auch gleich ihre Adresse. Diese Verbindung zum Zentralmagazin ist mir unbegreiflich. Ich könnte mir fast vorstellen, daß sich dort der Schlüssel zu unserem Rätsel findet.« Kathy fragte die Daten in ihrem Computer ab und notierte sie auf einem Zettel.

»Und was sollten wir Ihrer Meinung nach hier im Krankenhaus unternehmen?« fragte sie.

Jack seufzte. »Ich weiß es nicht«, gestand er. »Das müssen Sie wohl mit der freundlichen Dr. Zimmerman besprechen. Sie ist die Expertin für solche Dinge. Im allgemeinen kann man sagen, daß eine Quarantäne bei Influenza nicht besonders effektiv ist, dafür verbreitet sich die Krankheit zu schnell. Wenn es sich allerdings um einen besonderen Virusstamm handeln sollte, könnte es durchaus einen Versuch wert sein. Ich würde, glaube ich, die kranken Mitarbeiter sofort herholen lassen und isolieren. Das wäre zwar eine äußerst unpopuläre Maßnahme, aber wenn man Glück hat, könnte man dadurch vielleicht eine Katastrophe verhindern.«

»Und was halten Sie von Rimantadin?«

»Ich würde es verschreiben«, sagte Jack. »Wahrscheinlich werde ich mir selbst etwas davon besorgen. Immerhin hat man es schon häufiger mit Erfolg eingesetzt. Aber für das Krankenhaus muß Dr. Zimmerman das entscheiden.«

»Ich glaube, ich werde sie mal anrufen«, sagte Kathy. Jack wartete, während sie Dr. Zimmerman höflich, aber entschieden auseinander setzte, daß es zwischen dem verstorbenen Kevin Carpenter und dem erkrankten Personal ganz offenkundig eine Verbindung geben müsse. Als sie ihre Befürchtungen vorgebracht hatte, wurde sie ziemlich schnell zum Schweigen gebracht; das einzige, was sie noch von sich gab, war ein gelegentliches ›jawohl‹.

Als sie schließlich auflegte, verdrehte sie die Augen. »Diese Frau ist einfach unmöglich«, sagte sie. »Sie ist nicht bereit, außergewöhn-

liche Maßnahmen einzuleiten, solange es lediglich einen einzigen bestätigten Influenzafall gibt. Sie hat Angst, daß Mr. Kelley und die Führungsriege von AmeriCare etwas dagegen haben könnten, weil eine derartige Aktion unserem Ruf in der Öffentlichkeit schaden würde. Daher will sie warten, bis einschneidende Maßnahmen unbedingt notwendig sind.«

»Und was hat sie zu dem Rimantadin gesagt?«

»Dafür war sie schon ein bißchen aufgeschlossener«, erwiderte Kathy. »Sie will die Krankenhausapotheke anweisen, eine gegebenenfalls ausreichende Menge für das Personal zu bestellen, aber verschreiben will sie das Mittel vorerst noch nicht. Nun ja - wenigstens habe ich sie auf das Problem aufmerksam gemacht.«

»Ja, das ist immerhin etwas«, stimmt Jack ihr zu. Im nächsten Moment klopfte die Sekretärin und brachte die Listen. Jack bedankte sich bei der Frau und begann die Ausdrucke sofort zu überfliegen. Er war beeindruckt, was ein Patient so alles benötigte, wenn er für ein paar Tage im Krankenhaus lag. Die Aufstellungen waren endlos lang und umfaßten mit Ausnahme von Medikamenten, Essen und Bettwäsche sämtliche Gegenstände, die die Patienten erhalten hatten.

»Können Sie irgend etwas Interessantes entdecken?« fragte Kathy.

»Nein«, gestand Jack. »Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Mir fällt nur auf, daß die Listen einander ziemlich ähneln. Ich hätte wohl auch eine Liste von einem ganz normalen Patienten anfordern sollen, dann hätte ich eine Vergleichsmöglichkeit gehabt.«

»Das dürfte doch eigentlich kein Problem sein«, warf Kathy ein. Sie rief noch einmal bei Mrs. Zarelli an und bat sie, die gewünschte Liste auszudrucken. »Wollen Sie warten?« fragte sie ihn.

»Besser nicht«, erwiderte Jack und erhob sich von seinem Stuhl. »Ich glaube, ich habe bis jetzt mehr Glück als Verstand gehabt, daß mich niemand ertappt hat. Ich würde Sie bitten, mir die Liste ins Gerichtsmedizinische Institut zu schicken. Es könnte wirklich wichtig sein, die Verbindung zum Zentralmagazin aufzudecken.«

»Natürlich, ich schicke Ihnen die Liste, sobald ich sie habe.« Jack ging zur Tür und warf einen vorsichtigen Blick auf den Flur. Dann wandte er sich noch einmal an Kathy: »Ich kann mich einfach nicht

daran gewöhnen, daß ich mich hier wie ein Krimineller verhalten muß.«

»Wir sind Ihnen für Ihre Beharrlichkeit wirklich zu Dank verpflichtet«, entgegnete Kathy. »Ich entschuldige mich im Namen aller, die Ihre Absichten fehlinterpretiert haben.«

»Danke«, sagte Jack gerührt.

»Darf ich Ihnen noch eine persönlich Frage stellen?«

»Kommt darauf an, wie persönlich sie ist.«

»Was haben Sie mit Ihrem Gesicht angestellt? Was auch immer Ihnen zugestoßen ist - es muß sehr weh getan haben.«

»Es sieht schlimmer aus als es ist«, entgegnete Jack. »So was passiert schon mal, wenn man nachts durch den Central Park joggt.« Er eilte durch den Verwaltungstrakt und durchquerte die Eingangshalle. Als er draußen in der Frühlingssonne stand, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Es war das erste Mal, daß er ungeschoren aus dem Manhattan General davonkam.

Vom Krankenhaus aus fuhr er nicht gleich zurück zum Institut, sondern machte noch einen kleinen Abstecher in Richtung Osten. Bei seinen früheren Besuchen im General hatte er gesehen, daß sich nur zwei Häuserblocks von der Klinik entfernt die Filiale einer Drugstore-Kette befand. Nachdem er mit Kathy über die vorsorgliche Einnahme von Rimantadin gesprochen hatte, wollte er sich selbst einen ausreichenden Vorrat besorgen. Da er vorhatte, später noch Gloria Hernandez zu besuchen, schien es ihm dringend geraten, sich vor dem Virus zu schützen. Als er an die Frau dachte, griff er intuitiv in seine Jackentasche, um sich zu vergewissern, daß er den Zettel mit ihrer Anschrift auch dabei hatte. Er fand ihn sofort, faltete ihn auseinander und warf einen Blick auf die Adresse: West 144th Street; das hieß, daß sie noch vierzig Häuserblocks weiter nördlich wohnte als er selbst.

Der Drugstore war riesig und hatte eine verwirrende Vielfalt an Waren im Angebot. Unter anderem gab es Kosmetika, Schulbedarf, Putzmittel, Schreibwaren, Postkarten und Autozubehör. Alle Artikel waren in Metallregale gestopft, die den Raum in zahlreiche Gänge unterteilten. Eigentlich sah das Ganze eher aus wie ein Supermarkt.

Jack brauchte einige Minuten, bis er in der hintersten Ecke den Apothekenbereich gefunden hatte; er umfaßte nur ein paar Quadratmeter. Da man den Verkauf von pharmazeutischen Produkten hier offensichtlich für vollkommen unwichtig hielt, war es beinahe ein Witz, daß der Laden sich trotzdem noch Drugstore nannte.

Jack reihte sich in die Warteschlange ein. Als er endlich an der Reihe war, bat er den Apotheker um ein Blankorezept und verschrieb sich eine Packung Rimantadin. Der Apotheker trug einen altmodischen, kragenlosen weißen Kittel, dessen obersten Knopf er geöffnet hatte. Er warf einen kurzen Blick auf das Rezept und erklärte Jack, daß er ungefähr zwanzig Minuten warten müsse. »Zwanzig Minuten?« fragte Jack entsetzt. »Warum so lange? Sie müssen doch nichts weiter tun, als mir ein paar Tabletten herauszugeben!«

»Wollen Sie Ihr Medikament haben oder nicht?« blaffte der Apotheker ihn an.

»Natürlich will ich es haben«, erwiderte Jack. Offensichtlich wurde der Kunde auch in diesem Bereich des Gesundheitssystems wie der letzte Dreck behandelt. Jack ging zurück in den zentralen Bereich des Drugstores. Irgendwie mußte er sich wohl oder übel für zwanzig Minuten die Zeit vertreiben. Da ihm nichts Besseres einfiel, schlenderte er den Gang mit der Nummer sieben entlang und fand sich auf einmal inmitten eines gigantischen Kondomsortiments wieder.

BJ hatte von Anfang an Gefallen an der Idee gefunden, Jack in dem Drugstore umzunieten. Dort konnte er ihn aus nächster Nähe erschießen, und dann konnte er sich sofort mit der U-Bahn aus dem Staub machen. Der Eingang war gleich neben dem Laden.

Nachdem er sich noch einmal nach allen Seiten umgesehen hatte, öffnete er die Tür und betrat den Laden. Neben dem Eingang befand sich das durch Glaswände abgetrennte Büro des Geschäftsführers, doch BJ wußte aus Erfahrung, daß ihm von dort keine Gefahr drohen würde. Im schlimmsten Fall mußte er, wenn er seinen Job erledigt hatte, auf seinem Weg nach draußen eine Maschinengewehrsalve durch den Laden jagen, damit die Leute auch wirklich am Boden liegen blieben. Er drang in den Bereich jenseits der Kassen vor und

begann gezielt, einen Gang nach dem anderen nach Jack oder Slam abzusuchen. Er mußte nur einen der beiden finden; der andere konnte dann nicht weit entfernt sein. In Gang sieben entdeckte er sie. Jack stand am hinteren Ende, während Slam kaum drei Meter weiter an einem Regal herumlümmelte.

BJeilte den Gang sechs hinunter und griff schon mal vorsorglich unter sein Sweatshirt. Mit dem Daumen löste er den Sicherungsbügel der Waffe. Als er den Quergang in der Mitte des Ladens erreichte, verlangsamte er seinen Schritt und bog um die Ecke; dann blieb er stehen. Vorsichtig beugte er sich über einen Auslagetisch mit Papier- taschentüchern und lugte in den benachbarten Gang.

Sein Puls begann vor Vorfreude zu rasen. Jack hatte sich nicht vom Fleck gerührt, und Slam war noch näher an ihn herangetreten. Besser konnte es gar nicht kommen.

Plötzlich fuhr BJ zusammen. Jemand hatte ihm mit dem Finger auf die Schulter getippt. Er drehte sich um. Seine Hand ruhte immer noch unter seinem Sweatshirt auf dem Halfter seiner Tee. »Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?« fragte ein glatzköpfiger Mann.

Eine Welle der Wut durchfuhr BJ. Am liebsten hätte er dem Verkäufer auf der Stelle die Visage poliert, doch er beschloß, ihn vorerst zu ignorieren. Schließlich konnte er sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Blitzschnell drehte er sich um und zog die Maschinenpistole unter seinem Sweatshirt hervor. Dann trat er ein kleines Stück vor. Noch ein einziger Schritt, und der Gang lag genau in seinem Visier.

Der Verkäufer war vor Schreck zusammengefahren, als BJ sich so plötzlich umgedreht hatte. Die Pistole hatte er gar nicht gesehen. Sonst hätte er wohl kaum ein lautes »Hey, Mister« gerufen.

Jacks Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Atmosphäre in dem Drugstore war ihm zuwider, vor allem nach seiner unerfreulichen Begegnung mit dem Apotheker. Die Musik, die im Hintergrund dudelte, und der Geruch nach billigen Kosmetika machten es nicht besser. Er hatte nicht die geringste Lust, sich noch länger in dem Geschäft aufzuhalten. In dem Augenblick, als er den Verkäufer »Hey,

Mister« rufen hörte, wandte er ruckartig den Kopf; seine hastige Reaktion hatte er allein der Tatsache zu verdanken, daß er ein reines Nervenbündel war. Er sah in die Richtung, aus der er den Schrei gehört hatte, und erblickte aus dem Augenwinkel einen stämmigen Afroamerikaner. Der Mann machte gerade einen Satz in die Mitte des Gangs und hielt eine Pistole im Anschlag! Was Jack nun tat, war eine reine Reflexbewegung. Er warf sich mitten in das Kondomsortiment. Sein Körper krachte mit voller Wucht gegen das Regal, das mitsamt der Ware laut scheppernd umstürzte. Und dann fand er sich in Gang acht auf einem Stapel verwüsteter Verkaufsartikel und inmitten umgefallener Regale wieder.

Während Jack dem Chaos zu entkommen suchte, ließ Slam sich auf den Boden fallen und zog seinerseits eine Maschinenpistole. BJ schoß als erster. Da er die Waffe nur mit einer Hand hielt, jagte die Kugelsalve quer durch den Laden. Sie riß ganze Stücke aus dem Vinylfußboden und durchlöchernte die zinnverkleidete Decke. Die meisten Schüsse verfehlten den Bereich, in dem Jack und Slam eben noch gestanden hatten; statt dessen durchsiebten sie die Vitaminecke vor dem Apothekenschalter. Slam ballerte nun ebenfalls eine Maschinengewehrsalve durch den Raum. Die meisten seiner Kugeln jagten durch Gang sieben und ließen die große Glasscheibe an der Straßenseite des Ladens in tausend Stücke zerbersten.

Als das Überraschungsmoment vorüber war, hatte BJ sich blitzschnell zurückgezogen. Er war hinter dem Auslagetisch mit den Papiertaschentüchern in Ruhestellung gegangen und überlegte, was er tun sollte.

Alle anderen Menschen, die sich in dem Geschäft aufhielten, schrien laut um Hilfe, unter ihnen auch der Verkäufer, der BJ auf die Schulter getippt hatte. Verzweifelt rannten sie um ihr Leben. Jack hatte sich inzwischen aufgerappelt. Nachdem Slam sein Magazin leergeschossen hatte, jagte nun BJ einen erneuten Kugelhagel durch den Drugstore. Jack wollte nur noch raus aus dem Laden. Mit geducktem Kopf stürmte er durch den Apothekenbereich bis er einen Ausgang mit der Aufschrift »Zutritt nur für Mitarbeiter« entdeckte. Schnell suchte er hinter der Tür Zuflucht und fand sich in einem

Aufenthaltsraum wieder. Auf dem Tisch standen geöffnete Getränkedosen und halb aufgeessene Kuchenstücke. Alles deutete darauf hin, daß hier eben noch Menschen gewesen waren.

In der Überzeugung, daß es einen Hinterausgang geben mußte, öffnete Jack sämtliche Türen. Die erste führte zur Toilette, die zweite in einen Vorratsraum. Panisch probierte er die dritte. Zu seiner Erleichterung führte sie nach draußen auf einen von Mülltonnen gesäumten Weg.

29. Kapitel

Dienstag, 26. März 1996, 13.30 Uhr

Detective Lieutenant Lou Soldano parkte seinen nicht gekennzeichneten Chevy Caprice vor der Laderampe des Gerichtsmedizinischen Instituts. Er stellte sich hinter den Dienstwagen von Dr. Bingham und übergab dem Mann vom Sicherheitsdienst seinen Zündschlüssel, damit dieser den Wagen gegebenenfalls umparken konnte. Sein Job führte Lou oft ins Leichenschauhaus, doch jetzt war er schon seit über einem Monat nicht mehr dagewesen.

Er nahm den Fahrstuhl und fuhr in den fünften Stock, wo er Laurie besuchen wollte. Er hatte es erst vor ein paar Minuten geschafft, sie aus dem Auto zurückzurufen. Er war gerade aus Queens gekommen, wo er die Ermittlungen im Mordfall an einem prominenten Bankmanager geleitet hatte. Laurie hatte ihm am Telefon irgendeine Geschichte von einem Gerichtsmediziner erzählen wollen, doch er hatte sie unterbrochen und angeboten, kurz bei ihr vorbeizuschauen, da er ohnehin gerade in der Nähe sei. Sie war sofort einverstanden gewesen und wollte in ihrem Büro auf ihn warten.

»Hey, Lau«, rief Lou, als er seine Ex-Freundin erblickte, die an ihrem Schreibtisch saß und arbeitete. Sie schien immer schöner zu werden. Das rotbraune Haar fiel so geschmeidig über ihre Schultern, daß es ihn an eine Shampoo-Werbung aus dem Fernsehen erinnerte. Sein Sohn hatte sie damals »Lau« genannt, als er sie zum ersten Mal gesehen hatte, und seitdem war auch er bei dem Namen geblieben.

Laurie stand auf und umarmte ihn zur Begrüßung. »Du siehst großartig aus«, sagte sie.

»Mir geht es soweit ganz gut«, erwiderte Lou bescheiden und zuckte mit den Achseln.

»Und wie geht's den Kindern?«

»Kinder? Meine Tochter ist inzwischen sechzehn und wirkt reichlich erwachsen. Sie ist wie verrückt hinter den Jungen her und macht mich damit ganz schön eifersüchtig.« Laurie befreite den Gästestuhl,

den sie sich mit ihrem Kollegen teilen mußte, von einem Stapel Zeitschriften, und forderte Lou auf, sich zu setzen.

»Schön, dich mal wiederzusehen«, sagte Lou. »Ich freue mich auch«, erwiderte sie. »Wir sollten uns wirklich öfter sehen.«

»Okay - worüber wolltest du mit mir reden?« Lou wollte die Unterhaltung auf ein anderes Thema lenken. »Ich weiß selbst gar nicht genau, wie ernst es wirklich ist«, sagte Laurie, während er aufstand und die Tür ihres Büros schloß. »Einer meiner Kollegen hier am Institut würde gern inoffiziell ein paar Dinge mit dir besprechen. Ich hab' ihm irgendwann mal erzählt, daß ich gut mit jemandem von der Kriminalpolizei befreundet bin. Leider ist er im Moment nicht hier. Als du deinen Besuch angekündigt hast, habe ich ihn überall gesucht, aber kein Mensch weiß, wo er zur Zeit steckt.«

»Hast du denn irgendeine Ahnung, worum es geht?«

»Genaueres weiß ich nicht«, erwiderte Laurie, »Aber ich mache mir große Sorgen um ihn.«

»Okay, dann erzähl mir, was du weißt«, forderte Lou sie auf und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Er hat mich heute morgen gebeten, die Autopsie zweier Fälle zu übernehmen, die ihn besonders zu interessieren schienen. Dabei handelte es sich zum einen um eine neunundzwanzigjährige Weiße, die gestern nacht in ihrem Apartment erschossen worden ist. Sie war technische Assistentin im Mikrobiologie-Labor des Manhattan General Hospital. Das andere Opfer war ein fünfundzwanzig Jahre alter Afroamerikaner; letzte Nacht im Central Park erschossen. Mein Kollege hat mich gebeten, bei der Obduktion vor allem darauf zu achten, ob es zwischen den beiden Fällen irgendeine Verbindung gibt, also ob eventuell Blutspuren, Haare oder Fasern darauf hinweisen, daß die beiden womöglich miteinander Kontakt hatten.«

»Und?« fragte Lou.

»Ich habe auf der Jacke des Schwarzen ein paar Blutspritzer gefunden, die mit hoher Wahrscheinlichkeit von der Frau stammen«, erklärte Laurie. »Bisher liegt uns zwar erst das Ergebnis der serologischen Untersuchung vor, doch es handelt sich um eine äußerst seltene Blutgruppe: B negativ. Um endgültige Gewißheit zu haben, müs-

sen wir allerdings noch die DNA-Analyse abwarten.«

Lou zog die Augenbrauen hoch. »Hat dein Kollege dir denn erzählt, wie er darauf kommt, daß die beiden Fälle möglicherweise etwas miteinander zu tun haben?«

»Er hat behauptet, er habe da so eine Ahnung«, antwortete Laurie. »Aber ich glaube, er weiß in Wirklichkeit mehr. Er ist in der letzten Zeit mindestens einmal von so ein paar Typen aus einer Gang zusammengeschlagen worden, da bin ich mir ganz sicher. Vielleicht haben sie ihn sogar zweimal vermöbelt. Heute morgen sah er jedenfalls so aus, als hätte er schon wieder Prügel bezogen. Allerdings hat er das bestritten.«

»Und wieso haben sie ihn zusammengeschlagen?«

»Damit er sich nicht noch einmal im Manhattan General blicken läßt.«

»Hey, langsam!« rief Lou. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr.«

»Die Einzelheiten kenne ich auch nicht«, sagte Laurie. »Aber was ich genau weiß, ist, daß er im Manhattan General jede Menge Leute gegen sich aufgebracht und wegen der gleichen Geschichte auch hier ziemlichen Ärger bekommen hat. Dr. Bingham war mehrmals kurz davor, ihn rauszuschmeißen.«

»Und womit hat er all die Leute gegen sich aufgebracht?«

»Im Manhattan General sind vor kurzen eine ganze Reihe seltener Infektionskrankheiten aufgetreten«, erklärte Laurie. »Und mein Kollege ist davon überzeugt, daß irgend jemand diese Krankheiten mit Absicht verbreitet hat.«

»Redest du von einem terroristischen Anschlag oder so etwas?«

»Ja, das ist es wohl, was er meint.«

»Wie du dir vorstellen kannst, kommt mir das ziemlich bekannt vor«, stellte Lou fest.

Laurie nickte. »Ich weiß noch genau, wie es mir vor fünf Jahren ging, als hier plötzlich so viele Drogensüchtige an einer Überdosis gestorben sind. Damals wollte mir auch niemand glauben.«

»Dann sag mir doch einfach mal, was du von der Theorie deines Freundes hältst?« forderte Lou sie auf. »Wie heißt er überhaupt?«

»Jack Stapleton. Zu seiner Theorie kann ich nicht viel sagen, denn

ich kenne längst nicht alle Fakten.«

»Nun komm schon«, drängte Lou. »Ich kenne dich doch. Erzähl mir, was du von der Sache hältst.«

»Ich denke, er sieht eine Verschwörung, weil er sie sehen will«, erklärte Laurie. »Der Kollege, der mit ihm im Büro sitzt, hat mir erzählt, daß er seit Jahren einen tiefsitzenden Groll gegen AmeriCare hegt - und denen gehört das General Hospital.«

»Mal angenommen, du hast recht«, erwiderte Lou. »Wie erklärst du dir dann, daß eine Streetgang es auf ihn abgesehen hat und daß er offensichtlich weiß, wer diese weiße Frau ermordet hat. Wie hießen die beiden Mordopfer eigentlich?«

»Elizabeth Holderness und Reginald Winthrope.« Lou notierte sich die Namen in seinem kleinen, schwarzen Notizbuch.

»In keinem der beiden Fälle hat die Polizei bisher intensivere Ermittlungen angestellt«, sagte Laurie.

»Du weißt doch genau, wie wenig Personal wir haben«, erwiderte Lou. »Gibt es denn für den Mord an der Frau irgendein Motiv?«

»Raubüberfall.«

»Ist sie vergewaltigt worden?«

»Nein.«

»Und wie sieht es mit dem Mann aus?«

»Er war Mitglied in einer Streetgang«, erklärte Laurie.

»Man hat ihm aus unmittelbarer Nähe in den Kopf geschossen.«

»Leider sind solche Fälle in New York an der Tagesordnung«, sagte Lou. »Deshalb haken wir sie meistens ziemlich schnell ab. Haben denn die Autopsien sonst etwas ergeben?«

»Nichts Außergewöhnliches«, erwiderte Laurie. »Weiß dieser Mr. Stapleton eigentlich, wie gefährlich die Streetgangs sind?« fragte Lou. »Ich habe das Gefühl, daß dein Kollege ein bißchen mit dem Feuer spielt.«

»Eigentlich weiß ich kaum etwas über ihn«, erwiderte Laurie. »Jedenfalls ist er nicht aus New York. Er kommt aus dem Mittleren Westen.«

»Das hört sich nicht gut an«, stellte Lou fest. »Ich sollte mich wohl mal mit ihm darüber unterhalten, wie es hier bei uns in der Stadt zu-

geht, und zwar je schneller, desto besser. Sonst könnte es sein, daß er nicht mehr allzu lange unter uns weilt.«

»Sag nicht so etwas.«

»Höre ich da etwa heraus, daß du dich nicht nur aus beruflichen Gründen für ihn interessierst?«

»Damit sollten wir jetzt besser nicht anfangen«, entgegnete Laurie. »Aber wenn du es genau wissen willst: Die Antwort lautet nein.«

»Reg dich doch nicht gleich auf«, beschwichtigte Lou. »Ich will nur wissen, woran ich bin. Ich werde mich auf jeden Fall um deinen Kollegen kümmern. Und so, wie es aussieht, scheint er meine Hilfe bitter nötig zu haben.«

»Ich danke dir, Lou«, erwiderte Laurie und erhob sich, um sich mit einer flüchtigen Umarmung von ihrem Ex-Freund zu verabschieden. »Ich sage ihm, daß er dich anrufen soll.«

»Mach das.«

Er fuhr nach unten ins Erdgeschoß, durchquerte die Telefonzentrale und schaute noch kurz bei Sergeant Murphy vorbei, der seinen Dienst als Polizeibeamter im Gerichtsmedizinischen Institut versah. Nachdem sie ein wenig über die Aussichten der Yankees und der Mets in der bevorstehenden Baseball-Saison gefachsimpelt hatten, ließ Lou sich in einem Stuhl nieder und legte seine Füße auf die Kante von Sergeant Murphys Schreibtisch. »Erzähl mal, Murph«, sagte er. »Was hältst du eigentlich von diesem Dr. Stapleton?«

Nach der Flucht aus dem Drugstore war Jack völlig außer Atem. Vier Häuserblocks vom Drugstore entfernt blieb er stehen, schnappte nach Luft und hörte das Heulen von näherkommenden Polizeisirenen. Er hoffte inständig, daß Slam genauso glimpflich davongekommen war wie er. Langsam normalisierten sich seine Atmung und sein Puls, doch er zitterte immer noch am ganzen Leibe. Auch wenn der Zwischenfall in dem Laden nur ein paar Sekunden gedauert hatte, hatte der Überfall ihn genauso aus der Fassung gebracht wie die nächtliche Verfolgungsjagd durch den Park. Er hatte eine panische Angst.

Das Sirenengeheul war inzwischen so nahe, daß es den normalen

Lärmpegel der Stadt übertönte. Jack überlegte, ob er nicht doch lieber zurückgehen und mit der Polizei reden sollte; falls jemand getroffen worden war, konnte er unter Umständen sogar ärztliche Hilfe leisten. Doch dann fiel ihm ein, wie Warren ihm eingehämmert hatte, unter keinen Umständen die Polizei einzuschalten, wenn es um Angelegenheiten zwischen den Streetgangs ging. Und immerhin hatte sein Basketballfreund recht gehabt, als er ihm einen Bodyguard zur Seite gestellt hatte. Wäre Slam nicht gewesen, wäre er jetzt mit Sicherheit tot. Ein kalter Schauer jagte ihm den Rücken hinunter. Es war noch gar nicht so lange her, da hatte er sich nicht besonders darum geschert, ob er weiterleben oder sterben würde. Doch nachdem er dem Tod zweimal nur äußerst knapp entkommen war, dachte er anders darüber. Er zermartete sich das Hirn, warum in aller Welt die Black Kings ihn unbedingt umbringen wollten. Wer bezahlte sie für diesen Job? Glaubten die mysteriösen Auftraggeber womöglich, daß er irgend etwas wußte, was ja in Wirklichkeit gar nicht so war? Das einzige, was er nach diesem zweiten Anschlag auf sein Leben wußte, war, daß er mit seinen Verdächtigungen richtig lag. Ihm fehlte nur noch der Beweis. Während er grübelte, registrierte er plötzlich, daß er vor einem anderen Drugstore stand. Es war im Gegensatz zu dem ersten Geschäft eine kleine Apotheke, wie man sie von früher kannte. Jack trat ein und wandte sich an den Apotheker, der seinen Laden offensichtlich allein führte. Auf seinem Namensschild stand lediglich sein Vorname: »Herman«.

»Haben Sie Rimantadin?« fragte Jack.

»Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, hatte ich noch welches«, erwiderte Herman und lächelte freundlich. »Dafür brauchen Sie aber ein Rezept.«

»Ich bin Arzt«, entgegnete Jack. »Wenn Sie mir ein Blanko geben, fülle ich es schnell aus.«

»Dürfte ich vielleicht Ihren Ausweis sehen?« Jack zeigte ihm seine ärztliche Zulassung für den Staat New York.

»Wieviel brauchen Sie?«

»Für ein paar Wochen sollten sie schon reichen«, erwiderte Jack.

»Geben Sie mir einfach fünfzig. Dann bin ich auf jeden Fall si-

cher.«

Herman legte ein kleines Plastikröhrchen mit orangefarbenen Tabletten auf den Ladentisch. »Ist das Medikament für Sie selbst?« fragte er.

Jack nickte ein weiteres Mal, woraufhin Herman eine Litanei über mögliche Nebenwirkungen und Gegenanzeigen herunterbetete. Jack war beeindruckt. Nachdem er bezahlt hatte, bat er Herman um ein Glas Wasser, das dieser ihm sofort reichte. Mit einem Schluck Flüssigkeit spülte er die erste Tablette herunter. »Schauen Sie doch mal wieder rein«, sagte Herman zum Abschied.

Da Jack davon ausging, daß er sich mit dem virushemmenden Rimantadin ausreichend vor einer Ansteckung geschützt hatte, beschloß er, gleich bei Gloria Hernandez, der Mitarbeiterin aus dem Zentralmagazin, vorbeizuschauen. Er winkte sich ein Taxi heran. Der Fahrer weigerte sich zunächst, nach Harlem zu fahren, doch nachdem Jack ihn auf die an der Rückenlehne des Vordersitzes angebrachten gesetzlichen Vorschriften hingewiesen hatte, willigte er schließlich ein.

Der Wagen fuhr zunächst in Richtung Norden und arbeitete sich dann, nachdem er den Central Park passiert hatte, auf der Nicholas Avenue nach Harlem vor. Durchs Fenster konnte Jack verfolgen, wie die anfangs vorwiegend von Afroamerikanern bewohnten Gegenden Harlems allmählich in reine Latino-Viertel übergingen. Irgendwann gab es nur noch mit spanischen Namen versehene Straßenschilder.

Als das Taxi rechts ranfuhr, bezahlte Jack und stieg aus. Auf der Straße wimmelte es von Menschen. Das Haus, in dem Gloria Hernandez wohnte, mußte früher einmal ein elegantes Einfamilienhaus inmitten eines lebendigen Viertels gewesen sein. Inzwischen war es ziemlich verfallen; es erinnerte ihn an sein eigenes Zuhause. Ein paar Leute warfen ihm neugierige Blicke zu, als er die Sandsteintreppe hinaufstieg und die Veranda betrat. In dem schwarzweißen Mosaik auf dem Fußboden fehlten einige Kacheln.

Der Reihe kaputter Briefkästen entnahm er, daß Familie Hernandez die zweite Etage bewohnte. Obwohl er nicht damit rechnete, daß sich jemand rühren würde, drückte er den Klingelknopf. Danach probierte

er, ob sich die Haustür öffnen ließ. Er hatte Glück: Genau wie in seinem Haus war das Schloß offensichtlich vor einer Ewigkeit geknackt und nie repariert worden. Er stieg die Treppe hinauf in den zweiten Stock und klopfte an der Wohnungstür von Familie Hernandez. Als niemand antwortete, hämmerte er noch einmal etwas lauter gegen die Tür. Schließlich hörte er eine Kinderstimme fragen, wer er sei. Jack rief zurück, daß er Arzt sei und Gloria Hernandez besuchen wolle. Er hörte gedämpfte Stimmen; ein paar Sekunden später wurde die Tür bis zum Anschlag der Kette geöffnet, und er blickte in zwei Gesichter. Das eine gehörte einer Frau mittleren Alters, die ohne Unterlaß hustete. Sie hatte zerzaustes blondiertes Haar und trug einen Frotteebademantel. Ihre Lippen schimmerten leicht bläulich. Etwas tiefer blickte ihm ein neun- oder zehnjähriges Kind entgegen. Jack war sich nicht sicher, ob es ein Junge oder ein Mädchen war. Es hatte schulterlanges, pechschwarzes Haar, das nach hinten gekämmt war. »Mrs. Hernandez?« fragte er.

Nachdem er seine Dienstmarke gezeigt und der Frau erklärt hatte, daß er soeben mit Kathy McBane gesprochen habe und direkt aus dem Manhattan General komme, öffnete Mrs. Hernandez die Tür und bat ihn herein.

Die Wohnung war klein und stickig, doch es war zu erkennen, daß jemand sich Mühe gegeben hatte, die Atmosphäre mit hellen Farben und ein paar Postern spanischer Filme ein wenig aufzuheitern. Gloria zog sich sofort auf das Sofa zurück, wo sie offensichtlich gelegen hatte, bevor Jack aufgekreuzt war. Sie hüllte sich bis unter das Kinn in eine Decke und zitterte unentwegt. »Es tut mir leid, daß es Ihnen so schlecht geht«, begann Jack. »Ich fühle mich sehr elend«, brachte sie mühsam hervor. Jack war erleichtert, daß sie englisch sprach. Sein Spanisch war ziemlich schlecht.

»Ich möchte Sie auf keinen Fall belästigen«, sagte er. »Aber Sie wissen ja, daß vor kurzem einige von Ihren Kolleginnen aus dem Zentralmagazin sehr schwer erkrankt sind.« Gloria riß die Augen auf. »Ich habe doch nur eine Grippe, oder etwa nicht?« fragte sie bestürzt.

»Ja«, versuchte Jack sie zu beruhigen. »Davon gehe ich aus. Katherine Mueller, Maria Lopez, Carmen Chavez und Imogene Philbertson

hatten andere Krankheiten als Sie. Da können Sie sicher sein.«

»Gott sei Dank.« Gloria bekreuzigte sich. »Mögen ihre Seelen in Frieden ruhen.«

»Mich interessiert im Moment etwas ganz anderes«, fuhr Jack fort. »Gestern abend wurde auf der Orthopädischen Station ein Patient namens Kevin Carpenter behandelt. Er hat unter ähnlichen Symptomen gelitten wie Sie. Sagt Ihnen dieser Name irgend etwas? Oder sind Sie womöglich mit ihm in Berührung gekommen?«

»Nein«, erwiderte Gloria. »Ich arbeite doch im Zentralmagazin.«

»Das ist mir schon klar. Aber die anderen unglücklichen Frauen, von denen ich eben gesprochen habe, haben ebenfalls im Zentralmagazin gearbeitet. Und jedesmal, bevor eine von ihnen an einer dieser seltenen Krankheiten gestorben ist, hat ein Patient dieselbe Krankheit gehabt. Es muß irgendeinen Zusammenhang zwischen diesen Krankheiten und dem Zentralmagazin geben, und ich hoffe, Sie können mir helfen, diese Verbindung aufzudecken.«

Gloria sah ihn verwirrt an und wandte sich an ihren Sohn, den sie mit Juan anredete und der nun in schnellem Spanisch auf sie einzureden begann. Jack vermutete, daß er ihr übersetzte, was er gerade gesagt hatte; sie schien nicht alles verstanden zu haben. Während Juan ihr erklärte, was Jack von ihr wollte, nickte Gloria mehrfach und bekräftigte mit einem Si, daß sie verstanden hatte. Doch als Juan fertig war, sah Gloria Jack an und schüttelte den Kopf. »Nein!« sagte sie entschieden. »Nein?« wiederholte Jack überrascht.

»Es gibt keinen Zusammenhang«, bekräftigte Gloria. »Wir haben keinen Kontakt zu den Patienten.«

»Sie gehen also nie auf die Stationen?«

»Nie.«

Jacks Hirn arbeitete auf Hochtouren. Was konnte er sie bloß noch fragen? »Haben Sie gestern abend irgend etwas erledigt, was Sie normalerweise nicht tun?« fragte er schließlich. Gloria zuckte mit den Schultern und verneinte auch diese Frage.

»Erinnern Sie sich noch daran, was Sie gestern abend alles gemacht haben?« insistierte Jack. »Beschreiben Sie mir doch einfach mal, wie Ihre letzte Schicht ausgesehen hat.« Als Gloria loslegen wollte, wur-

de sie plötzlich von einem heftigen Hustenanfall geschüttelt. Jack wollte ihr auf den Rücken klopfen, doch sie hob die Hand und gab ihm zu verstehen, daß es ihr schon wieder besser gehe. Juan holte ihr ein Glas Wasser, das sie gierig in sich hineinstürzte. Als sie wieder sprechen konnte, versuchte sie, ihm ihre letzte Schicht detailliert zu beschreiben, und bekräftigte, daß sie das Zentralmagazin während der ganzen Zeit nicht verlassen hatte.

Als ihm beim besten Willen keine weiteren Fragen mehr einfielen, fragte Jack, ob er sie anrufen dürfe, wenn er noch irgend etwas wissen wolle. Gloria hatte nichts dagegen. Er empfahl ihr dringend, im Manhattan General bei Dr. Zimmerman anzurufen und ihr mitzuteilen, daß es ihr ziemlich schlecht gehe. »Kann sie denn etwas für mich tun?« fragte Gloria. »Sie könnte Ihnen und Ihrer Familie ein spezielles Medikament verordnen«, erwiderte Jack. Soweit er wußte, vermochte Rimantadin einer Grippe nicht nur vorzubeugen - wenn man das Medikament früh genug einnahm, konnte es auch den Verlauf einer bereits ausgebrochenen Krankheit positiv beeinflussen. Es war bekannt, daß Rimantadin zumindest in fünfzig Prozent der Fälle die Heilung zu beschleunigen und die Symptome zu lindern vermochte. Allerdings war das Medikament ziemlich teuer, und wie Jack AmeriCare kannte, wurden kostspielige Arzneimittel nur im äußersten Notfall verabreicht.

Er verließ die Wohnung von Gloria Hernandez und ging in Richtung Broadway, wo er sich ein Taxi nehmen wollte. Zusätzlich zu der Panik, die ihm noch immer in den Knochen steckte, fühlte er sich nun auch noch ziemlich entmutigt. Außer daß er sich den Influenzaviren ausgesetzt hatte, hatte der Besuch bei Gloria ihm nichts gebracht.

Es war bereits später Nachmittag, als Jack vor dem Gerichtsmedizinischen Institut aus dem Taxi stieg. Erschöpft und ziemlich niedergeschlagen betrat er das Gebäude und ließ sich die Tür zum ID-Bereich öffnen. Dort glaubte er seinen Augen nicht zu trauen. In einem der kleinen Räume, in denen die Familienangehörigen ihre Toten zu identifizieren pflegten, sah er David sitzen. David sah ihn ebenfalls, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich ihre Blicke. Jack

erschrak. Aus Davids Augen sprachen Wut und Verachtung.

Er widerstand dem Drang, zu David hinüberzugehen, und begab sich statt dessen direkt hinunter in die Leichenhalle. Während er über den kahlen Zementboden an den Kühlfächern entlangging, verursachten seine Schritte ein lautes Echo. Angst schnürte ihm die Kehle zu. Was würde er nun wieder vorfinden? In der Halle stand, direkt unter dem gleißenden Licht einer Deckenleuchte, eine einzelne Rollbahre, auf der eine neue Leiche lag. Das Leichentuch war so arrangiert, daß nur das Gesicht des Toten zu erkennen war. Es sollte mit einer Polaroidkamera fotografiert werden. Anhand solcher Fotos identifizieren die Familien normalerweise ihre Toten; man hielt es für humaner, den trauernden Angehörigen Fotos vorzulegen, als sie mit den verstümmelten Körpern ihrer Hinterbliebenen zu konfrontieren. Entsetzt blickte Jack in das friedliche Gesicht von Slam; ihm erstarrte das Blut in den Adern. Mit den geschlossenen Augen sah Slam fast so aus, als schliefe er. Jetzt, da er tot war, wirkte er noch jünger. Jack hätte ihn höchstens auf vierzehn geschätzt. Fassungslos begab Jack sich in sein Büro. Zum Glück war Chet nicht da. Er knallte die Tür zu, setzte sich an seinen Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hände. Er hätte laut losheulen können, doch selbst dafür war er zu deprimiert. Ihm war klar, daß er indirekt schon wieder für den Tod eines Menschen verantwortlich war.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Zunächst ignorierte Jack das Klopfen und hoffte, daß der ungebetene Gast wieder verschwinden würde. Doch dann pochte es noch einmal. Ungehalten bat er den hartnäckigen Störenfried herein.

Es war Laurie, die zögernd die Tür öffnete. »Ich will dich wirklich nicht stören«, entschuldigte sie sich. Sie spürte sofort, daß Jack mit den Nerven am Ende war. An seinem Blick sah sie, daß ihn irgend etwas völlig aus der Fassung gebracht haben mußte. »Was willst du?«

»Ich wollte dir nur sagen, daß ich gerade mit Detective Soldano gesprochen habe. Darum hattest du mich doch gebeten.« Sie kam an seinen Schreibtisch und schob ihm einen Zettel mit Lous Telefonnummer zu. »Er erwartet deinen Anruf.«

»Danke, Laurie«, sagte Jack. »Aber im Augenblick ist mir nicht danach, mit irgend jemandem zu sprechen.«

»Er könnte dir bestimmt helfen«, fuhr Laurie unbeirrt fort. »Er hat...«

»Laurie!« unterbrach Jack sie in scharfem Ton und fügte dann etwas freundlicher hinzu: »Laß mich jetzt bitte allein.«

»Natürlich.« Sie schloß die Tür hinter sich und startete sie ein paar Sekunden lang ratlos an. Was war bloß mit Jack? So hatte sie ihn noch nie gesehen. Von seiner lockeren, eigenwilligen und scheinbar sorgenfreien Art war nichts mehr zu spüren. Sie stürmte zurück in ihr eigenes Büro und rief sofort bei Lou an. »Dr. Stapleton ist vor ein paar Minuten zurückgekommen«, erklärte sie.

»Okay. Sag ihm, daß er mich anrufen soll. Ich bin mindestens noch eine Stunde hier.«

»Ich befürchte, daß er das nicht tun wird«, entgegnete Laurie. »Er ist völlig aufgelöst - noch schlimmer als heute morgen. Irgend etwas muß passiert sein. Da bin ich sicher.«

»Und warum will er mich dann nicht anrufen?«

»Keine Ahnung. Er redet nicht einmal mehr mit mir. Außerdem ist schon wieder ein Toter bei uns gelandet. Er hat vermutlich zu einer Streetgang gehört und wurde in der Nähe des Manhattan General erschossen.«

»Glaubst du, daß dein Kollege in diesen neuen Mord verwickelt ist?«

»Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich denken soll«, gestand Laurie. »Ich mache mir einfach nur Sorgen. Ich habe Angst, daß etwas Furchtbares im Gange ist.«

»Okay, jetzt beruhige dich erst mal«, sagte Lou. »Überlaß die Sache einfach mir. Ich werde mir etwas einfallen lassen.«

»Versprochen?«

»Habe ich dich jemals im Stich gelassen?«

Jack rieb sich kräftig die Augen, bevor er sie langsam wieder öffnete. Auf seinem Schreibtisch türmten sich die Akten von unerledigten Autopsiefällen. Doch er konnte sich im Moment unmöglich auf seine

Arbeit konzentrieren. Plötzlich fiel sein Blick auf zwei Briefumschläge, die ihm vorher nicht aufgefallen waren. Bei dem einen handelte es sich um ein großes braunes Kuvert, der andere sah aus wie ein ganz normaler Geschäftsbrief. Er öffnete den großen zuerst. Er enthielt die Kopie einer Krankenakte sowie einen Vermerk von Bart Arnold, der mitteilte, daß er bereits eine Kopie der Krankenblätter von Kevin Carpenter besorgt habe, um die Zusammenstellung der jeweiligen Erstfälle für Jacks Nachforschungen zu vervollständigen. Jack war beeindruckt. Barts Eigeninitiative warf ein gutes Licht auf das gesamte Ermittlerteam des Gerichtsmedizinischen Instituts. Er klappte die Akte auf und überflog sie. Kevin war wegen einer Kniegelenkoperation ins Manhattan General eingeliefert worden, die man am Montag morgen erfolgreich durchgeführt hatte.

Jack hielt inne und grübelte. Kevin hatte direkt nach seiner Operation die ersten Symptome gespürt. Er legte Kevins Akte beiseite und nahm sich die von Susanne Hard vor. Sein Verdacht bestätigte sich: Auch sie war operiert worden; kurz nachdem sie ihren Kaiserschnitt überstanden hatte, war sie krank geworden. Ein Blick in die Unterlagen von Pacini ergab, daß es bei ihm genauso gewesen war.

Jack fragte sich, ob womöglich die Operationen etwas mit dem Ausbruch der jeweiligen Infektionskrankheit zu tun haben konnten. Doch das kam ihm ziemlich unwahrscheinlich vor; außerdem waren Nodelman und Lagenthorpe nicht operiert worden. Trotzdem beschloß er, diesen Aspekt bei seinen weiteren Untersuchungen im Auge zu behalten.

Danach widmete er sich noch einmal der Akte von Kevin. Wie er dort las, waren die Grippe-symptome gegen sechs Uhr abends wie aus heiterem Himmel aufgetreten und hatten sich bis kurz nach neun fortschreitend verschlimmert. Zu diesem Zeitpunkt hatte man den Zustand des Patienten offensichtlich als so besorgniserregend empfunden, daß man ihn auf die Intensivstation verlegt hatte. Dort hatte er etwas später unter akuter Atemnot gelitten, und dieses Symptom hatte schließlich auch zu seinem Tod geführt. Jack schloß die Akte und legte sie zu den anderen. Dann öffnete er den kleineren Umschlag, der einfach an »Dr. Stapleton« adressiert war. Er enthielt eine

Liste und einen Aufklebezettel von Kathy McBane. Sie bedankte sich nochmals für die Mühe, die er sich gebe, um die Zwischenfälle im Manhattan General Hospital aufzuklären. Außerdem hoffe sie, daß die beigegefügte Liste ihm weiterhelfe.

Das Blatt enthielt eine Aufstellung sämtlicher Gegenstände, mit denen das Zentralmagazin einen Patienten namens Broderick Humphrey beliefert hatte. Die Einlieferungsdiagnose war nicht erwähnt, dafür aber sein Alter: er war achtundvierzig. Die Liste war in etwa genauso lang wie diejenigen, die sich auf die an den Infektionskrankheiten gestorbenen Patienten bezogen. Auch die Aufstellung der Gegenstände, mit denen Mr. Humphrey ausgestattet worden war, ließ keinerlei Systematik erkennen. Sie waren weder in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, noch waren einander ähnelnde Artikel zu Blöcken zusammengefaßt worden. Jack vermutete, daß die Posten in der Reihenfolge auf der Liste erschienen, in der sie beim Zentralmagazin angefordert worden waren. Untermauert wurde diese Theorie dadurch, daß die am Beginn aller fünf Listen aufgeführten Gegenstände identisch waren, woraus man schließen konnte, daß alle Patienten bei ihrer Einlieferung die gleiche Standardausstattung erhielten.

Die scheinbar willkürliche Aufzählung der Artikel machte es schwer, die Listen miteinander zu vergleichen. Nachdem er die Listen eine Viertelstunde lang vergeblich von vorn bis hinten nach Auffälligkeiten durchforstet hatte, beschloß er, seinen Computer einzusetzen. Zunächst legte er für jeden einzelnen Patienten eine eigene Datei an. Dann begann er, die jeweiligen Listen zu übertragen. Da er im Tippen nicht besonders gut war, verging einige Zeit, bis er sämtliche Daten eingegeben hatte. Irgendwann, als Jack noch voll und ganz in das Abschreiben der Daten vertieft gewesen war, hatte Laurie bei ihm angeklopft, um sich zu verabschieden und ihn zu fragen, ob sie noch etwas für ihn tun könne. Gedankenverloren hatte er ihr versichert, es sei alles in Ordnung.

Als er endlich sämtliche Listen in den Computer übertragen hatte, gab er den Befehl ein, diejenigen Gegenstände auszuwerfen, mit denen die Opfer der Infektionskrankheiten beliefert worden waren, der Vergleichspatient jedoch nicht. Das Ergebnis war entmutigend: Er

erhielt eine weitere, ellenlange Liste! Als er sie näher betrachtete, wurde ihm klar, woran das lag. Im Gegensatz zu dem Vergleichsfall hatten alle fünf Infektionsoffer zeitweise auf der Intensivstation gelegen. Außerdem waren sie allesamt gestorben, während die Vergleichsperson das Krankenhaus gesund und lebendig verlassen hatte.

Für ein paar Minuten war Jack ziemlich sicher, daß all seine Mühe vergeblich gewesen war, doch dann kam ihm eine neue Idee. Da er die Reihenfolge der in den jeweiligen Listen aufgeführten Artikel bei der Eingabe in den Computer nicht verändert hatte, gab er seinem Rechner jetzt den Befehl, bei der geforderten Aufstellung nur diejenigen Artikel zu berücksichtigen, die vor der Einlieferung der Infektionspatienten auf die Intensivstation geliefert worden waren.

Er hatte kaum die Enter-Taste betätigt, als der Computer auch schon die Antwort ausspuckte. Auf dem Bildschirm erschien das magische Wort »Luftbefeuchter«. Ungläubig starrte Jack auf den Monitor. Offensichtlich hatten alle Infektionspatienten aus dem Zentralmagazin einen Luftbefeuchter erhalten - der Vergleichspatient aber nicht! Konnte dieser Unterschied von Bedeutung sein? Er erinnerte sich daran, daß seine Mutter ihm als Kind einen Luftbefeuchter ins Zimmer gestellt hatte, weil er unter Pseudokrupp gelitten hatte. Es war ein kleiner, brodelnder Kessel gewesen, der immer neben seinem Bett gestanden und unaufhörlich gezischt und gedampft hatte. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie so ein Luftbefeuchter irgend etwas mit der Verbreitung von Bakterien zu tun haben sollte. Schließlich wurden diese Geräte ziemlich heiß, und bei hundert Grad starben die meisten Erreger ab.

Doch plötzlich fiel ihm ein, daß heutzutage eine neue Generation von Luftbefeuchtern verwendet wurde: kalte Ultraschallvernebler. Und diese Geräte mußte er sehr wohl in Betracht ziehen. Er griff zum Telefon, wählte die Nummer des Manhattan General und ließ sich mit dem Zentralmagazin verbinden. Da Mrs. Zarelli nicht im Hause war, bat er, ihm die Leiterin der Abendschicht an den Apparat zu holen. Es meldete sich eine Frau namens Darlene Springborn. Nachdem er sich vorgestellt hatte, fragte er sie, ob das Zentralmagazin für die Ausgabe von Luftbefeuchtern zuständig sei.

»Ja natürlich«, erwiderte Darlene. »Vor allem im Winter werden häufig welche verlangt.«

»Was für Luftbefeuchter verwenden Sie normalerweise? Die alten Dampfkessel oder die neuen, kalten Ultraschallvernebler?«

»Fast nur noch die kalten Vernebler.«

»Und wenn so ein Gerät im Zimmer eines Patienten gestanden hat und anschließend wieder bei Ihnen im Zentralmagazin landet - was geschieht dann damit?« fragte Jack. »Wir bringen es wieder in Ordnung.«

»Heißt das, Sie säubern es?«

»Natürlich. Zuerst lassen wir es eine Weile laufen, um sicherzustellen, daß es auch ordnungsgemäß funktioniert. Danach leeren wir es und scheuern es aus. Warum wollen Sie das wissen?«

»Werden alle Geräte am gleichen Platz gesäubert?« fragte Jack weiter.

»Ja«, erwiderte Darlene. »Wir bewahren sie in einem kleinen Lagerraum auf, in dem es auch ein Waschbecken gibt. Ist irgend etwas mit den Luftbefeuchtern nicht in Ordnung?«

»Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Jack. »Aber falls mit den Geräten etwas nicht stimmen sollte, gebe ich Ihnen oder Mrs. Zarelli auf jeden Fall sofort Bescheid.«

»Das wäre nett«, sagte Darlene.

Jack drückte auf die Gabel, um die Verbindung zu unterbrechen. Er klemmte sich den Hörer zwischen Schulter und Ohr und suchte in seinem Notizbuch nach der Nummer von Gloria Hernandez. Nach dem fünften Klingeln meldete sich ein Mann, der nur Spanisch sprach. Jack stammelte ein paar Spanischfetzen in den Hörer, woraufhin der Mann ihn bat, einen Augenblick zu warten. Kurz darauf meldete sich eine jüngere Stimme. Jack vermutete, daß es Juan war, und fragte den Jungen, ob er mit seiner Mutter reden könne.

»Es geht ihr sehr schlecht«, sagte Juan. »Sie hört gar nicht mehr auf zu husten und ringt immerzu nach Luft.«

»Hat sie sich denn an meinen Rat gehalten und im Krankenhaus angerufen?«

»Nein. Sie hat gesagt, sie will niemanden belästigen.«

»Ich rufe sofort einen Krankenwagen«, entgegnete Jack, ohne zu zögern. »Sag ihr, sie soll so lange durchhalten, versprichst du mir das?«

»Ja«, erwiderte Juan.

»Ich möchte dich um einen Gefallen bitten«, erklärte Jack. »Würdest du deine Mutter bitte fragen, ob sie gestern abend im Krankenhaus irgendeinen Luftbefeuchter gesäubert hat? Du weißt doch, was ein Luftbefeuchter ist, oder?« Jack trommelte nervös auf der Krankenakte von Kevin Carpenter herum. Er machte sich Vorwürfe, weil er nicht früher nachgehakt hatte, ob Gloria sich auch wirklich an Dr. Zimmerman gewandt hatte. Dann meldete sich Juan wieder. »Meine Mutter läßt Ihnen ihren Dank ausrichten, daß Sie ihr den Krankenwagen schicken wollen«, sagte er. »Sie hatte Angst, selbst anzurufen, weil AmeriCare den Krankenwagen nur bezahlt, wenn ihn ein Arzt bestellt hat.«

»Und was hat sie zu den Luftbefeuchtern gesagt?«

»Sie sagt, sie hat zwei oder drei von den Dingen gereinigt. Wie viele es genau waren, weiß sie nicht mehr.« Jack verabschiedete sich von dem Jungen und wählte sofort die Nummer des ärztlichen Notdienstes. Er bat den Vermittler, die Sanitäter darauf aufmerksam zu machen, daß es sich um einen Infektionsfall handle und daß sie unbedingt Schutzmasken tragen sollten. Außerdem wies er den Mann an, die Patientin ins Manhattan General und auf keinen Fall in ein anderes Krankenhaus bringen zu lassen.

Zunehmend aufgewühlt versuchte er nun auch noch, Kathy McBane zu erreichen. Da es schon ziemlich spät war, befürchtete er schon, sie nicht mehr in ihrem Büro anzutreffen, doch er hatte Glück. Als er seine Verwunderung über ihren langen Arbeitstag bekundete, erwiderte sie, daß sie wahrscheinlich noch ziemlich lange im Büro bleiben müsse. »Ist irgend etwas passiert?« fragte Jack.

»Allerdings. Kim Spensor ist mit akutem Atemnotsyndrom auf die Intensivstation gebracht worden. Und George Haselton liegt ebenfalls im Krankenhaus. Sein Zustand verschlechtert sich von Minute zu Minute. Ich fürchte, ihre Sorgen waren nur allzu berechtigt.«

Jack setzte sie aufgeregt darüber in Kenntnis, daß Gloria Hernandez

ebenfalls in ein paar Minuten in der Notaufnahme eintreffen werde. Außerdem beschwor er sie, dafür zu sorgen, daß sämtliche Personen, die mit diesen Patienten in Berührung gekommen waren, umgehend Rimantadin verordnet wurde. »Ich bezweifle, daß Dr. Zimmerman bereit ist, den Kontaktpersonen das angeblich so teure Rimantadin zu verschreiben«, entgegnete Kathy. »Wenigstens konnte ich sie überreden, die neu erkrankten Patienten zu isolieren. Wir haben speziell für sie eine Quarantänestation eingerichtet.«

»Eine sinnvolle Maßnahme«, sagte Jack. »Einen Versuch ist es jedenfalls wert. Was ist mit dem Laborassistenten?«

»Er ist auf dem Weg ins Krankenhaus.«

»Ich hoffe nur, daß er im Notarztwagen gebracht wird - und nicht etwa mit der U-Bahn fährt.«

»Das war auch meine Empfehlung«, entgegnete Kathy. »Aber darum hat sich Dr. Zimmerman gekümmert. Ich habe keine Ahnung, wie sie letztendlich entschieden hat.«

»Die Liste, die Sie mir geschickt haben, war übrigens sehr aufschlußreich.« Jack wollte auf das zu sprechen kommen, was er herausgefunden hatte. »Sie haben mir doch erzählt, daß es im Manhattan General vor drei Monaten ein Problem mit den Verneblern gegeben hat. Erinnern Sie sich? Die Apparate waren auf der Intensivstation mit Erregern kontaminiert worden. Ich glaube fast, daß wir jetzt mit einem ähnlichen Problem zu tun haben.« Er setzte Kathy auseinander, wie er zu diesem Schluß gekommen war.

»Was soll ich denn jetzt tun?« fragte Kathy bestürzt. »Ich möchte, daß Sie im Augenblick noch gar nichts unternehmen.«

»Aber ich müßte doch zumindest die Luftbefeuchter aus dem Verkehr ziehen, bis wirklich sichergestellt ist, daß sie nicht verseucht sind.«

»Bitte, Kathy! Unternehmen Sie vorerst nichts! Ich will nicht, daß Sie in die Geschichte hineingezogen werden. Ich fürchte, durch einen solchen Schritt würden Sie sich in Gefahr bringen.«

»Wovon reden Sie eigentlich?« fragte Kathy wütend. »Ich bin doch längst in die Angelegenheit involviert.«

»Bitte, regen Sie sich nicht auf«, ersuchte Jack sie zu beruhigen.

»Ich glaube, ich muß mich entschuldigen. Offensichtlich sage ich immer das Falsche.« Um keinen weiteren Menschen in Gefahr zu bringen, hatte er niemanden mehr in seine Verdächtigungen einweihen wollen. Doch im Augenblick schien er keine andere Wahl zu haben. Kathy hatte ja recht: Die Luftbefeuchter mußten aus dem Verkehr gezogen werden.

»Jetzt hören Sie mir bitte einen Moment zu, Kathy«, setzte er erneut an und schilderte ihr so knapp und lapidar wie möglich seine Theorie. Er erzählte ihr auch, daß Beth Holderness womöglich ermordet worden war, weil er sie gebeten hatte, im Mikrobiologie-Labor nach den Krankheitserregern zu suchen. »Das ist ja wirklich unglaublich«, brachte Kathy stockend hervor. »Das kann ich gar nicht alles auf einmal verdauen.«

»Ich verlange nicht, daß Sie sich meinen Vermutungen anschließen«, sagte Jack. »Ich habe Ihnen das alles nur erzählt, damit Sie sich nicht in Gefahr bringen. Was auch immer Sie also in nächster Zeit tun oder zu irgend jemanden sagen - bitten denken Sie an das, was ich ihnen erzählt habe. Und behalten Sie meine Theorie um Gottes willen für sich! Selbst wenn ich mit meinem Verdacht richtig liegen sollte, habe ich nicht den geringsten Schimmer, wer dahinterstecken könnte.«

»Okay«, seufzte Kathy. »Ich weiß jetzt überhaupt nicht mehr, was ich sagen soll.«

»Sie müssen auch gar nichts sagen«, entgegnete Jack. »Aber wenn Sie mir helfen wollen, wüßte ich etwas, das Sie für mich tun könnten.«

»Was denn?«

»Besorgen Sie sich aus dem Mikrobiologie-Labor ein Kulturmedium für Bakterien samt Behältnis und einen Transportbehälter für Viren«, sagte Jack. »Aber erzählen Sie niemandem, wofür Sie diese Dinge brauchen. Danach bitten Sie einen Kollegen aus der Werkstatt, Ihnen in dem Lagerraum, in dem die Luftbefeuchter aufbewahrt werden, den Abfluß unter dem Waschbecken zu öffnen. Versuchen Sie dann vorsichtig, die Rückstände, die sich in dem Siphon befinden, in die beiden Behältnisse zu befördern. Wenn Sie das geschafft haben,

bringen Sie das Ganze in das städtische Speziallabor. Bitten Sie die Mitarbeiter dort zu prüfen, ob sie einen oder mehrere der fünf Erreger isolieren können.«

»Glauben Sie, daß man in dem Abfluß jetzt noch Rückstände der Mikroorganismen finden kann?«

»Es besteht zumindest die Möglichkeit«, erwiderte Jack. »Meine Vermutung klingt zwar weit hergeholt, aber irgendwo muß ich ja nach Beweisen suchen. Im übrigen wird es niemandem weh tun, wenn wir es auf einen Versuch ankommen lassen. Vorausgesetzt natürlich, Sie sind absolut vorsichtig.«

»Ich werde darüber nachdenken«, versprach Kathy. »Ich würde mich ja am liebsten selbst darum kümmern«, fuhr Jack fort. »Aber Ihnen ist sicher klar, was mir blüht, wenn ich noch einmal in Ihrem Krankenhaus erwischt werde. Mich ungesehen in Ihr Büro zu schleichen, ist schließlich etwas anderes, als im Zentralmagazin an einem Abflußrohr herumzufuhrwerken.«

»Da muß ich Ihnen wohl zustimmen«, sagte Kathy. Nachdem er aufgelegt hatte, rekapitulierte Jack, wie Kathy auf seine ungeheuerliche Geschichte reagiert hatte. Als er ihr seine Verdächtigungen auseinandergesetzt hatte, war sie ziemlich still geworden; vielleicht war sie ja einfach nur mißtrauisch. Er zuckte mit den Achseln. Im Moment hatte er nicht mehr, womit er sie hätte überzeugen können. Er hoffte nur, daß sie seine Warnung ernst nahm.

Er hatte noch einen Anruf hinter sich zu bringen. Während er die Vorwahl von Atlanta in die Tastatur seines Telefons tippte, drückte er sich mit der linken Hand selbst den Daumen. Er hoffte, daß Nicole Maquette vom *Center for Disease Control* zwei positive Nachrichten für ihn hatte: Zum einen wollte er von ihr hören, daß die Probe angekommen war. Und zum anderen wünschte er sich, daß die Viruskonzentration in der Lösung für den von ihm gewünschten Test hoch genug gewesen war und er somit nicht auf die Anzüchtung einer Kultur warten mußte. Es war bereits kurz vor sieben. Er verfluchte sich dafür, daß er nicht schon früher angerufen hatte. Wahrscheinlich würde er nun bis zum nächsten Morgen warten müssen. Doch als er darum bat, mit der Influenza-Abteilung verbunden zu werden, hatte

er gleich darauf Nicole am Apparat.

»Die Probe ist unversehrt hier angekommen«, sagte sie, »dank des Kühlbehälters und der Styroporummhüllung in sehr gutem Zustand.«

»Und wie hoch ist die Viruskonzentration?« fragte Jack besorgt. »Ich bin absolut beeindruckt«, erwiderte Nicole. »Woher haben Sie die Probe?«

»Ich habe sie beim Auswaschen von Bronchiolen eines verstorbenen Patienten gewonnen«, erklärte Jack. Nicole stieß einen überraschten Pfiff aus. »Bei der hohen Viruskonzentration, die wir in der Lösung gefunden haben, muß es sich um einen verdammt aggressiven Stamm handeln. Oder es liegt am Wirt.«

»Nein, es ist das Virus selbst«, entgegnete Jack. »Es muß wirklich verdammt gefährlich sein. Das Opfer war ein gesunder junger Mann. Inzwischen ist auch schon die Krankenschwester, die sich um ihn gekümmert hat, mit akuter Atemnot auf der Intensivstation gelandet. Dabei kann sie sich vor höchstens vierundzwanzig Stunden infiziert haben!«

»Ist ja wahnsinnig! Dann beginne ich am besten sofort mit der Virusklassifikation und arbeite heute nacht durch. Haben sich noch mehr Leute angesteckt?«

»Mir sind bisher drei weitere Fälle bekannt«, erwiderte Jack. »Ich rufe Sie morgen früh wieder an«, versprach Nicole und legte auf.

Als Jack den Hörer auflegte, fiel ihm auf, daß seine Hand zitterte. Er atmete ein paarmal flach tief durch und überlegte, was er als nächstes tun sollte. Nach Hause wollte er lieber nicht gehen; er hatte keine Ahnung, wie Warren den Tod von Slam aufgenommen hatte, und wollte ihm vorerst lieber aus dem Weg gehen. Außerdem befürchtete er, daß womöglich wieder ein Killer auf ihn angesetzt war.

Das unverhoffte Klingeln des Telefons riß ihn jäh aus seinen Gedanken. Er griff zum Hörer, nahm ihn aber nicht gleich ab. Erschrocken überlegte er, wer wohl jetzt noch etwas von ihm wollte. Da es schon ziemlich spät war, kamen ihm die verrücktesten Ideen. Konnte das der Mann sein, der ihn am Nachmittag hatte umbringen wollen? Schließlich faßte er sich ein Herz und nahm ab.

»Du hattest versprochen, mich anzurufen«, sagte Terese vorwurfs-

voll. »Du hast mich doch nicht etwa vergessen, oder?«

»Ich habe die ganze Zeit telefoniert«, entschuldigte sich Jack. »Gerade in dieser Sekunde habe ich den Hörer aufgelegt.«

»Ist schon okay. Aber ich warte schon seit einer Stunde darauf, daß wir essen gehen. Wie wär's, wenn du dich jetzt aufmachst und wir uns gleich im Restaurant treffen?«

»O Gott, Terese«, stammelte er. Inzwischen war so viel passiert, daß er die Verabredung vollkommen vergessen hatte. »Erzähl' mir bitte nicht, daß du nicht kommen willst.«

»Ich habe einen furchtbaren Tag hinter mir.«

»Da geht es mir nicht anders«, konterte Terese. »Heute morgen hast du mir versprochen, daß wir zusammen essen gehen. Außerdem mußt du sowieso etwas zu dir nehmen. Warst du heute mittag in der Kantine?«

»Nein.«

»Siehst du. Du kannst doch nicht erst dein Mittag- und dann auch noch dein Abendessen ausfallen lassen. Nun komm schon! Du kannst ja danach noch ein bißchen weiterarbeiten. Vielleicht muß ich nachher noch einmal in die Agentur.« Eigentlich hatte Terese recht. Irgend etwas mußte er essen, auch wenn er nicht den geringsten Hunger verspürte. Und ein wenig abzuschalten würde ihm sicher auch guttun. Außerdem wußte er inzwischen, wie hartnäckig Terese sein konnte; sie würde sich niemals mit einem Nein zufrieden geben, und er hatte einfach nicht mehr die Kraft, mit ihr zu streiten.

»Überlegst du noch?« sagte sie ungeduldig. »Jack, bitte! Ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut, dich zu sehen. Wäre es nicht nett, wenn wir uns gegenseitig unsere Horrorgeschichten erzählen und dann entscheiden, wer von uns beiden den schlimmeren Tag hatte?«

Jack wurde schwach. Er konnte die Sorge, daß er sie womöglich allein durch seine Nähe in Gefahr brachte, nicht ganz unterdrücken, doch wer sollte ihn schon um diese Uhrzeit noch verfolgen? Und falls doch wieder irgendwelche Black Kings hinter ihm her sein sollten, war er sich ziemlich sicher, daß er sie auf dem Weg zum Restaurant abhängen konnte. »Welches Restaurant war das noch mal?«

fragte er schließlich.

»Danke«, entgegnete Terese. »Ich wußte, daß du mitkommen würdest. Ich hatte an das Positano gedacht. An der Madison Avenue, nur ein paar Meter von meiner Wohnung entfernt. Ein kleines, gemütliches Lokal, absolut untypisch für New York. Es wird dir bestimmt gefallen.«

»Okay«, sagte Jack. »Dann treffen wir uns in einer halben Stunde.«

Er schloß die Bürotür ab und fuhr nach unten. Er hatte zwar keine Ahnung, wie er einen potentiellen Verfolger abhängen sollte, doch vorsichtshalber wollte er erst mal einen Blick vor die Tür werfen, um nachzusehen, ob dort irgendeine verdächtige Gestalt herumschlich. Als er die Telefonzentrale durchquerte, fiel ihm auf, daß Sergeant Murphy noch immer in seinem Kabäuschen saß; er redete mit einem Mann, den Jack noch nie gesehen hatte. Sergeant Murphy winkte ihm kurz zu, und Jack erwiderte den Gruß. Normalerweise verließ Murphy das Institut pünktlich um fünf. Jack überlegte, ob in den vergangenen Tagen viele nicht identifizierte Tote eingetroffen waren, doch ihm war nichts dergleichen bekannt.

Vom Eingang aus nahm er den Vorplatz ins Visier. Doch ihm war sofort klar, daß er einen potentiellen Verfolger nie und nimmer würde erkennen können. Direkt nebenan, in dem ehemaligen Bellevue Hospital, befand sich ein Obdachlosenheim, dessen Bewohner gern vor dem Gerichtsmedizinischen Institut herumlungerten; jeder von ihnen wäre als verdächtige Gestalt in Frage gekommen.

Jack blieb noch eine Weile im Eingang stehen und beobachtete das Treiben auf der First Avenue. Die Rush-hour war noch in vollem Gange; die Blechlawine schob sich Stoßstange an Stoßstange in Richtung Norden. Sämtliche Busse waren gut besetzt oder sogar überfüllt. Freie Taxis waren um diese Uhrzeit Mangelware.

Jack überlegte, was er nun tun sollte. Der Gedanke, sich einfach auf die Straße zu stellen und auf ein freies Taxi zu warten, behagte ihm ganz und gar nicht. Da unten wäre er jedem, der ihm an den Kragen wollte, schutzlos ausgeliefert. Falls da draußen wirklich ein Killer auf ihn lauerte, konnte er ihn direkt vor der Tür des Instituts abknallen; und daß die Black Kings vor nichts zurückschreckten, hatten sie

schließlich eindrucksvoll bewiesen. Ein vorbeifahrender Lieferwagen brachte ihn plötzlich auf eine Idee. Er machte kehrt und ging hinunter in die Leichenhalle. Marvin Fletcher, einer der technischen Assistenten der Abendschicht, machte es sich gerade mit Kaffee und Donats im Büro gemütlich.

»Hallo Marvin«, rief Jack ihm zu. »Ich muß dich um einen Gefallen bitten.«

»Worum geht's denn?«

»Du darfst aber mit niemandem darüber sprechen. Es ist eine private Angelegenheit.«

»Na dann schieß mal los«, sagte Marvin. Seine weit aufgerissenen Augen verrieten, daß er ziemlich neugierig war. »Ich muß dringend ins New York Hospital«, erklärte Jack. »Könntest du mich mit einem der Leichenwagen dort hinfahren?«

»Ich darf die Fahrzeuge des Instituts nicht...«

»Ich habe einen guten Grund«, fiel Jack ihm ins Wort. »Da draußen wartet wahrscheinlich eine Freundin, die etwas von mir will. Aber ich habe absolut keine Lust, sie zu sehen. Von solchen Problemen kannst du doch bestimmt ein Lied singen - so gut, wie du aussiehst, nicht wahr?« Marvin lachte. »Ja, könnte man so sagen.«

»Es wird auch nicht lange dauern«, drängte Jack. »Wir brausen die First Avenue hoch und fahren rüber zur York. Im Nu bist du wieder in deinem Büro. Hier hast du zehn Dollar - für die Umstände, die ich dir bereite.« Erwartungsvoll legte er einen Schein auf den Schreibtisch.

Marvin musterte den Schein und sah dann zu Jack auf. »Wann willst du fahren?«

»Jetzt.«

Er öffnete die Beifahrertür des Transporters und kletterte auf die Ladefläche. Während Marvin aus dem Hof rollte und in die 30th Street einbog, suchte er krampfhaft nach einem Griff, an dem er sich festhalten konnte. Als sie an der Ecke zur First Avenue vor einer roten Ampel warten mußten, achtete Jack darauf, daß ihn niemand sehen konnte. Trotz des dichten Feierabendverkehrs brauchten sie bis zum New York Hospital nur ein paar Minuten. Nachdem Marvin ihn

vor dem belebten Haupteingang abgesetzt hatte, stürmte Jack in das Gebäude und suchte sich am Rande der Eingangshalle eine verborgene Ecke, wo er fünf Minuten wartete. Als er sicher war, daß ihm keine auch nur andeutungsweise verdächtig aussehende Gestalt gefolgt war, machte er sich auf den Weg in die Notaufnahme.

Da er schon oft in dem Krankenhaus gewesen war, fand er sich problemlos zurecht. Er durchquerte die Notaufnahme, ging an der Patientenaufnahme vorbei und trat wieder hinaus auf die Straße. Dort wartete er ein paar Sekunden, bis ein Taxi mit einem Patienten vorfuhr. Als der Wagen frei war, bat er den Fahrer, ihn zum Eingang von Bloomingdale's an der Third Avenue zu bringen. Bei Bloomingdale's herrschte Hochbetrieb, genau wie Jack es erwartet hatte. Er durchquerte das Erdgeschoß und verließ das Kaufhaus durch den Ausgang Lexington Avenue. Dort nahm er sich wieder ein Taxi und ließ sich einen Häuserblock vor dem Restaurant Positano absetzen.

Um hundertprozentig sicher zu sein, daß ihm niemand gefolgt war, drückte er sich noch einmal fünf Minuten im Eingangsbereich eines Schuhgeschäftes herum. Auf der Madison Avenue hielt sich der Verkehr in Grenzen. Nur vereinzelt schlenderten Fußgänger vorbei. Anders als in der Umgebung des Gerichtsmedizinischen Instituts waren die Menschen hier elegant gekleidet. Jack sah niemanden, der als Mitglied einer Straßengang in Frage gekommen wäre.

Zuversichtlich steuerte er auf das Restaurant zu, nicht ohne sich selbst für seine Raffinesse auf die Schulter zu klopfen. Was er nicht wußte, war, daß in dem glänzend polierten schwarzen Cadillac, der ein paar Minuten zuvor zwischen dem Schuhgeschäft und dem Positano am Straßenrand angehalten hatte, zwei Männer saßen und warteten. Er hatte sie im Vorbeigehen nicht sehen können, denn die Fenster waren dunkel getönt und wirkten von außen wie Spiegel.

Er betrat zunächst einen von einem Segeltuch abgetrennten Vorraum des Restaurants. Das Tuch hatte man offensichtlich speziell für den Winter hier aufgehängt, um die Gäste, die in der Nähe der Tür saßen, vor kalter Zugluft zu schützen.

Er schob eine der Stoffbahnen zur Seite und stand plötzlich in einem warmen, sehr gemütlichen Raum. Zu seiner Linken war eine

kleine Bar aus Mahagoni. Rechts befanden sich die Eßtische, die bis weit in den hinteren Teil des Restaurants reichten. An den Wänden und an der Decke waren weiße Gitter angebracht, an denen erstaunlich echt aussehender Seidenefeu rankte. Jack fühlte sich wie in einem Gartenrestaurant mitten in Italien. Der köstlich Geruch, der im Raum hing, ließ Jacks Herz sofort höher schlagen; der Koch schien die gleiche Vorliebe für Knoblauch zu haben wie er. Noch vor ein paar Sekunden hatte er nicht das geringste Hungergefühl verspürt; jetzt lechzte er regelrecht nach einem guten Essen.

Das Restaurant war zwar voll besetzt, doch es herrschte eine ruhige und gelassene Atmosphäre. Das Gitterwerk an der Decke sorgte dafür, daß das Stimmengewirr und das Tellerklappern gedämpft wurden.

Der Empfangskellner begrüßte ihn und fragte ihn, ob er ihm behilflich sein könne. Jack erwiderte, daß er mit einer Mrs. Hagen verabredet sei, woraufhin der Kellner sich verbeugte und ihn bat, ihm zu folgen. Er geleitete ihn an einen Tisch direkt gegenüber der Bar.

Terese erhob sich sofort und umarmte Jack. Als sie sein Gesicht sah, hielt sie inne.

»O mein Gott« rief sie. »Dein Gesicht sieht ja schlimm aus.«

»Das Kompliment habe ich heute schon öfter gehört«, witzelte er.

»Laß bitte die Sprüche, Jack«, sagte sie. »Ich meine es ernst. Bist du wirklich okay?«

»An mein Gesicht habe ich den ganzen Tag keinen Gedanken verschwendet«, erwiderte Jack. »Ehrlich.«

»Es sieht aus, als müßte es dir furchtbar weh tun«, sagte Terese. »Ich würde dir gern einen Kuß geben, aber das lasse ich wohl lieber.«

»Meine Lippen sind vollkommen unversehrt«, entgegnete Jack. Grinsend schüttelte Terese den Kopf. »Du bist einfach eine Nummer zu groß für mich«, sagte sie. »Bevor ich dich kennengelernt habe, habe ich mich für ziemlich schlagfertig gehalten, aber bei dir muß ich kapitulieren.«

Sie nahmen Platz.

»Wie gefällt dir das Restaurant?« fragte Terese, während sie ihre

Serviette zurechtrückte.

»Es ist wirklich gemütlich - und das kann man in der City nicht gerade von vielen Restaurants behaupten.«

»Es ist einer meiner Lieblingsläden«, sagte Terese. »Danke, daß du mich hergelotst hast«, entgegnete Jack. »Du hast genau das Richtige getan - auch wenn ich das nicht gern zugebe. Ich sterbe fast vor Hunger.«

Die nächste Viertelstunde verbrachten sie damit, die Karte zu studieren und sich vom Kellner die erstaunlich reichhaltige Palette an Vorspeisen vorstellen zu lassen.

»Suchst du den Wein aus?« fragte Terese und schob ihm die Weinkarte zu.

»Ich glaube, du kennst dich damit besser aus«, erwiderte Jack. »Rotwein oder lieber Weißwein?«

»Ist mir ziemlich egal.«

Als ihre Gläser gefüllt waren, lehnten sie sich zurück und versuchten, die stressigen Ereignisse des Tages für eine Weile zu vergessen. Sie waren beide ziemlich nervös. Jack hatte das Gefühl, daß Terese sogar noch unruhiger war als er. »Ich hab's gesehen«, sagte er. »Was?«

»Daß du auf die Uhr geschaut hast. Ich dachte, wir sitzen hier, um ein bißchen abzuschalten. Ich habe bewußt nicht gefragt, wie es dir bei der Arbeit ergangen ist, und habe dir auch mit Absicht nichts über meinen Tag erzählt.«

»Tut mir leid«, sagte Terese. »Ich sollte wirklich nicht dauernd auf die Uhr sehen. Aber ich kann einfach nichts dagegen tun. Ich muß immer daran denken, daß Colleen und unser Team jetzt noch im Studio hocken und arbeiten. Wahrscheinlich habe ich Schuldgefühle, weil ich mich hier mit dir vergnüge.«

»Magst du mir verraten, wie es mit der Kampagne vorangeht?«

»Es läuft prima. Na ja, heute morgen bin ich plötzlich wieder nervös geworden und habe meine Kontaktperson bei der National Health angerufen. Wir haben zusammen zu Mittag gegessen. Als ich ihr von unserer neuen Kampagne erzählt habe, war sie so begeistert, daß sie mich gefragt hat, ob sie ihrem Vorgesetzten davon erzählen

darf. Und am Nachmittag hat sie mich dann zurückgerufen, um mir zu sagen, daß er von der Idee so angetan war, daß er überlegt, den Werbeetat womöglich um weitere zwanzig Prozent aufzustocken.«

Jack überschlug im stillen, wieviel eine zwanzigprozentige Erhöhung wohl ausmachen würde. Es waren bestimmt mehrere Millionen Dollar! Die Vorstellung machte ihn regelrecht krank, aber da er keinen Streit vom Zaun brechen wollte, behielt er seine Überlegungen für sich und gratulierte Terese. »Danke«, sagte sie.

»Klingt eigentlich gar nicht nach einem schlimmen Tag«, bemerkte Jack.

»Weißt du, wenn wir erfahren, daß dem Kunden unsere Idee gefällt, gehen die Schwierigkeiten eigentlich erst richtig los«, erklärte sie. »Dann heißt es plötzlich, tatsächlich etwas zu entwickeln, das man auch präsentieren kann. Und die eigentliche Kampagne durchzuführen, ist auch nicht gerade ein Pappenstiel. Du machst dir gar keine Vorstellung, wie aufwendig es ist, einen dreißigsekündigen Fernsehspot zu produzieren.« Sie nippte an ihrem Weinglas und sah, als sie es wieder absetzte, wieder auf die Uhr. »Terese« rief Jack. »Schon wieder!«

»Tatsächlich«, erwiderte sie und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. »Was mache ich nur? Ich scheine wirklich ein unverbesserlicher Workaholic zu sein. Paß auf! Ich weiß ein gutes Rezept gegen diese lästige Angewohnheit. Ich nehme das verdammte Ding einfach ab.« Sie öffnete das Armband und steckte die Uhr in ihre Handtasche. »Na, wie findest du das?«

»Schon viel besser.«

»Das Problem ist, daß dieser Mistkerl sich für eine Art Superman hält«, sagte Twin. »Wahrscheinlich hält er uns für völlig verblödet und unfähig. Weißt du eigentlich, wie mich das ankotzt?«

»Warum erledigst, du den Job dann nicht selbst?« fragte Phil. »Statt mich vorzuschicken?« Auf seiner Stirn glitzerten unzählige Schweißperlen, Twin hing über dem Lenkrad seines Cadillac. Langsam wandte er den Kopf und musterte im Halbdunkel den Mann, der in der Ganghierarchie nach ihm kam. Gelegentlich wurde Phils Ge-

sicht von den Scheinwerfern der vorbeifahrenden Autos angestrahlt. »Bleibe cool, Mann!« ermahnte er ihn. »Du weißt genau, daß ich mich da drin nicht blicken lassen kann. Der Doc würde mich sofort wiedererkennen, und dann wäre das Spiel aus und vorbei. Das Überraschungselement ist wichtig.«

»Ich war doch auch bei dem Doc in der Wohnung«, wandte Phil ein.

»Aber der Kerl hat dir nicht in die Augen gesehen«, wies Twin ihn zurecht. »Außerdem hast du ihm nicht die Abreibung verpaßt. An dich wird er sich also nicht erinnern. Verlaß dich auf mich!«

»Aber warum ausgerechnet ich?« jammerte Phil. »BJ hat sich um den Job gerissen - erst recht, nachdem sie ihm in dem Drugstore die Tour vermasselt haben. Wir hätten ihm eine zweite Chance geben sollen.«

»Nach der Schießerei in dem Laden könnte der Doc BJ ebenfalls wiedererkennen«, entgegnete Twin. »Außerdem solltest du den Job als eine Chance betrachten. Einige von unseren Jungs haben sich nämlich darüber beschwert, daß du noch nie irgendwelche Drecksarbeit erledigt hast. Sie meinen, daß es dir deshalb nicht zusteht, der zweite Mann zu sein. Verlaß dich auf mich! Ich weiß, was ich tue.«

»Aber ich bin für so was nicht geeignet«, klagte Phil weiter. »Ich habe noch nie jemanden abgeknallt.«

»Hey, Kumpel, das ist ganz einfach«, sagte Twin. »Beim ersten Mal hast du vielleicht ein komisches Gefühl, aber es ist wirklich nichts dabei. Es macht einmal ›pop‹, und das war's schon. Irgendwie ist man danach sogar ein bißchen enttäuscht, weil man gar nicht begreift, wieso man vorher so nervös gewesen ist.«

»Und wie nervös ich bin!«

»Nun verkrampf dich mal nicht so«, sagte Twin. »Du gehst einfach da rein und redest mit keinem ein Wort. Die Knarre behältst du in der Tasche; die holst du erst raus, wenn du direkt vor dem Doc stehst. Dann ziehst du und pop! Als nächstes siehst du zu, daß du deinen schwarzen Arsch auf dem schnellsten Weg da raus bewegst. So einfach ist das.«

»Und was mache ich, wenn der Doc versucht abzuhausen?«

»Das wird er nicht«, erwiderte Twin. »Er wird so überrascht sein, daß er keinen Finger mehr rühren kann. Wenn jemand damit rechnet, daß einer hinter ihm her ist, hat er vielleicht eine winzige Chance. Aber nicht, wenn du ihm wie aus heiterem Himmel eine Ladung verpaßt. Dann ist es aus. Das hab' ich oft genug mit eigenen Augen gesehen.«

»Ich bin aber trotzdem nervös«, sagte Phil. »Okay, dann bist du eben ein bißchen nervös«, entgegnete Twin. »Laß mal sehen, wie du aussiehst.« Er drückte Phil ein wenig zurück in den Sitz. »Sitzt deine Krawatte richtig?« Phil prüfte den Knoten seines Schlipses. »Ich denke schon.«

»Du siehst großartig aus, Kumpel«, stellte Twin fest. »Als ob du auf dem Weg in die Kirche wärst. Du könntest glatt als ein verdammter Anwalt oder sogar als Banker durchgehen.« Laut lachend klopfte er Phil ein paarmal auf die Schulter. Phil zuckte bei jedem Schlag zusammen. Wenn er an das dachte, was er gleich tun sollte, krampfte sich ihm der Magen zusammen. Er hatte noch nie so einen miesen Job erledigen müssen, und er fragte sich, ob es die Sache überhaupt wert war. Doch er wußte, daß er keine Wahl hatte. Es war, als säße er in einer Achterbahn und führe gerade die erste Steigung hinauf. Es gab kein Zurück.

»Okay«, sagte Twin schließlich. »Es wird Zeit.« Er verpaßte Phil einen letzten aufmunternden Schlag auf die Schulter und langte dann über ihn hinweg, um die Beifahrertür zu öffnen. Mit wackligen Beinen stieg Phil aus.

»Phil«, rief Twin ihm hinterher. »Denk dran. Dreißig Sekunden, nachdem du das Restaurant betreten hast, fahre ich vor der Tür vor. Du rennst raus und springst in den Wagen. Klar?«

»Ja.«

Dann gab er sich einen Ruck und marschierte in Richtung Restaurant. Er spürte, wie die Pistole bei jedem Schritt gegen seinen Oberschenkel stieß. Sie steckte in seiner rechten Hosentasche.

Bei ihrer ersten Begegnung hatte Jack Terese als dermaßen karrieresüchtig eingeschätzt, daß er sie für unfähig gehalten hatte, sich auf

einen zwanglosen Small talk einzulassen. Doch zum Glück hatte er sich geirrt. Als er sie erbarmungslos damit aufgezo-gen hatte, daß sie keinen Abstand zu ihrer Arbeit finden könne, hatte sie die Stichelei nicht nur wacker über sich ergehen lassen, sondern sich auch im Austeilen spöttischer Bemerkungen als ebenbürtige Gesprächspartnerin erwiesen. Bei ihrem zweiten Glas Wein hatten sie beide den Streß des Tages vergessen. »So viel Spaß hatte ich den ganzen Tag noch nicht«, sagte Jack. »Wenn du nichts dagegen hast, fasse ich das als Kompliment auf«, entgegnete Terese. »Recht so.«

»Entschuldige mich bitte einen Augenblick«, sagte Terese. »Ich glaube, unsere Vorspeisen kommen gleich. Vorher muß ich noch mal schnell verschwinden.«

»Natürlich, geh nur«, entgegnete Jack und zog den Tisch ein Stück zu sich heran, um Terese Platz zu machen. Die Tische standen so dicht beieinander, daß man sich kaum zwischen ihnen hindurchquetschen konnte.

»Ich beeile mich auch«, versprach Terese und zwickte Jack freundschaftlich in die Schulter. »Lauf mir nicht weg.« Jack beobachtete sie, während sie sich von einem Kellner den Weg zur Toilette weisen ließ. Auch als sie selbstbewußt und graziös durch das Lokal schritt, konnte er seinen Blick nicht von ihr wenden. Wie immer trug sie ein einfaches, maßgeschneidertes Kostüm, das ihre schlanke, athletische Figur betonte. Vermutlich zog sie ihr Sportprogramm mit der gleichen hartnäckigen Entschlossenheit durch wie ihre Arbeit in der Agentur. Als Terese aus seinem Blickfeld verschwand, gönnte er sich einen tiefen Zug aus dem Weinglas. Irgendwo hatte er einmal gelesen, daß Rotwein Viren abzutöten vermochte. Während er darüber nachdachte, ging ihm plötzlich ein beängstigender Gedanke durch den Kopf. Er war mit Influenzaviren in Berührung gekommen, da gab es keinen Zweifel. Da er inzwischen Rimantadin einnahm, war er sich ziemlich sicher, daß ihm nicht viel passieren konnte. Aber konnte er die Viren womöglich an andere Menschen weitergeben? Setzte er Terese unter Umständen der Gefahr aus, sich bei ihm anzustecken?

Nach einigem Grübeln kam er zu dem Schluß, daß er das Virus, so-

lange er keine Symptome spürte, wahrscheinlich nicht übertragen konnte. Da er sich vollkommen gesund fühlte, konnte er also auch niemanden anstecken - das hoffte er zumindest. Plötzlich fiel ihm ein, daß er sein Rimantadin noch nicht genommen hatte. Er griff in die Jackentasche, holte das Plastikröhrchen heraus und spülte eine der orangen Tabletten mit einem Schluck Wasser herunter.

Nachdem er das Röhrchen wieder verstaut hatte, ließ er seinen Blick durch das Restaurant schweifen. Es beeindruckte ihn, mit welcher Ruhe und Umsicht die Kellner ihre Arbeit verrichteten. Als er den Blick nach rechts wandte, sah er an der Bar mehrere Paare und ein paar Männer stehen, die Bier tranken und wahrscheinlich darauf warteten, daß ein Tisch frei wurde. Genau in diesem Augenblick sah er, wie der Segeltuchvorhang am Eingang zur Seite geschoben wurde und ein elegant gekleideter, junger Afroamerikaner das Restaurant betrat. Jack hatte keine Ahnung, warum der Mann seine Aufmerksamkeit erregte. Zuerst dachte er, es könnte daran liegen, daß er so groß und dünn war und ihn an seine Basketballkumpels erinnerte. Vielleicht war es aber auch etwas anderes; jedenfalls ließ er den Mann nicht mehr aus den Augen. Der zögerte kurz und steuerte dann auf den mittleren Gang zu. Er schien nach Freunden Ausschau zu halten.

Seine Gangart ließ erkennen, daß er kein Sportler war. Im Gegensatz zu den Männern vom Basketballplatz schlurfte er eher schwerfällig, als hätte er eine drückende Last zu schleppen. Die rechte Hand hatte er in der Hosentasche vergraben, während die linke steif herunterhing. Jack fand es seltsam, daß der linke Arm sich kein bißchen bewegte; er wirkte beinahe wie eine Prothese. Gebannt beobachtete Jack, wie der Mann näher kam und dabei immer wieder seinen Blick durch das Lokal schweifen ließ. Als er ein paar Meter den Gang entlanggeschlurft war, fing der Empfangskellner ihn ab, und die beiden wechselten ein paar Worte miteinander. Der Kellner verbeugte sich und gab dem Mann durch ein Handzeichen zu verstehen, daß er weitergehen könne, woraufhin dieser sich wieder in Bewegung setzte. Jack nippte noch einmal an seinem Weinglas, ohne jedoch den Mann aus den Augen zu lassen. In diesem Moment trafen sich ihre Blicke.

Zu Jacks Überraschung steuerte der Schwarze nun direkt auf ihn zu. Langsam setzte Jack sein Weinglas ab. Der Mann hatte seinen Tisch beinahe erreicht. Plötzlich fühlte Jack sich wie in einem Traum. Er sah, wie der Mann seine rechte Hand aus der Tasche zog - und eine Waffe auf ihn richtete! Jack blickte direkt in die todbringende Mündung einer Maschinenpistole.

Im nächsten Augenblick peitschte ein ohrenbetäubender Knall durch das kleine Restaurant. Intuitiv griff Jack nach der Tischdecke und zog sie zu sich heran, als könnte er sich dahinter verstecken. Dabei riß er die Weinflasche und die Gläser vom Tisch; scheppernd zersplitterten sie auf dem Boden. Es folgte eine unheimliche Stille. Eine Sekunde später krachte der Mann auf den Tisch. Die Pistole fiel mit einem dumpfen Geräusch auf den Boden.

»Polizei«, rief eine Stimme aus dem Hintergrund. Ein Mann stürmte in die Mitte des Raumes und hielt eine Polizeimarke hoch. In der anderen Hand hielt er eine 38er. »Bewegen Sie sich nicht von Ihren Plätzen! Geraten Sie nicht in Panik!« Angeekelt schob Jack den Tisch von sich weg. Er hatte das Gefühl, gegen die Wand gequetscht zu werden. In diesem Moment rollte der Mann von der Tischkante und plumpste wie ein nasser Sack zu Boden.

Der Polizist eilte zu dem am Boden liegenden Mann und kniete sich neben ihn. Während er den Puls fühlte, brüllte er in den Raum, daß jemand einen Krankenwagen rufen solle. Jetzt erst begannen die Gäste lauthals zu schreien und zu schluchzen. Vollkommen in Panik, sprangen einige auf. Jene, die direkt am Eingang saßen, verließen fluchtartig das Restaurant. »Bleiben Sie auf Ihren Plätzen!« schrie der Polizist den anderen zu. »Es ist alles unter Kontrolle.«

Einige folgten seinem Befehl und setzten sich wieder. Andere blieben wie angewurzelt stehen und starrten auf die unglaubliche Szene, die sich vor ihren Augen abspielte. Jack hatte seine Fassung einigermaßen wiedergewonnen und hockte sich neben den Polizisten. »Ich bin Arzt«, sagte er.

»Ja, ich weiß«, erwiderte der Polizist. »Sehen Sie mal nach, ob er noch lebt. Ich fürchte, er ist hin.«

Während Jack dem Mann den Puls fühlte, fragte er sich, woher der

Polizist wohl wußte, daß er Arzt war. Es war kein Pulsschlag zu ertasten.

»Ich hatte keine Wahl«, erklärte der Polizist. »Es ging wahnsinnig schnell. Und dann all die Leute ringsherum! Ich habe ihn links oben in die Brust getroffen. Wahrscheinlich ist die Kugel mitten ins Herz gegangen.« Jack und der Polizist richteten sich auf.

Dann richtete der Polizist seine Aufmerksamkeit auf Jack. »Sind Sie okay?« fragte er.

Völlig verwirrt tastete Jack sich ab. Er stand so unter Schock, daß er es wahrscheinlich nicht einmal gemerkt hätte, wenn er eine Kugel abbekommen hätte. »Ich glaube, mir ist nichts passiert«, sagte er schließlich.

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Das war knapp«, stellte er fest. »Daß Ihnen hier drinnen etwas passieren würde, hätte ich wirklich nicht gedacht.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich hatte eher damit gerechnet, daß die Kerle warten würden, bis Sie das Restaurant verlassen«, erklärte der Polizist. »Ich verstehe immer noch nicht ganz, wovon Sie reden«, sagte Jack. »Aber ich bin Ihnen unendlich dankbar.«

»Bedanken Sie sich bei Lou Soldano«, entgegnete der Polizist. In diesem Augenblick kam Terese von der Toilette zurück. Verwirrt betrachtete sie das Chaos und eilte zurück an ihren Tisch. Als sie die Leiche am Boden liegen sah, preßte sie beide Hände vor den Mund. Entsetzt sah sie Jack an. »Was ist passiert? Du bist ja kreideweiß.«

»Wenigstens bin ich lebendig«, erwiderte Jack. »Und das habe ich diesem Polizisten zu verdanken.«

Vollkommen durcheinander, wandte sich Terese an den Polizisten und fragte ihn, was in Gottes Namen das alles zu bedeuten habe. Doch das näher kommende Geheul von Sirenen machte eine Unterhaltung unmöglich.

30. Kapitel

Dienstag, 26. März 1996, 20.45 Uhr

Jack starrte aus dem Fenster des mit hoher Geschwindigkeit durch die Nacht brausenden Wagens. Er saß neben Shawn Magoginal, der mit seinem ungekennzeichneten Dienstwagen auf dem FDR Drive in Richtung Süden fuhr. Shawn war der Polizist in Zivil, der im entscheidenden Moment aus dem Nichts aufgetaucht war und ihn vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Der Zwischenfall lag bereits mehr als eine Stunde zurück, doch Jack war immer noch völlig aufgelöst. Nachdem er ausreichend Zeit gehabt hatte, über den dritten Anschlag auf sein Leben nachzudenken, war er noch aufgeregter als unmittelbar nach dem Attentat. Er zitterte buchstäblich am ganzen Leibe. Um diese mit zeitlicher Verzögerung aufgetretene körperliche Reaktion vor Shawn zu verbergen, preßte er beide Hände mit aller Kraft gegen seine Knie.

Als die Streife und der Krankenwagen am Restaurant eingetroffen waren, hatte ein heilloses Durcheinander geherrscht. Die Polizei hatte von allen Gästen Namen und Adressen verlangt. Während einiger der Aufforderung bereitwillig nachgekommen waren, hatten andere lauthals protestiert. Zunächst hatte Jack geglaubt, daß die Angelegenheit für ihn ebenfalls mit der Nennung seines Namens und der Adresse erledigt sein würde, doch dann hatte Shawn ihm mitgeteilt, daß Detective Lieutenant Soldano ihn im Polizeipräsidium zu sprechen wünsche. Jack hatte sich gesträubt, doch Shawn hatte ihm keine Wahl gelassen. Terese hatte ihn unbedingt begleiten wollen, aber er hatte sie mit dem Versprechen, sie später anzurufen, davon abbringen können. Sie hatte gesagt, er könne sie in der Agentur erreichen. Nach diesem entsetzlichen Zwischenfall wolle sie nicht allein sein.

Jack ließ die Zunge durch seinen ausgedörrten Mund kreisen. Die Erregung in Verbindung mit dem Rotwein war ihm offenbar nicht bekommen. Er hatte sich dagegen gewehrt, Shawn auf das Polizeipräsidium zu begleiten, weil er befürchtete, festgenommen zu wer-

den. Immerhin hatte er den Mord an Reginald nicht gemeldet, und er war in dem Drugstore gewesen, in dem Slam erschossen worden war. Und zu allem Überfluß hatte er Laurie gegenüber auch noch angedeutet, daß es zwischen den Morden an Reginald und Beth womöglich eine Verbindung gab.

Er seufzte und strich sich besorgt durchs Haar. Was sollte er bloß auf die Fragen antworten, mit denen man ihn unweigerlich bombardieren würde?

»Sind Sie okay?« fragte Shawn und sah Jack von der Seite an. »Es könnte mir nicht besser gehen«, erwiderte Jack. »Ich hatte einen wunderbaren Abend. In New York wird es einem nie langweilig.«

»Finde ich gut, daß Sie die Sache nicht so verbissen sehen«, meinte Shawn.

Jack sah den Polizisten entgeistert an; der Mann schien seinen Zynismus nicht verstanden zu haben.

»Mir gehen jede Menge Fragen durch den Kopf«, sagte Jack. »Wieso, zum Teufel, waren Sie eigentlich in dem Restaurant? Und woher wissen Sie, daß ich Arzt bin? Und wieso soll ich mich bei Lou Soldano dafür bedanken, daß ich noch lebe?«

»Lieutenant Soldano hat einen Hinweis bekommen, daß Sie in Gefahr sein könnten«, erwiderte Shawn. »Und woher wußten Sie, daß ich in dem Restaurant war?«

»Ganz einfach. Sergeant Murphy und ich sind Ihnen gefolgt.« Jack starrte wieder hinaus auf die vorbeirauschende nächtliche Stadt und schüttelte gedankenverloren den Kopf. Wie peinlich, dachte er, dabei war er sich so sicher gewesen, daß er alle potentiellen Verfolger abgeschüttelt hatte. Er mußte sich wohl oder übel eingestehen, daß ihm die ganze Geschichte über den Kopf zu wachsen drohte.

»Bei Bloomingdale's wären Sie uns um ein Haar entwischt«, sagte Shawn. »Aber zum Glück habe ich da schon geahnt, was Sie vorhatten.«

»Wissen Sie, wer Lieutenant Soldano den Hinweis gegeben hat?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Shawn. »Aber das können Sie den Lieutenant gleich selbst fragen.«

Als der FDR Drive in den South Street Viaduct übergang, tauchte

vor ihnen die vertraute Silhouette der Brooklyn Bridge auf; im fahlen Licht des nächtlichen Himmels sah sie aus wie eine riesige Lyra. Kurz vor der Brücke verließen sie die Schnellstraße, und wenig später bogen sie in den Hof des Polizeipräsidiums ein. Jack hatte das Gebäude noch nie zuvor gesehen und war überrascht, wie modern es war. Drinnen mußte er einen Metalldetektor passieren. Shawn führte ihn zu Lou Soldanos Büro und verabschiedete sich.

Lou stand auf, reichte Jack die Hand und zog einen Stuhl heran. »Setzen Sie sich, Doc. Das ist Sergeant Wilson«, sagte er und zeigte auf einen afroamerikanischen Polizisten in Uniform, der sich ebenfalls erhob, als er vorgestellt wurde. Er war eine imposante Erscheinung, seine Uniform war perfekt gebügelt. Sein makellooses Outfit stand in krassem Gegensatz zu Lous eher zerknittertem Äußeren.

Jack reichte Sergeant Wilson die Hand; es war ihm peinlich, daß er immer noch zitterte und seine Handfläche schweißnaß war. »Ich habe Sergeant Wilson hergebeten, weil er unsere Spezialeinheit für die Bekämpfung gewalttätiger Gangs leitet«, erklärte Lou, während er an seinen Schreibtisch zurückkehrte und Platz nahm.

Ist ja wunderbar, dachte Jack. Er wollte Warren auf keinen Fall in Schwierigkeiten bringen. Er versuchte zu lächeln, doch es wollte ihm nicht gelingen. Bestimmt merkten sie ihm seine Nervosität an. Wahrscheinlich hatten sie ihn schon als Straftäter entlarvt, als er nur das Büro betreten hatte.

»Wie ich gehört habe, hatten Sie heute abend eine eher unangenehme Begegnung«, begann Lou.

»Das ist vielleicht ein bißchen untertrieben«, erwiderte Jack und musterte Lou. Er sah anders aus, als er ihn sich vorgestellt hatte. Er hatte einen wesentlich attraktiveren Mann erwartet, größer und mehr auf sein Äußeres bedacht. Dieser Mann jedoch erinnerte ihn eher an sich selbst. Lou war kräftig, muskulös und hatte kurzgeschnittenes Haar; er war lediglich ein ganzes Stück kleiner.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Lou und machte eine einladende Handbewegung. »Wir haben Sie nicht zu einer Inquisition herbestellt. Wir wollen uns nur mit Ihnen unterhalten.«

»Warum haben Sie Officer Magoginal beauftragt, mir zu folgen? Nicht, daß ich mich darüber beklagen möchte. Er hat mir schließlich das Leben gerettet.«

»Bedanken Sie sich bei Ihrer Kollegin Laurie«, sagte Lou. »Sie hat sich Sorgen um Sie gemacht, und ich mußte ihr versprechen, mich um Sie zu kümmern. Mir ist nichts Besseres eingefallen, als meinen Officer zu bitten, Sie im Auge zu behalten.«

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich Ihre Hilfe zu schätzen weiß«, entgegnete Jack und dachte darüber nach, wie er sich bloß bei Laurie bedanken sollte.

»Okay, Doc«, sagte Lou und faltete seine Hände auf dem Schreibtisch. »Hier scheinen eine ganze Menge Dinge vorzugehen, über die wir gern etwas mehr wüßten. Wie wär's, wenn Sie uns einfach mal erzählen, was eigentlich los ist?«

»Glauben Sie mir, ich bin selbst noch nicht dahinter gekommen«, erwiderte Jack.

»Okay, wie Sie meinen. Aber ich sag's Ihnen noch einmal - dies ist kein Verhör, sondern eine lockere Unterhaltung. Sie können uns also ruhig verraten, in welche Geschichte Sie da hineingeraten sind.«

»Ich bin so durcheinander, daß ich gar nicht weiß, ob ich auch nur zwei zusammenhängende Sätze herausbringe.«

»Vielleicht sollte ich Ihnen einfach mal erzählen, was ich bereits weiß«, ergriff Lou das Wort und umriß in groben Zügen, was Laurie ihm berichtet hatte. Dabei legte er besonderes Gewicht auf die Tatsache, daß Jack mindestens einmal zusammengeschlagen worden war und daß nun auch noch ein Mitglied einer Lower-East-Side-Gang versucht hatte, ihn umzubringen. Darüber hinaus führte Lou aus, daß ihm Jacks Abneigung gegen AmeriCare bekannt sei und daß er auch von seinen Vermutungen wisse, was die jüngsten Ausbrüche von Infektionskrankheiten im Manhattan General angehe. Ferner habe er gehört, daß Jack in besagtem Krankenhaus eine Menge Leute gegen sich aufgebracht habe. Er schloß seine Ausführungen mit der von Jack gegenüber Laurie geäußerten Vermutung, daß es zwischen zwei offensichtlich nicht zusammenhängenden Morden eine Verbindung gebe, und damit, daß die ersten vorläufigen Tests diese überraschen-

de Theorie untermauerten.

Jack schluckte. »Hut ab! Langsam glaube ich, daß Sie mehr wissen als ich.«

»Das bezweifle ich doch sehr«, erwiderte Lou mit einem Lächeln. »Aber vielleicht wissen Sie jetzt, welche weiteren Informationen wir benötigen, um künftige Übergriffe auf Sie und andere zu verhindern. Heute nachmittag ist in der Nähe des Manhattan General jemand ermordet worden, und soweit wir wissen, war das Opfer Mitglied einer Gang. Können Sie uns etwas über diese Geschichte erzählen?«

Jack schluckte noch einmal. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Immer wieder ging ihm Warrens Warnung durch den Kopf. Außerdem hatte er zweimal den Schauplatz eines Verbrechens verlassen und einen Mörder gedeckt. Somit stand zweifelsfrei fest, daß er wiederholt straffällig geworden war. »Darüber möchte ich im Moment lieber nicht reden«, sagte er schließlich.

»Ach ja? Können Sie mir denn vielleicht erklären, warum nicht?«

Verzweifelt suchte Jack nach einer Antwort. Er wollte es vermeiden zu lügen. »Weil ich auf keinen Fall weitere Leute in Gefahr bringen möchte«, brachte er zögernd hervor. »Aber genau dafür sind wir doch da«, entgegnete Lou. »Um zu verhindern, daß Leute in Gefahr geraten.«

»Das ist mir schon klar«, sagte Jack. »Aber die Situation ist ziemlich außergewöhnlich. Es passieren jede Menge Dinge gleichzeitig. Ich befürchte ernstlich, daß wir kurz vor dem Ausbruch einer fürchterlichen Epidemie stehen.«

»Was denn für eine Epidemie?«

»Influenza«, antwortete Jack. »Und zwar handelt es sich um einen Virus, der äußerst aggressiv ist und den Tod vieler Menschen verursachen kann.«

»Haben sich schon viele mit dem Virus angesteckt?«

»Bisher zum Glück noch nicht«, sagte Jack. »Aber ich mache mir trotzdem große Sorgen.«

»Epidemien machen mir zwar angst«, entgegnete Lou, »aber sie gehören nicht zu dem Gebiet, auf dem ich mich auskenne. Mit Mordfällen ist das anders. Und deshalb wüßte ich gern, wann Sie bereit

sein werden, mit uns über diese Morde zu reden.«

»Geben Sie mir einen Tag«, bat Jack. »Und glauben Sie mir: Meine Angst vor einer Epidemie ist berechtigt.« Lou schieg und warf Sergeant Wilson einen fragenden Blick zu.

»An einem Tag kann eine Menge passieren«, gab der Sergeant zu bedenken.

»Genau das ist auch meine Sorge«, pflichtete Lou seinem Kollegen bei und wandte sich wieder Jack zu. »Was uns nämlich gar nicht gefällt, ist, daß die beiden Ermordeten zwei unterschiedlichen Streetgangs angehörten. Wir wollen unbedingt verhindern, daß hier ein Bandenkrieg ausbricht. Denn wenn es so weit kommt, werden unweigerlich unschuldige Menschen getötet.«

»Ich brauche vierundzwanzig Stunden«, wiederholte Jack. »Bis dahin hoffe ich, die notwendigen Beweise für meine Theorie in der Hand zu haben. Wenn nicht, gebe ich zu, daß ich mich geirrt habe, und erzähle Ihnen alles, was ich weiß. Aber ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß es nicht viel ist.«

»Jetzt hören Sie mir mal gut zu, Doc«, sagte Lou. »Ich könnte Sie auf der Stelle festnehmen. Immerhin waren Sie in einige Verbrechen verwickelt. Sie behindern mutwillig die Ermittlungen in mehreren Mordfällen. Ich hoffe, Sie sind sich darüber im klaren, in welcher Lage Sie sich befinden?«

»Ich denke schon«, erwiderte Jack.

»Ich könnte Sie zwar festnehmen, aber ich werde es nicht tun«, erklärte Lou und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Statt dessen gehe ich einfach mal davon aus, daß Sie bei dieser Geschichte mit der Epidemie richtig liegen. Immerhin hält Dr. Montgomery ziemlich große Stücke auf Sie. Aber spätestens morgen abend will ich etwas von Ihnen hören. Ist das klar?«

»Ich habe verstanden«, sagte Jack und ließ seinen Blick zwischen dem Lieutenant und dem Sergeant hin- und herschweifen. »War's das?«

»Fürs erste ja.«

Jack erhob sich und ging zur Tür, doch bevor er sie erreicht hatte, gab Sergeant Wilson ihm noch eine Ermahnung mit auf den Weg.

»Ich hoffe, Sie sind sich darüber im klaren, wie gefährlich es ist, sich mit diesen Gangs einzulassen. Diese Burschen gehen davon aus, daß sie so gut wie nichts zu verlieren haben, und haben deshalb keinerlei Respekt vor dem Leben - weder vor ihrem eigenen noch vor dem anderer.«

»Ich werde es mir hinter die Ohren schreiben«, versprach Jack. Er eilte aus dem Gebäude und trat hinaus in die Nacht. Angesichts der Gnadenfrist, die man ihm gewährt hatte, fiel ihm ein Stein vom Herzen.

Während er vor dem Polizeirevier auf ein Taxi wartete, dachte er darüber nach, was er jetzt tun sollte. Er hatte Angst davor, nach Hause zu gehen. Im Augenblick wollte er weder jemandem von den Black Kings noch Warren über den Weg laufen. Vielleicht sollte er Terese in der Agentur aufsuchen, doch er fürchtete, daß er sie dann womöglich einer noch größeren Gefahr aussetzen würde. Am Ende beschloß er, sich ein billiges Hotel zu suchen. Zumindest würde er dort sicher sein und von seinen Freunden niemanden in Gefahr bringen.

31. Kapitel

Mittwoch, 27. März 1996, 6.15 Uhr

Das erste Symptom, das Jack spürte, war ein sich rasend schnell ausbreitender Hautausschlag auf seinen Unterarmen. Noch während er die geröteten Stellen inspizierte, begann der Ausschlag auch seine Brust und seinen Bauch zu überziehen. Er spreizte die Haut mit den Zeigefingern und übte ein wenig Druck aus, um zu prüfen, ob die Rötung dadurch ein wenig nachließ. Doch zu seiner Beunruhigung erschienen die Flecken nun noch röter.

Genauso unvermittelt, wie der Hautausschlag aufgetreten war, begannen die Stellen plötzlich zu jucken. Zunächst versuchte er, das lästige Gefühl zu ignorieren, doch dann wurde der Juckreiz so stark, daß er sich unweigerlich kratzen mußte. Das Kratzen hatte böse Folgen: Die Stellen fingen sofort an zu bluten und verwandelten sich in unzählige offene Wunden. Gleichzeitig setzte das Fieber ein. Es stieg zuerst langsam auf etwa achtunddreißig Grad, doch dann schnellte es plötzlich in die Höhe. Seine Stirn war schweißgebadet.

Als er in den Spiegel sah, erschrak er. Sein Gesicht war gerötet und mit offenen Wunden übersät. Ein paar Minuten später begann ihm das Atmen zusehends schwerer zu fallen. Er mußte regelrecht nach Luft ringen.

Jeder Herzschlag verursachte in seinem Kopf ein Dröhnen, als würde neben seinem Ohr eine Trommel geschlagen. Er hatte keine Ahnung, was für eine Krankheit er sich da eingefangen hatte, doch daß sie äußerst gefährlich war und sein Leben bedrohte, lag auf der Hand. Intuitiv wußte er, daß ihm nur wenig Zeit blieb, die Diagnose zu stellen und sich für die richtige Behandlungsmethode zu entscheiden. Doch dabei gab es ein Problem. Um die Diagnose stellen zu können, benötigte er eine Blutprobe, und er hatte keine Nadel zur Hand. Vielleicht konnte er sich mit einem Messer eine Ader aufritzen, um sich so ein wenig Blut abzunehmen. Dabei würde er zwar eine ziemliche Sauerei anrichten, aber es könnte klappen. Wo konnte er bloß ein

Messer auftreiben? Jack blinzelte. Zusehends in Panik, tastete er das Nachtschränkchen nach einem Messer ab. Dann hielt er plötzlich inne. Er hatte keine Ahnung, wo er sich befand. Im Hintergrund vernahm er ein in gleichmäßigen Abständen wiederkehrendes Klappern, das er nicht einordnen konnte. Er hob seinen Arm, um zu inspizieren, wie weit sich der Ausschlag inzwischen ausgebreitet hatte, doch die roten Flecken waren verschwunden. Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß er geträumt hatte. In dem Hotelzimmer mußte es über dreißig Grad heiß sein. Angewidert strampelte Jack die Bettlaken zur Seite. Er war in Schweiß gebadet. Mühsam richtete er sich auf und hockte sich auf die Bettkante. Jetzt erst registrierte er, daß das Klappern von einem Heizkörper kam, der zudem auch noch dampfte und zischte. Offensichtlich war diese Höllenmaschine dazu da, die Hotelgäste mit einer Art Holzhammermethode aus dem Bett zu treiben. Er ging zum Fenster und versuchte es zu öffnen, doch es ließ sich nicht bewegen. Vermutlich war es zugenagelt worden. Daraufhin wollte er die Heizung abstellen, doch sie war so heiß, daß er sie nicht berühren konnte. Er holte sich ein Handtuch aus dem Badezimmer und versuchte es erneut. Doch der Thermostat war voll aufgedreht und ließ sich nicht bewegen. Wenigstens schaffte er es, das Milchglasfenster im Bad zu öffnen. Er blieb für ein paar Minuten dort stehen und sog die frische Luft ein. Die kühlen Fliesen unter seinen Füßen taten ihm gut. Auf das Waschbecken gestützt, ließ er den Alptraum noch einmal vor seinem inneren Auge Revue passieren. Er war ihm so erschreckend wirklich vorgekommen, daß er noch einmal seine Arme und seinen Bauch untersuchte, um sicherzugehen, daß er wirklich keinen Ausschlag hatte. Zum Glück konnte er nichts Außergewöhnliches entdecken. Allerdings hatte er starke Kopfschmerzen, die jedoch mit Sicherheit auf den überheizten, winzigen Raum zurückzuführen waren. Er wunderte sich, daß er nicht schon viel früher aufgewacht war.

Als er in den Spiegel sah, fiel ihm auf, wie rot seine Augen waren. Außerdem mußte er sich dringend rasieren. Da er nichts bei sich hatte, hoffte er in der Hotelhalle einen kleinen Laden zu finden, in dem er sich eine Klinge und Rasierschaum kaufen konnte.

Während er sich anzog, gingen ihm noch einmal die Ereignisse des

vergangenen Abends durch den Kopf. Vor seinem geistigen Auge erschien mit einer solch erschreckenden Deutlichkeit die auf ihn gerichtete Maschinenpistole, daß es ihm kalt den Rücken hinunterlief. Um ein Haar wäre er tot gewesen! Zum erstenmal dachte er darüber nach, ob seine depressive und lebensverneinende Reaktion nach dem Tod seiner Frau und seiner beiden Töchter womöglich unangemessen gewesen war. Hatte er durch seinen leichtsinnigen Lebenswandel vielleicht eine zu geringe Achtung vor dem Leben gezeigt und ihnen dadurch im nachhinein zu wenig Ehre erwiesen?

In der heruntergekommenen Hotelhalle erstand er einen Einwegrasierer und eine Minitube Zahnpasta, an der eine Zahnbürste befestigt war. Auf dem Weg zurück zum Fahrstuhl fiel sein Blick auf ein Bündel zusammengeschnürter Daily News, das vor einem noch geschlossenen Zeitungskiosk lag. Die schauerliche Schlagzeile lautete: »Leichenhallen-Doktor um ein Haar in einem In-Lokal über seinem Teller erschossen! Lesen Sie Seite 3.« Jack stellte seine Utensilien ab und versuchte, eine Zeitung aus dem Bündel zu ziehen. Doch die Schnur ließ sich nicht durchreißen; sie war einfach zu stabil. Da er unbedingt eine Zeitung haben wollte, überredete er den Nachtportier, hinter seinem Empfangsschalter hervorzukommen und die Schnur mit einer Rasierklinge durchzutrennen. Er bezahlte und beobachtete, wie der Portier das Geld in seiner Tasche verschwinden ließ. Auf dem Weg zum Fahrstuhl sah Jack mit Entsetzen, daß auf der dritten Seite ein Foto von ihm prangte; zusammen mit Shawn Magoginal, der ihn am Arm festhielt, verließ er gerade das Positano. Die Bildunterschrift lautete: »Dr. Jack Stapleton, Gerichtsmediziner in New York City, wird nach dem versuchten Mordanschlag von Detective Shawn Magoginal, einem Kriminalbeamten in Zivil, vom Tatort geführt. Ein Mitglied einer New Yorker Streetgang wurde während des Überfalls erschossen.«

Jack hatte den Artikel bereits gelesen, als er sein Zimmer erreichte. Die unmißverständliche Aussage lautete, daß er in einen Skandal verwickelt war. Wütend warf er die Zeitung in den Papierkorb. Er befürchtete, daß er mit seinen Nachforschungen jetzt noch schwerer vorankommen würde. Er hatte einen anstrengenden Tag vor sich und

konnte diese unerwünschte Publicity beim besten Willen nicht gebrauchen. Nachdem er sich geduscht, rasiert und die Zähne geputzt hatte, fühlte er sich zwar besser, aber immer noch ziemlich angeschlagen. Er hatte immer noch Kopf- und Gliederschmerzen, und auch sein Rücken machte ihm zu schaffen. Er mußte sich wohl oder übel damit abfinden, daß sich offenbar die ersten Symptome der gefährlichen Virusgrippe bei ihm bemerkbar machten. Das erinnerte ihn daran, umgehend eine weitere Rimantadin einzunehmen.

Er winkte sich ein Taxi heran und ließ sich direkt vor dem Eingang der Leichenhalle absetzen. Am Haupteingang lauerten vermutlich Reporter, denen er unbedingt aus dem Weg gehen wollte. Voll düsterer Befürchtungen, was über Nacht wieder alles passiert sein mochte, stürmte er hinauf in den Raum, in dem die Tagespläne erstellt wurden. Vinnie las seine Zeitung. »Morgen, Doc«, begrüßte er Jack. »Weißt du was? Du stehst in der Zeitung.«

Jack ignorierte ihn und ging hinüber zu George. »Interessiert dich das etwa nicht?« rief Vinnie ihm hinterher. »Es ist sogar ein Foto von dir drin!«

»Hab' ich schon gesehen«, erwiderte Jack. »Ich finde nicht, daß sie mich gut getroffen haben.«

»Erzähl' doch mal, was passiert ist«, drängte Vinnie. »Das ist ja wie im Film. Wieso wollte dieser Kerl dich erschießen?«

»War eine Verwechslung«, entgegnete Jack. »Du meinst, der wollte eigentlich jemand anders abknallen?« Vinnie klang enttäuscht.

»Ja, so ähnlich«, grummelte Jack und wandte sich dann an George, um von ihm zu erfahren, ob über Nacht weitere Influenzaopfer ins Institut überführt worden waren. »Hat wirklich jemand auf dich geschossen?« George war genauso neugierig wie Vinnie und dachte nicht daran, auf Jacks Frage einzugehen. Katastrophengeschichten über andere Leute schienen selbst auf studierte Menschen einen unwiderstehlichen Reiz auszuüben.

»Ja«, sagte Jack. »Er hat vierzig- oder fünfzigmal abgedrückt. Aber zum Glück sind aus seiner Kanone nur Ping-Pong-Bälle gekommen. Vor den meisten konnte ich in Deckung gehen, und die paar, die mich getroffen haben, sind an mir abgeprallt, ohne größeren Schaden

anzurichten.«

»Du willst also nicht darüber reden«, stellte George fest. »Du merkst aber auch wirklich alles. Hat es nun weitere Influenzatote gegeben oder nicht?«

»Vier.«

Jack spürte, wie sein Herz zu rasen begann. »Wo hast du sie?«

George klopfte auf einen der Aktenstapel, die sich vor ihm auf dem Schreibtisch türmten. »Ich würde dir ja gern ein paar von den Fällen zuweisen, aber Calvin hat eben angerufen und angeordnet, daß du noch einen ›Papiertag‹ bekommen sollst. Ich glaube, er hat dich auch in der Zeitung gesehen. Er wußte gar nicht, ob du heute überhaupt zur Arbeit kommen würdest.« Jack antwortete nicht. Er hatte sich für diesen Tag viel vorgenommen und betrachtete Calvins Entscheidung als Geschenk des Himmels. Natürlich ahnte er, um wen es sich bei den Todesfällen handelte, als er aber die Namen las, war er dennoch wie vom Schlag getroffen: Kim Spensor, George Haselton, Gloria Hernandez und ein gewisser William Pearson, der Laborassistent von der Abendschicht. Sie waren allesamt im Laufe der Nacht an akuter Atemnot gestorben. Damit stand zweifelsfrei fest, daß das Influenzavirus äußerst aggressiv und gefährlich war. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, hier war er: Sämtliche Opfer waren gesunde, junge Erwachsene gewesen, die innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach der Infektion gestorben waren.

Nun befürchtete er mehr denn je, daß sie unmittelbar vor dem Ausbruch einer furchtbaren Epidemie standen. Seine einzige Hoffnung bestand darin, daß er mit seiner Vermutung hinsichtlich der Luftbefeuchter richtig lag; wenn wirklich diese Geräte mit den gefährlichen Erregern infiziert waren, dann waren alle Opfer des jüngsten Ausbruchs direkt mit der verseuchten Quelle in Berührung gekommen. Folglich wäre das Virus in keinem Fall von Mensch zu Mensch übertragen worden - und diese Art der Ansteckung fürchtete Jack am meisten. »Hallo, Dr. Stapleton«, begrüßte ihn Marjorie Zankowski, die nachts in der Telefonzentrale saß. »Sie haben jede Menge Anrufe bekommen. Ich habe ein paar Nachrichten auf Ihrer Voice mail gespeichert, und hier sind noch ein paar Notizen. Ich wollte sie gerade

in Ihr Büro bringen, aber da Sie ja jetzt hier sind...« Sie schob Jack einen Stapel pinkfarbener Telefonnotizen zu.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl überflog er die Nachrichten. Terese hatte mehrere Male angerufen, das letztmal um vier Uhr morgens. Daß sie so oft versucht hatte, ihn zu erreichen, bereitete ihm Gewissensbisse. Er hätte sie vom Hotel aus anrufen sollen, aber ihm war nun einmal nicht danach gewesen, mit irgend jemandem zu sprechen.

Zu seiner Überraschung hatten außerdem Clint Abelard und Mary Zimmerman nach ihm verlangt. Sein erster Gedanke war, daß Kathy McBane den beiden womöglich alles verraten hatte. Wenn ja, konnte er sich auf zwei unangenehme Gespräche gefaßt machen. Die beiden hatten unmittelbar nacheinander um kurz nach achtzehn Uhr angerufen.

Besorgt registrierte er, daß auch Nicole Marquette, die Mitarbeiterin des *Center for Disease Control* versucht hatte, ihn zu erreichen. Zum erstenmal gegen Mitternacht und dann noch einmal um viertel vor sechs.

Er stürmte in sein Büro und wählte Nicoles Nummer. Sie klang ziemlich erschöpft.

»Ich hatte eine lange und anstrengende Nacht«, sagte sie. »Übrigens habe ich sogar bei Ihnen zu Hause angerufen.«

»Tut mir leid«, erwiderte Jack. »Ich habe vollkommen vergessen, Ihnen die Nummer mitzuteilen, unter der Sie mich hätten erreichen können.«

»Bei einem meiner Versuche, Sie zu Hause zu erwischen, hat sich ein Mann namens Warren gemeldet«, fuhr Nicole fort. »Hoffentlich ist er ein Bekannter von Ihnen. Jedenfalls klang er nicht gerade besonders freundlich.«

»Ja, er ist ein Freund«, stellte Jack ein wenig beunruhigt klar. Warren gegenüberzutreten würde ein harter Brocken werden. »Ich weiß gar nicht, womit ich anfangen soll«, sagte Nicole. »Eins ist jedenfalls sicher - Sie haben etlichen Leuten den Schlaf geraubt. Ihre Influenzaprobe hat bei uns für einen ziemlichen Wirbel gesorgt. Wir haben sie gegen alle bekannten Virusstämme getestet, aber sie hat mit keinem der Antiseren signifikant reagiert. Das heißt mit anderen Wor-

ten, daß wir es entweder mit einem vollkommen neuartigen Virusstamm zu tun haben oder daß der Stamm seit vielen Jahren nicht mehr aufgetaucht ist - also seitdem wir mit den Antiseren arbeiten.«

»Das sind wohl eher schlechte Nachrichten, was?« fragte Jack. »Kann man so sagen«, erwiderte Nicole. »Und wenn man die Pathogenität des Virusstamms berücksichtigt, kann einem wirklich angst und bange werden. Wie wir gehört haben, gibt es bereits fünf Todesopfer.«

»Wieso wissen Sie das schon? Ich habe doch selbst erst vor ein paar Minuten davon erfahren.«

»Wir haben noch in der Nacht Kontakt zu den städtischen und staatlichen Behörden aufgenommen«, erklärte Nicole. »Das war auch einer der Gründe, weshalb ich Sie unbedingt erreichen wollte. Für uns begründet der Ausbruch dieser Influenza einen epidemiologischen Ausnahmezustand. Ich wollte nicht, daß Sie das Gefühl haben, als letzter von unseren Erkenntnissen zu erfahren. Letztendlich haben wir nämlich doch noch etwas gefunden, mit dem das Virus reagiert. Es handelt sich um eine Probe mit gefrorenem Serum, von der wir vermuten, daß sie Antiserum zu dem Influenzastamm enthält, der die große Epidemie von 1918/19 ausgelöst hat!«

»Gütiger Gott!« rief Jack entsetzt.

»Als ich das entdeckt hatte, habe ich sofort meinen Chef, Dr. Hirose Nakano, informiert«, fuhr Nicole fort. »Und er wiederum hat sofort den Direktor des *Center for Disease Control* alarmiert. Wie ich gehört habe, soll er inzwischen mit jedem auch nur im entferntesten mit dem Thema befaßten Mediziner gesprochen haben. Bei uns sind sämtliche Mitarbeiter in höchste Alarmbereitschaft versetzt worden. Wir brauchen schließlich einen Impfstoff - und zwar so schnell wie möglich!«

»Kann ich im Moment noch irgend etwas tun?« fragte Jack, obwohl er die Antwort bereits wußte.

»Nein, im Augenblick nicht«, erwiderte Nicole. »Wir sind Ihnen zu größtem Dank verpflichtet. Das habe ich auch unserem Direktor gesagt. Vielleicht ruft er Sie sogar noch persönlich an.«

»Dann haben Sie also auch die Leute vom Manhattan General in-

formiert?« vergewisserte sich Jack.

»Ja«, erwiderte Nicole. »Es ist bereits ein Team vom *Center for Disease Control* unterwegs, um dem New Yorker Epidemiologen bei der Bekämpfung der Krankheit zu helfen. Vor allem wollen wir natürlich herausfinden, wo das Virus plötzlich hergekommen ist. Bei der Influenza weiß man das ja nie so genau. Man vermutet, daß Vögel, insbesondere Enten, oder auch Schweine als Wirte in Frage kommen, aber Genaueres weiß bisher noch niemand. Jedenfalls ist es ziemlich beängstigend, daß wir plötzlich von einem Virusstamm heimgesucht werden, der fünfundsiebzig Jahre lang in der Versenkung verschwunden war.« Die Nachricht hatte Jack einerseits die Sprache verschlagen, andererseits war er aber auch ein wenig erleichtert. Wenigstens hatte man seine Warnung ernst genommen und Expertenteams mobilisiert. Wenn überhaupt noch jemand den Ausbruch einer Epidemie verhindern konnte, dann die Spezialisten vom *Center for Disease Control*, und die hatten sich bereits an die Arbeit gemacht.

Doch die wichtigste Frage war immer noch ungeklärt: Wo waren die Krankheitserreger hergekommen? Jack glaubte nicht im geringsten daran, daß sie von irgendeinem Tier auf die Menschen übergegangen waren.

Als nächstes rief er bei Terese an. Sie war zu Hause und klang sehr erleichtert, als sie seine Stimme hörte. »Wo hast du nur gesteckt?« fragte sie. »Ich habe mir wahnsinnige Sorgen gemacht.«

»Ich habe die Nacht in einem Hotel verbracht.«

»Und warum hast du dich nicht bei mir gemeldet? Du hattest es versprochen. Ich habe mindestens ein dutzendmal bei dir zu Hause angerufen.«

»Tut mir leid«, sagte Jack. »Ich weiß, daß du auf meinen Anruf gewartet hast. Aber als ich das Polizeipräsidium endlich verlassen durfte und ein Hotel gefunden hatte, wollte ich einfach nur noch allein sein und mit niemandem mehr reden. Ich kann dir gar nicht sagen, was ich in den letzten vierundzwanzig Stunden durchgemacht habe. Ich bin wirklich vollkommen fertig.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Terese. »Nach dem Attentat

gestern abend wundere ich mich, daß du überhaupt zu irgend etwas imstande bist. Ich wäre an deiner Stelle heute bestimmt nicht zur Arbeit gegangen.«

»Ich stecke zu tief in der Geschichte drin, als daß ich jetzt einfach aufhören könnte«, erklärte Jack.

»Genau das habe ich befürchtet«, entgegnete Terese. »Bitte hör ausnahmsweise einmal auf mich, Jack! Reicht es nicht, daß man dich zusammengeschlagen hat und um ein Haar getötet hätte? Ist es nicht höchste Zeit, daß sich andere Leute um die Sache kümmern und du dich endlich wieder deinem normalen Job widmest?«

»In gewisser Weise passiert das schon«, sagte Jack. »Ein Expertenteam vom *Center for Disease Control* ist bereits auf dem Weg, um die Influenzaepidemie einzudämmen und zu bekämpfen. Ich muß nur noch den heutigen Tag überstehen.«

»Wie soll ich das nun wieder verstehen?«

»Wenn ich das Rätsel, dem ich auf der Spur bin, nicht bis heute abend gelöst habe, gebe ich auf«, erwiderte Jack. »Das mußte ich der Polizei versprechen.«

»Klingt wie Musik in meinen Ohren«, sagte Terese. »Wann können wir uns treffen? Ich habe ein paar spannende Neuigkeiten, die ich dir unbedingt erzählen muß.«

»Hast du denn gar keine Angst, mit mir zusammen irgendwohin zu gehen?« fragte Jack. »Der gestrige Abend müßte dir doch auch ganz schön in die Knochen gefahren sein.«

»Ich gehe einfach mal davon aus, daß man dich wieder in Ruhe läßt, wenn du nicht mehr gegen Gott und die Welt zu Felde ziehst.«

»Ich rufe dich später an«, versprach Jack. »Im Moment kann ich noch nicht absehen, was sich im Laufe des Tages ergibt.«

»Gestern hast du auch versprochen, dich zu melden, und dann habe ich vergeblich gewartet«, beklagte sich Terese. »Wie soll ich dir da jetzt noch glauben?«

»Gib mir eine zweite Chance«, bat Jack. »Und jetzt muß ich mich schleunigst an die Arbeit machen.«

»Willst du denn gar nicht wissen, was ich für spannende Neuigkeiten habe?«

»Ich dachte mir, du würdest schon damit rausrücken, wenn du Lust dazu hast«, entgegnete Jack.

»Die National Health hat die Vorabpräsentation unserer Kampagne abgeblasen.«

»Ist das gut?«

»Natürlich ist das gut«, erwiderte Terese. »Sie haben das abgesagt, weil sie sich so sicher sind, daß ihnen unsere ›Schluß-mit-dem-Warten-Kampagne‹ gefallen wird. Konkret heißt das für uns, daß wir nicht Hals über Kopf irgend etwas zusammenstückeln müssen, sondern einen Monat Zeit haben und die Sache ordentlich machen können.«

»Freut mich für dich«, sagte Jack.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr Terese fort. »Taylor Heath hat mich heute zu sich gerufen und mich beglückwünscht. Wie er mir erzählt hat, weiß er über Robert Barkers intrigantes Verhalten genauestens Bescheid. Und weißt du, was das bedeutet? Daß ich das Rennen gemacht habe - und nicht Robert. Taylor hat mir versprochen, daß ich demnächst President von Willow and Health sein werde.«

»Klingt ganz so, als gäbe es was zum Feiern«, rief Jack. »Du hast es erfaßt. Ich würde vorschlagen, wir gehen heute mittag im Four Seasons essen.«

»Du bist aber wirklich hartnäckig«, sagte Jack. »Das muß man als Karrierefrau auch sein«, stellte Terese klar. »Heute mittag kann ich wirklich nicht«, entgegnete Jack. »Aber vielleicht geht es heute abend. Vorausgesetzt, ich bin dann nicht im Knast.«

»Was soll das denn schon wieder bedeuten?« fragte Terese. »Es würde wirklich zu lange dauern, dir das jetzt alles zu erklären«, erwiderte Jack. »Ich rufe dich später an. Tschüs Terese.« Bevor sie ein weiteres Wort sagen konnte, legte er auf. Da er wußte, wie hartnäckig sie war, befürchtete er, daß sie wahrscheinlich so lange auf ihn einreden würde, bis sie ihren Kopf durchgesetzt hätte.

Er wollte sich gerade auf den Weg zum DNA-Labor machen, als Laurie sein Büro betrat.

»Mein Gott, bin ich froh, dich lebendig vor mir zu sehen«, sagte

»Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll«, entgegnete Jack. »Vor

ein paar Tagen wäre ich wahrscheinlich ziemlich wütend gewesen, weil du dich in die Geschichte eingemischt hast. Aber inzwischen sehe ich das anders. Was auch immer du Lieutenant Soldano erzählt hast - es hat mir das Leben gerettet!«

»Er hat mich gestern abend angerufen und mir erzählt, was dir passiert ist«, fuhr Laurie fort. »Danach habe ich die halbe Nacht versucht, dich zu Hause zu erreichen.«

»Da warst du nicht die einzige«, bemerkte Jack. »Aber dir kann ich ja die Wahrheit sagen. Ich hatte Angst, nach Hause zu gehen.«

»Lou meint, daß du in größter Gefahr bist«, erklärte Laurie. »Mit diesen Streetgang-Typen ist nicht zu spaßen. Ich finde, du solltest auf der Stelle die Finger von diesen Infektionsfällen lassen.«

»Der Meinung scheinen ja wirklich alle zu sein - falls es dich tröstet«, erwiderte Jack. »Und wenn du meine Mutter in South Bend, Indiana, anrufen würdest, würde mit Sicherheit auch sie dir zustimmen.«

»Wie kannst du nur so leichtsinnig daherreden?« ereiferte sie sich. »Ist denn nicht schon genug passiert? Lou hat mich übrigens gebeten, dir klarzumachen, daß er dich nicht rund um die Uhr bewachen kann. Dafür hat er nicht genug Leute. Du bist also auf dich allein gestellt.«

»Wenigstens arbeite ich mit einer Frau zusammen, auf die ich mich verlassen kann«, bemerkte Jack.

»Du bist unmöglich«, erwiderte Laurie. »Wenn du über irgend etwas nicht reden willst, ziehst du dich mit flotten Sprüchen aus der Affäre. Warum vertraust du dich nicht einfach Lou an? Dann kann er den Fall übernehmen. Das ist schließlich sein Job - und den macht er ziemlich gut.«

»Das mag ja sein«, räumte Jack ein. »Aber die Angelegenheit ist in vielerlei Hinsicht so einzigartig und speziell, daß ich wirklich bezweifle, ob Lou genug darüber weiß. Außerdem würde es meinem Selbstvertrauen bestimmt ganz guttun, wenn ich diese Geschichte allein aufklären könnte. Auch wenn es vielleicht nicht den Anschein hat - mein Selbstwertgefühl ist seit fünf Jahren ziemlich angeknackst.«

»Du bist mir wirklich ein Rätsel«, sagte Laurie. »Wie kann man nur

so stur sein? Ich weiß bis heute nicht, wann du etwas ernst meinst und wann du Witze machst. Bitte versprich mir wenigstens, daß du vorsichtiger bist als in den vergangenen Tagen.«

»Abgemacht«, sagte Jack. »Aber nur unter einer Bedingung. Du beginnst sofort mit der Einnahme von Rimantadin.«

»Glaubst du, daß das nötig ist? Bloß weil sie uns eben ein paar neue Influenzaopfer überführt haben?«

»Es ist sogar unbedingt nötig«, insistierte Jack. »Die Leute vom *Center for Disease Control* nehmen den Ausbruch sehr ernst. Sie gehen davon aus, daß es sich um den Virusstamm handelt, der auch die furchtbare Influenzaepidemie von 1918 verursacht hat. Ich nehme selbst seit gestern Rimantadin.«

»Aber wie kann es denn derselbe Stamm sein?« fragte Laurie. »Er existiert doch gar nicht mehr.«

»Influenzaviren können sich offenbar über viele Jahre hinweg im Verborgenen halten«, erklärte Jack. »Das ist einer der Gründe, weshalb sich das *Center for Disease Control* so sehr für diesen Ausbruch interessiert. Sie wollen herausfinden, in welchem Wirt das Virus womöglich nistet.«

»Wenn das so ist, kannst du deine Terroristen-Theorie ja wohl vergessen«, sagte Laurie. »Es ist doch völlig ausgeschlossen, daß irgendjemand absichtlich Viren verbreitet, die nur in einem unbekannten natürlichen Reservoir existieren.« Jack starrte Laurie für ein paar Sekunden nachdenklich an. Sie hatte recht. Und er fragte sich, warum er nicht selbst zu diesem Schluß gekommen war.

»Ich will dir wirklich nicht die Suppe versalzen«, sagte sie. »Ist schon okay«, entgegnete er sichtlich verunsichert. Er dachte angestrengt darüber nach, ob es sich bei der Influenza tatsächlich um ein natürliches Phänomen handeln konnte und nur die anderen Krankheiten mutwillig verbreitet worden waren. Doch diese Denkrichtung verstieß gegen eine Kardinalregel der medizinischen Diagnostik: Bei jedem Problemfall war man als Arzt angehalten, nach einer Einzelerklärung zu suchen - so widersprüchlich und kompliziert er auch sein mochte.

»Dann nehme ich also auch Rimantadin«, sagte Laurie. Aber ich

hoffe, daß auch du dein Versprechen hältst und daß wir in Kontakt bleiben. Wie ich gehört habe, will Calvin dir heute keine Autopsien zuweisen. Wenn du also auf die Idee kommen solltest, das Institut zu verlassen, bestehe ich darauf, daß du dich in regelmäßigen Abständen bei mir meldest.«

»Klingt so, als hättest du tatsächlich mit meiner Mutter gesprochen«, witzelte Jack. »Ja oder nein?«

»Okay«, sagte Jack. »Abgemacht.«

Nachdem Laurie gegangen war, machte er sich auf den Weg zum DNA-Labor. Er wollte unbedingt wissen, ob Ted Lynch schon etwas herausgefunden hatte. Außerdem war er froh, daß er einen Grund hatte, sein Büro für eine Weile zu verlassen. Auch wenn alle es gut mit ihm meinten - er hatte es langsam satt, daß jeder ihm schlaue Ratschläge erteilte. Gleich würde Chet eintreffen und ihn mit Sicherheit mit den gleichen Empfehlungen überhäufen, die er gerade von Laurie über sich hatte ergehen lassen müssen.

Unentwegt grübelte er über den Ursprung des Influenzavirus nach. Lag Laurie mit ihrer Feststellung richtig? Seine Theorie schien auf immer dünnerem Boden zu stehen. Jetzt hing wirklich alles davon ab, ob die Tests von National Biologicals positiv ausfielen. Reagierten sämtliche Proben negativ, konnte er kaum noch hoffen, seine Theorie beweisen zu können. Dann blieben ihm nur noch die zweifelhaften Proben, die Kathy McBane hoffentlich dem Abflußrohr im Zentralmagazin entnommen hatte. Als Ted Lynch Jack herannahen sah, tat er so, als wollte er sich hinter seiner Laborbank verstecken. »Mist, haben Sie mich also doch gefunden«, scherzte er, als Jack um die Bank herumkam. »Ich hatte gehofft, daß Sie erst heute nachmittag hier aufkreuzen.«

»Pech gehabt«, entgegnete Jack. »Ich muß heute nicht an den Seziertisch, und da habe ich beschlossen, Ihr Labor zu belagern.«

»Ich bin gestern sogar länger geblieben und habe heute morgen früher angefangen - nur um mich um Ihre Proben zu kümmern. Ich habe die Nukleoproteide soweit isoliert. Für den eigentlichen Test ist jetzt also alles vorbereitet. Geben Sie mir eine Stunde, dann müßte ich die ersten Ergebnisse haben.«

»Ist es Ihnen gelungen, von allen vier Proben Kulturen anzuzüchten?«

»Ja. Agnes war wie immer ziemlich auf Draht.«

»Ich bin in einer Stunde wieder hier.«

Um die Zeit totzuschlagen, ging Jack hinunter in die Leichenhalle, zog sich seinen Mondanzug über und betrat den Sektionssaal. Der morgendliche Betrieb war in vollem Gange. An sechs von acht Tischen wurde gearbeitet; die Obduktionen waren unterschiedlich weit vorangeschritten. Jack ging an den Tischen entlang, bis er eines der Opfer erkannte. Es war Gloria Hernandez. Er betrachtete ein paar Sekunden lang ihr blasses Gesicht und versuchte zu begreifen, daß sie tot war.

Die Autopsie wurde von Riva Mehta durchgeführt, die sich mit Laurie das Büro teilte. Sie war eine zierliche Frau indianischer Abstammung. Sie war so klein, daß sie während der Obduktion auf einem Schemel stehen mußte. Im Augenblick nahm sie sich den Brustraum der Toten vor.

Als sie die Lungen herausgetrennt hatte, bat Jack, sich die Schnittflächen etwas näher ansehen zu dürfen. Das Lungengewebe sah genauso aus wie bei Kevin Carpenter; es war mit winzigen Hämorrhagien gesprenkelt. Es gab nicht den geringsten Zweifel, daß auch Gloria an primärer Viruspneumonie gestorben war. Jack ging weiter zu Chet, der gerade den Krankenpfleger George Haselton untersuchte. Es überraschte ihn, Chet bereits am Seziertisch vorzufinden; normalerweise schaute er vorher im Büro vorbei. Als Chet merkte, daß Jack neben ihm stand, setzte er eine wütende Miene auf.

»Warum bist du gestern abend nicht ans Telefon gegangen?«

»War schlecht möglich«, erwiderte Jack. »Ich war nämlich gar nicht zu Hause.«

»Colleen hat mich angerufen und mir erzählt, was dir passiert ist«, fuhr Chet fort. »Ich finde, das Maß ist jetzt langsam voll.«

»Wie wär's, wenn du mir mal die Lungen zeigen würdest?« entgegnete Jack.

Chet reichte ihm die Schale mit den entnommenen Lungenflügeln. Sie sahen genauso aus wie die von Gloria Hernandez und Kevin Car-

penter. Als Chet erneut zu seiner Litanei ansetzen wollte, ging Jack einfach weiter.

Er inspizierte alle neu eingelieferten Influenzaopfer, konnte aber nichts Überraschendes entdecken. Sämtliche Mitarbeiter des Instituts waren erschüttert angesichts der Aggressivität, mit der das neue Virus wütete. Schließlich schlüpfte Jack wieder in seine normale Straßenkleidung und fuhr hinauf zum DNA-Labor. Diesmal schien Ted sich über seinen Besuch zu freuen.

»Ich weiß zwar nicht genau, wonach Sie eigentlich suchen«, begann er, »aber Sie liegen mit Ihrer Vermutung nicht falsch. Zwei von den vier Tests sind positiv ausgefallen.«

»Nur zwei?« Jack hatte damit gerechnet, daß entweder alle positiv oder alle negativ ausfallen würden. Diese Krankheitsausbrüche schienen für immer neue Überraschungen gut zu sein. »Wenn es Ihnen nicht paßt, kann ich mir auch gern ein anderes Ergebnis aus den Fingern saugen«, scherzte Ted. »Wie viele positive Reaktionen dürfen es denn sein?«

»Ich dachte immer, ich wäre hier der Witzbold«, entgegnete Jack. »Vermassele ich Ihnen mit diesem Ergebnis irgendeine Theorie?« fragte Ted.

»Ich bin mir noch nicht sicher«, erwiderte Jack. »Welche Proben haben denn positiv reagiert?«

»Die Pest- und die Tularämieprobe.«

Auf dem Weg in sein Büro überdachte Jack diese neuen Erkenntnisse. Als er seinen Schreibtisch erreicht hatte, war er zu dem Schluß gelangt, daß es eigentlich ganz egal war, wie viele der Kulturen positiv reagiert hatten. Schon eine hätte genügt, um seine Theorie zu untermauern. Ferner stand fest, daß normale Menschen in der Regel keinen Umgang mit künstlich vermehrten Bakterienkulturen hatten.

Er zog das Telefon näher zu sich heran, wählte die Nummer von National Biologicals und bat darum, mit Igor Krasnyansky verbunden zu werden. Nachdem der Mann so zuvorkommend gewesen war, ihm die Tests umgehend zuzusenden, würde er ihm vielleicht auch noch ein paar weitere wichtige Hinweise entlocken können. Jack stellte sich noch einmal vor. »Ich erinnere mich an Sie«, sagte Igor.

»Hatten Sie Glück mit den Tests?«

»Ja«, erwiderte Jack. »Vielen Dank, daß Sie mir die Sachen so schnell geschickt haben. Darf ich Ihnen wohl noch ein paar Fragen stellen?«

»Aber gern, schießen Sie los.«

»Verkauft Ihre Firma auch Influenza-Kulturen?«

»Selbstverständlich. Der Handel mit Viren ist für uns ein wichtiger Geschäftszweig. Wir haben jede Menge Influenza-Stämme vorrätig, vor allem vom Typ A.«

»Haben Sie auch den Stamm, der die weltweite Epidemie von 1918 verursacht hat?« Jack wollte es jetzt ganz genau wissen. »Schön wär's!« sagte Igor und lachte. »Der Stamm würde unter Forschern bestimmt reißenden Absatz finden. Wir haben nur einige, die diesem Stamm sehr ähnlich sein sollen. Zum Beispiel den, der die 76er Schweinegrippe ausgelöst hat. Man geht allgemein davon aus, daß der Stamm von 1918 eine Mutation des H1N1-Virus gewesen ist, aber Genaueres weiß man darüber nicht.«

»Bei meiner nächsten Frage geht es um Pest- und Tularämiekulturen«, fuhr Jack fort. Die haben wir beide vorrätig«, sagte Igor. »Ich weiß«, entgegnete Jack. »Ich wüßte gern, wer in den vergangenen Monaten solche Kulturen bestellt hat.«

»Da muß ich passen«, erklärte Igor. »Derart vertrauliche Informationen geben wir normalerweise nicht heraus.«

»Kann ich verstehen«, sagte Jack ein wenig resigniert. Wahrscheinlich würde er Lou Soldano um Hilfe bitten müssen, um an diese Information heranzukommen. Aber versuchen wollte er es trotzdem noch mal.

»Wollen Sie vielleicht mit unserem Chef sprechen?« schlug Igor vor.

»Nein, das ist nicht nötig«, erwiderte Jack. »Am besten erzähle ich Ihnen einfach, warum mich diese Frage so brennend interessiert. In der letzten Zeit sind auf meinem Seziertisch ein paar Menschen gelandet, in deren Gewebe ich Erreger gefunden habe, die aus Ihrer Firma stammen. Jetzt wüßten wir natürlich gern, welche Labors wir auffordern sollten, in Zukunft doch bitte etwas sorgfältiger mit die-

sen gefährlichen Substanzen umzugehen. Wir sind ausschließlich daran interessiert, weitere Unfälle zu vermeiden.«

»Die Leute sind tatsächlich gestorben, weil sie mit unseren Kulturen infiziert waren?« hakte Igor nach.

»Ja«, erwiderte Jack. »Um jeden Zweifel auszuschließen, habe ich mir von Ihnen die Tests schicken lassen.«

Igor grummelte etwas Unverständliches vor sich hin und sagte dann: »Ich bin wirklich unschlüssig. Soll ich ausnahmsweise mal ein Auge zudrücken und Ihnen Ihre Frage beantworten, oder soll ich es lieber bleibenlassen?«

»Es geht, wie gesagt, nur darum, ein paar vorbeugende Sicherheitsmaßnahmen zu veranlassen«, versuchte Jack ihm die Entscheidung zu erleichtern.

»Okay«, seufzte Igor schließlich. »Sie haben ja recht. Außerdem sind unsere Kundenlisten kein Staatsgeheimnis. Immerhin sind die Namen unserer Klienten etlichen Ausrüstungsherstellern bekannt. Lassen Sie mich mal nachsehen, wen ich hier in meinem Computer finde.«

»Mich interessieren vor allem Ihre Kunden in New York und Umgebung«, sagte Jack. »Das dürfte die Suche ein wenig erleichtern.«

»Okay«, erwiderte Igor. Jack hörte, wie er auf seiner Tastatur herumhackte. »Als erstes sehe ich nach, wer Tularämie-Bakterien bestellt hat. Einen Moment bitte.« Ein paar Sekunden herrschte Stille.

»Da haben wir's«, sagte Igor schließlich. »Wir haben lediglich das National Health Hospital und das Manhattan General Hospital mit Tularämie-Kulturen beliefert. Sonst niemanden, zumindest im Laufe der letzten Monate.«

Jack horchte auf. Immerhin war die National Health der wichtigste Konkurrent von AmeriCare und hätte somit ein Motiv gehabt, die Viren im Konkurrenzkrankenhaus zu verbreiten. »Können Sie mir sagen, wann Sie die Kulturen verschickt haben?«

»Ich denke schon«, erwiderte Igor. Wieder hörte Jack, wie ein Befehl eingegeben wurde. »Okay. Die Sendung an das National Health Hospital ist am zweiundzwanzigsten dieses Monats rausgegangen und die an das Manhattan General am fünfzehnten.« Der zweiund-

zwanzigste war genau der Tag gewesen, an dem Jack die Tularämie-Diagnose gestellt hatte, und zwar bei Susanne Hard. Somit schied das National Health Hospital als Verursacher aus. »Können Sie auch feststellen, wer die Sendung im Manhattan General empfangen hat?« fragte er weiter. »Oder haben Sie die Kulturen einfach nur an das Labor geschickt?«

»Da müssen Sie noch mal einen Moment warten«, sagte Igor und fütterte seinen Computer mit einem weiteren Befehl. »Der Empfänger war ein gewisser Dr. Martin Cheveau.« Jacks Herz begann zu rasen. Er grub hier Informationen aus, deren Aufdeckung wahrscheinlich kaum jemand für möglich gehalten hätte. Vermutlich wußte nicht einmal Martin Cheveau, daß National Biologicals sämtliche Kulturen durch eine Phagentypisierung kennzeichneten. »Wie steht es mit den Pestkulturen?« fragte er. »Einen Augenblick«, erwiderte Igor und bearbeitete erneut seine Tastatur.

Es entstand eine weitere Pause. Jack hörte nur Igors Atemzüge, während der Rechner arbeitete.

»Okay, ich hab's«, sagte Igor. »An der Ostküste werden Pestbakterien fast ausschließlich von Universitäten oder Speziallabors geordert. Aber ich habe hier eine Sendung, die am achten an einen anderen Kunden rausgegangen ist. Der Empfänger war Frazer Labs.«

»Den Namen habe ich noch nie gehört«, erklärte Jack. »Haben Sie auch eine Adresse?«

»Fünfundfünfzig Broome Street«, sagte Igor. »Und der Name des Empfängers?« hakte Jack nach, während er sich die Anschrift notierte.

»Nur das Labor«, sagte Igor. »Kein weiterer Name.«

»Verkaufen Sie öfter etwas an dieses Labor?«

»Keine Ahnung.« Igor befragte erneut seinen Computer. »Sie erteilen uns hier und da mal einen Auftrag. Es muß ein ziemlich kleines Diagnostiklabor sein. Eins kommt mir allerdings seltsam vor.«

»Was denn?«

»Sie bezahlen immer mit Barschecks. Das ist ziemlich ungewöhnlich. Es ist natürlich in Ordnung, aber normalerweise sind unsere Kunden kreditwürdig und zahlen erst nach Rechnungslegung.«

»Haben Sie eine Telefonnummer von dem Labor?«

»Nein, nur die Anschrift«, erwiderte Igor und wiederholte noch einmal Straße und Hausnummer.

Jack bedankte sich und legte auf. Dann nahm er sich das Telefonbuch vor, um die Nummer von Frazer Labs herauszusuchen. Doch das Labor war nicht aufgeführt. Bei der Auskunft hatte er auch kein Glück.

Nachdenklich lehnte er sich zurück. In der fragwürdigen Zeit hatten zwei Labore die gefährlichen Erreger bestellt. Da er das Labor des Manhattan General einigermaßen kannte, schien es ihm angebracht, möglichst bald Frazer Labs einen Besuch abzustatten. Falls es ihm gelingen sollte, zwischen den beiden Labors einen Zusammenhang aufzudecken oder Frazer Labs sogar mit Martin Cheveau persönlich in Verbindung zu bringen, würde er die ganze Sache umgehend an Lou Soldano übergeben. Doch wie konnte er sicherstellen, daß ihm nicht wieder jemand folgte? Er wußte, daß er jeden potentiellen Verfolger so schnell wie möglich abschütteln mußte, denn die Mitglieder dieser Streetgang hatten mehrfach bewiesen, daß sie keine Skrupel kannten und ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, in aller Öffentlichkeit angreifen würden. Darüber hinaus zermartete er sich das Hirn über Warren und seine Gang. Er hatte keine Ahnung, wie Warren die ganze Sache sah. Doch eins war klar: Er mußte ihm bald gegenübertreten.

Am einfachsten würde er einen Verfolger an einem Ort abhängen können, an dem es vor Menschen nur so wimmelte und wo es mehrere Ein- und Ausgänge gab. Sofort kamen ihm die Grand Central Station und der Port Authority Bus Terminal in den Sinn. Da die Grand Central Station näher lag, beschloß er, dort sein Glück zu versuchen.

Leider gab es zwischen dem Gerichtsmedizinischen Institut und dem Medical Center der New York University keine unterirdische Verbindung. Deshalb bestellte er sich telefonisch ein Taxi und bat den Vermittler, den Fahrer zur Laderampe der Leichenhalle zu schicken. Alles klappte perfekt. Das Taxi kam schnell, und Jack schlüpfte in Windeseile in den Wagen. An der Ecke First Avenue schaltete die Ampel ärgerlicherweise auf Rot. Um sich den Blicken unliebsa-

mer Black Kings zu entziehen, rutschte er auf seinem Sitz immer tiefer und erregte so die Aufmerksamkeit des Taxifahrers, der ihn von nun an durch den Rückspiegel argwöhnisch im Auge behielt.

Als sie die First Avenue hinauffuhren, setzte Jack sich wieder aufrecht hin. Er konnte weit und breit nichts Verdächtiges erkennen, kein Auto, das sich plötzlich in den rollenden Verkehr drängte, niemanden, der auf die Straße rannte, um ein Taxi anzuhalten. Schließlich bogen sie nach links in die 42nd Street ein. Jack bat den Taxifahrer, ihn direkt vor der Grand Central Station abzusetzen. Kaum hatte das Auto angehalten, raste Jack auch schon davon und mischte sich in das Menschengewühl. Um auf Nummer Sicher zu gehen, fuhr er mit der Rolltreppe hinunter zur U-Bahn-Ebene und stieg in den nächsten Zug, der die 42nd Street hinauf- und hinunterpendelte.

In dem Augenblick, als die Türen sich automatisch zu schließen begannen, zwängte er sich durch den Spalt zurück auf den Bahnsteig und raste wieder nach oben. Durch einen anderen Ausgang trat er erneut hinaus auf die 42nd Street.

Voller Zuversicht winkte er sich ein Taxi heran. Zunächst bat er den Fahrer, ihn zum World Trade Center zu bringen. Während sie die Fifth Avenue entlangbrausten, sah er sich aufmerksam um. Erst als er weit und breit kein verdächtiges Fahrzeug entdecken konnte, wies er den Fahrer an, ihn zur Broome Street Nummer 55 zu bringen.

Endlich konnte er sich ein wenig entspannen. Er lehnte sich zurück und massierte sich die Schläfen. Die Kopfschmerzen machten ihm noch immer zu schaffen. Zuerst hatte er das ständige Pochen seiner Panik zugeschrieben, doch allmählich machten sich auch weitere Beschwerden bemerkbar. Der Hals tat ihm weh, außerdem verspürte er erste Anzeichen eines Schnupfens. Er versuchte sich zwar immer noch einzureden, daß all diese Unpäßlichkeiten rein psychosomatischer Natur seien, doch langsam wuchs in ihm die Angst, daß er infiziert sein könnte. Nachdem sie den Washington Square umkreist hatten, fuhr der Taxifahrer zunächst auf dem Broadway in Richtung Süden und bog dann in die Houston Street ein, um weiter nach Osten zu gelangen. An der Eldridge Street bog er rechts ab. Jack sah aus dem Fenster. Er hatte keine Ahnung, wo sich die Broome Street be-

fand, aber er vermutete sie irgendwo in der Innenstadt, südlich der Houston Street. Diesen Teil von New York kannte er so gut wie überhaupt nicht; hier gab es jede Menge Straßennamen, die er noch nie gehört hatte. Als sie von der Eldridge Street nach links abbogen, registrierte Jack, daß sie nun die Broome Street entlangfuhren. Nachdenklich musterte er die Häuser. Einige hatten fünf, andere sechs Stockwerke. Etliche standen leer und waren verbarrikadiert. Als Standort für ein medizinisches Labor konnte er sich kaum einen ungeeigneteren Platz vorstellen.

Hinter der nächsten Straßenecke wirkte die Gegend ein wenig kultivierter. Jack fiel ein Installateurgeschäft auf, dessen Fenster mit dicken Metallgittern gesichert waren. Bis zum nächsten Häuserblock gab es rechts und links verstreut ein paar weitere Läden, die Baustoffe anboten. Hier waren in den Stockwerken über den Geschäften sogar vereinzelt ein paar Apartments bewohnt. Doch die meisten Wohnungen standen offensichtlich leer.

Als sie den nächsten Häuserblock zur Hälfte passiert hatten, fuhr der Taxifahrer rechts an den Straßenrand. Zu Jacks Verwunderung deutete bei der Hausnummer fünfundfünfzig rein gar nichts auf ein Labor hin. Der Laden, der sich dort befand, war eine Art Scheck-Einlösestelle, die zugleich als Briefkastenverleih und Pfandhaus fungierte; rechts neben dem Laden hatte ein Spirituosenhändler sein Geschäft, links ein Schuster. Jack zögerte. Hatte er sich die Adresse womöglich falsch aufgeschrieben? Doch das war unwahrscheinlich. Immerhin hatte Igor sie ihm zweimal genannt. Also bezahlte er den Taxifahrer und stieg aus.

Wie alle Läden in dieser Gegend verfügte auch der Eingang des Hauses Nummer fünfundfünfzig über ein Eisengitter, das man nachts hinunterziehen und verriegeln konnte. Im Schaufenster wurde eine skurrile Mischung vollkommen unterschiedlicher Objekte präsentiert: unter anderem eine elektrische Gitarre, ein paar Fotoapparate und billiger Schmuck. Über der Tür prangte ein großes Schild: »Briefkästen zu vermieten. Absolute Diskretion gewährleistet.« Auf der Tür standen die Worte »Wir lösen Ihre Schecks ein«.

Jack ging näher an das Fenster heran. Als er direkt vor der E-

Gitarre stand, konnte er über die Schaufensterauslage hinweg in den Innenraum sehen. Auf der rechten Seite erkannte er einen mit einer Glasplatte bedeckten Tresen. Dahinter stand ein Mann mit Schnäuzer und Punkerfrisur; er trug einen Arbeitsanzug, wie sie beim Militär üblich waren. Im hinteren Teil des Ladens machte er eine durch Plexiglas abgetrennte Kabine aus, die an den Kassenschalter einer Bank erinnerte. An der linken Seite waren etliche Reihen von Briefkästen angebracht. Jack war fasziniert. Wenn Frazer Labs diesen schäbigen Laden tatsächlich als Postanschrift benutzten, war das mit Sicherheit verdächtig. Er war versucht, einfach in das Geschäft hineinzuspazieren und frei heraus zu fragen, was er wissen wollte. Doch er fürchtete, sich dadurch womöglich den Weg für ein anderes Herangehen zu verbauen. Schließlich wußte er, daß Briefkasten-Verleihe nur sehr ungerne Informationen über ihre Kundschaft herausgaben. Wer einen Briefkasten mietete, hatte im allgemeinen einen Grund dafür und verließ sich auf absolute Diskretion. In Wahrheit wollte Jack nicht nur wissen, ob Frazer Labs hier tatsächlich einen Briefkasten angemietet hatten - vielmehr schwebte ihm vor, einen Vertreter des mysteriösen Labors zu dem Laden zu locken um herauszufinden, wer sich dahinter verbarg. Allmählich entstand in seinem Geiste ein ausgeklügelter Plan.

Er achtete darauf, daß der Verkäufer ihn nicht bemerkte, und eilte davon. Als erstes brauchte er ein Telefonbuch. In der Canal Street entdeckte er einen Drugstore. Dort bat er um das Telefonbuch, notierte sich die Anschriften eines Ladens für Berufsbekleidung, eines Geschäfts für Bürobedarf, eines Autoverleihs sowie der nächstgelegenen Geschäftsstelle von Federal Express. Da das Bekleidungs-geschäft am nächsten lag, suchte er es als erstes auf. Es ärgerte ihn, daß er sich nicht daran erinnern konnte, wie die Uniformen der Federal-Express-Kuriere aussahen. Doch wahrscheinlich kannte der Mann in dem Briefkastenverleih die Uniformen genauso wenig wie er. Er kaufte sich eine Hose aus blauem Twill, ein weißes Hemd mit Taschen und Schulterklappen sowie einen schlichten, schwarzen Gürtel und eine blaue Krawatte.

»Darf ich die Sachen gleich anziehen?« fragte er den Verkäufer.

»Natürlich.« Der Mann deutete auf eine provisorische Anprobekabine.

Die Hose war etwas zu lang, aber im großen und ganzen war Jack zufrieden. Als er sich jedoch im Spiegel betrachtete, hatte er den Eindruck, daß ihm irgend etwas fehlte. Er brauchte noch eine blaue Schirmmütze. Nachdem er bezahlt hatte, packte der Verkäufer ihm seine Straßenkleidung ein. Bevor er das Paket zuklebte, holte Jack noch schnell das Rimantadin aus der Jackentasche. Bei den Warnzeichen, die sein Körper bereits aussandte, wollte er die Einnahme seiner Tabletten auf keinen Fall unterbrechen.

Als nächstes ging er in den Schreibwarenladen, wo er sich Packpapier, Klebeband, einen mittelgroßen Karton, Bindfaden und eine Packung Express-Aufkleber zusammensuchte. Zu seiner Überraschung entdeckte er sogar Spezialaufkleber mit dem Aufdruck »Achtung: biologische Substanzen«. In einer anderen Abteilung des Geschäfts fand er ein Klemmbrett und einen Block mit Empfangsquittungen. Als er alles zusammenhatte, ging er zur Kasse und bezahlte.

Seine nächste Anlaufstelle war das Federal-Express-Büro, wo er sich mit Adreßaufklebern sowie den dazugehörigen durchsichtigen Plastikumschlägen versorgte.

Sein letztes Ziel war der Autoverleih. Er verlangte einen Lieferwagen. Er mußte eine Weile warten, nutzte aber die Zeit, um sein Paket vorzubereiten. Zuerst baute er den Karton zusammen. Dann ließ er seinen Blick durch den Raum schweifen und entdeckte in der Nähe des Eingangs einen Holzkeil, der wahrscheinlich als Türstopper benutzt wurde. Irgend etwas mußte in das Paket hinein, und dieser Holzkeil kam ihm sehr gelegen. Als der Mann hinter dem Schalter für einen Moment abgelenkt war, schnappte Jack sich das Stück Holz und ließ es in dem Karton verschwinden. Dann zerknüllte er ein paar Seiten der im Wartebereich ausliegenden New York Post, stopfte sie zu dem Holzkeil, klappte den Karton zu und umwickelte ihn mit Klebeband. Zu guter Letzt schlug er das Paket in Packpapier ein, verschnürte es mit Bindfaden und brachte die verschiedenen Aufkleber an. Den Federal-Express-Adreßaufkleber füllte er aus; als Empfänger der Sendung trug er Frazer Labs ein, als Absender National

Biologicals. Zufrieden betrachtete er sein Werk. Der Wagen wurde gebracht. Jack verstaute sein Paket, das übriggebliebene Packpapier sowie das Päckchen mit seiner Kleidung im hinteren Teil des Kombis. Dann stieg er ein und fuhr los.

Auf dem Weg zu dem Briefkastenverleih legte er zwei Zwischenstopps ein. In dem Drugstore, wo er sich die Adressen notiert hatte, kaufte er Lutschtabletten gegen seine immer schlimmer werdenden Halsschmerzen, an einer Imbißbude ließ er sich eine Kleinigkeit zum Essen einpacken. Er hatte zwar keinen Hunger, aber es war immerhin schon Nachmittag, und er hatte den ganzen Tag noch nichts zu sich genommen. Wenn er das Paket abgeliefert hatte, würde er bestimmt irgendwann Hunger bekommen. Schließlich hatte er keine Ahnung, wie lange er würde warten müssen,

Auf dem Rückweg zur Broome Street öffnete er eine Dose Orangensaft und nahm eine zweite Dosis Rimantadin. Seine Symptome verstärkten sich, und er wollte die Konzentration des Medikaments in seinem Blut möglichst hoch halten. Er hielt direkt vor dem Briefkastenverleih, ließ den Motor laufen und schaltete die Warnblinkanlage an. Dann schnappte er sich sein Klemmbrett, holte das Paket aus dem Kofferraum und betrat das Geschäft. Über der Tür war eine Klingel angebracht, die bei seinem Eintreten ohrenbetäubend schrillte. Auch jetzt waren keine Kunden im Laden. Der Mann hinter dem Tresen sah von seiner Zeitschrift auf. Er wirkte überrascht, doch vielleicht lag das nur an seinen hochstehenden Haaren. »Ich habe eine Eilsendung für Frazer Labs«, sagte Jack, während er das Paket auf dem Glastresen abstellte und dem Ladeninhaber sein Klemmbrett unter die Nase hielt. »Unterschreiben Sie bitte hier unten.« Er hielt dem Mann einen Kugelschreiber hin. Der griff zögernd danach und musterte das Paket. »Ist doch die richtige Anschrift?« fragte Jack. »Oder etwa nicht?«

»Ich schätze schon«, erwiderte der Mann, während er an seinem Schnurrbart herumzupfte und Jack fragend ansah. »Aber wieso eine Eilsendung?«

»Man hat mir gesagt, in dem Paket sei Trockeneis«, erklärte Jack.

Dann beugte er sich ein wenig vor und tat so, als wollte er seinem

Gegenüber ein Geheimnis anvertrauen. »Mein Chef glaubt, daß in dem Paket lebendige Bakterien sind. Wissen Sie, solche, die für Forschungszwecke verwendet werden.« Der Mann nickte.

»Ich war ziemlich überrascht, daß das Labor sich diese Sendung nicht direkt zustellen läßt«, fuhr Jack fort. »Schließlich darf das Zeug nicht lange herumstehen. Ich glaube zwar nicht, daß etwas ausläuft, aber vielleicht vergammelt es, und dann kann keiner mehr was damit anfangen. Sie wissen ja sicherlich, wie Sie Ihren Kunden erreichen können.«

»Ich schätze schon«, wiederholte der Mann. »Dann empfehle ich Ihnen, das Labor schleunigst zu informieren«, sagte Jack. »Und jetzt unterschreiben Sie bitte hier. Ich hab's ziemlich eilig.«

Der Mann folgte der Aufforderung. Mühsam entzifferte Jack den Namen Tex Hartmann. Jack nahm das Klemmbrett zurück und schob es sich unter den Arm. »Ein Glück, daß ich das Zeug los bin«, sagte er. »Ich stehe nämlich nicht besonders auf Bakterien und Viren. Haben Sie auch von den Pestfällen gehört, die es in der vergangenen Woche hier in New York gegeben hat? Ich kann Ihnen sagen, seitdem habe ich einen riesigen Schiß.«

Der Mann nickte wieder.

»Seien Sie vorsichtig!« rief Jack ihm von der Tür aus zu. Dann stieg er in seinen Wagen und überlegte, ob Tex wohl bei Frazer Labs anrufen würde oder nicht. Er wünschte, er hätte dem Mann wenigstens ein paar Worte aus der Nase ziehen können. Doch als er die Handbremse löste und einen letzten Blick in den Laden warf, sah er zu seiner Erleichterung, daß Tex bereits den Hörer in der Hand hielt und wählte.

Zufrieden fuhr Jack einen halben Kilometer die Broome Street hinunter und drehte dann eine Runde um den Block. Ein paar Häuser von dem Briefkastenverleih entfernt parkte er den Wagen am Straßenrand und stellte den Motor ab. Nachdem er die Türen verriegelt hatte, holte er seinen Imbiß hervor. Er hatte zwar immer noch keinen Hunger, aber er mußte sich zwingen, etwas zu essen.

»Bist du sicher, daß wir das machen sollten?« fragte BJ. »Verlaß

dich auf mich, Kumpel«, erwiderte Twin. »Ich weiß, was ich tue.« Er umkreiste mit seinem Cadillac zum zweitenmal den Washington Square Park und suchte verzweifelt nach einem Parkplatz. Doch es war weit und breit keiner in Sicht. Im Park wimmelte es von Menschen. Einige jagten auf Skateboards über die Wege, andere auf Rollschuhen, wieder andere warfen sich Frisbeescheiben zu oder vergnügten sich beim Breakdance; ein paar ruhigere Zeitgenossen spielten. Schach, vereinzelt versuchten Drogenhändler ihre Ware an den Mann zu bringen. Darüber hinaus schoben jede Menge Mütter mit ihren Kinderwagen durch die Grünanlagen. Alles in allem herrschte ein volksfestähnliches Treiben, und genau aus diesem Grund hatte Twin den Park für das bevorstehende Treffen vorgeschlagen. »Scheiße Mann, ohne 'ne Knarre in der Tasche fühl' ich mich total nackt. Ich finde das nicht okay.«

»Halt's Maul, BJ!« raunzte Twin ihn an. »Guck lieber, wo ich diese verdammte Kutsche abstellen kann. Du scheinst einfach nicht zu kapieren, daß wir uns mit schwarzen Brüdern treffen. Da brauchen wir keine Waffen.«

»Und was ist, wenn die welche mitbringen?«

»Sag mal, traust du eigentlich niemandem mehr?« gab Twin die Frage zurück. In diesem Augenblick sah er einen Lieferwagen aus einer Parklücke biegen. Geschickt manövrierte er den Wagen in die Lücke und zog die Handbremse an. »Da steht, daß Parken hier nur für Geschäftsfahrzeuge erlaubt ist«, sagte BJ. Er hatte sein Gesicht gegen die Scheibe gepreßt, damit er den Hinweis auf dem Verbotsschild entziffern konnte. »Bei dem vielen Crack, das wir im letzten Jahr verscherbelt haben, haut das doch hin«, erwiderte Twin und lachte. »Komm schon, beweg deinen schwarzen Arsch!«

Sie stiegen aus, überquerten die Straße und betraten den Park. Twin sah auf die Uhr. Trotz ihrer Parkplatzprobleme waren sie früh dran, und so mochte es Twin, wenn er zu einem derartigen Meeting ging. Bevor es losging, wollte er möglichst die Umgebung auskundschaften. Nicht daß er den Brüdern mißtraute - aber er war eben von Natur aus ein vorsichtiger Mensch. Diesmal jedoch sollte er eine Überraschung erleben. Als er nämlich in die Richtung blickte, in der sie sich

verabredet hatten, starrte er direkt in die Augen eines derart stattlichen Mannes, daß es ihm die Sprache verschlug. »Oh«, brachte er schließlich hervor.

»Was ist los?« fragte BJ. Er war kurz davor, in Panik zu geraten. »Die Brüder sind schon da«, erwiderte Twin. »Was soll ich tun?«

»Nichts«, sagte Twin. »Geh einfach weiter.«

»Der sieht so verdammt relaxed aus«, sagte BJ. »Kommt mir irgendwie seltsam vor.«

»Halt's Maul!« fuhr Twin ihn an.

Er steuerte nun direkt auf den Mann zu, der ihn keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte. Als er sein Ziel fast erreicht hatte, formte er seine rechte Hand zu einer Pistole, zeigte auf den Mann und sagte: »Warren!«

»Exakt. Wie steht's?«

»Nicht schlecht«, sagte Twin und hob seine rechte Hand, bis sie sich etwa in der Höhe seines Kopfes befand. Warren tat das gleiche, und dann klatschten sie kräftig ihre Hände gegeneinander. »Das ist David«, sagte Warren und deutete auf seinen Begleiter. »Und das ist BJ«, entgegnete Twin.

David und BJ musterten einander, rührten sich aber weder vom Fleck, noch sagten sie ein Wort.

»Hör mal zu, Kumpel«, begann Twin. »Eins muß ich gleich klarstellen. Wir hatten keine Ahnung, daß der Doc in eurem Revier wohnt. Vielleicht hätten wir das wissen müssen, aber wir sind eben gar nicht erst darauf gekommen. Schließlich ist der Doc ein Weißer.«

»Was für ein Verhältnis habt ihr zu dem Doc?« wollte Warren wissen.

»Verhältnis? Wir haben überhaupt kein Verhältnis zu ihm.«

»Und wieso habt ihr dann versucht, ihn kaltzumachen?«

»Weil man uns ein bißchen Kleingeld dafür geboten hat«, erwiderte Twin. »Irgend so ein weißer Kerl, der bei uns in der Gegend wohnt, ist bei uns aufgekreuzt und wollte, daß wir dem Doc für ein paar Kröten einen Schrecken einjagen. Der Doc muß irgendwas gemacht haben, was diesem Kerl nicht gepaßt hat. Als der Doc unsere Warnung dann nicht ernst genommen hat, kam der Kerl zurück und hat

uns fünfhundert geboten, damit wir ihn beseitigen.«

»Du willst mir also erzählen, der Doc hat nicht für euch gearbeitet?«

»Ach du Scheiße«, sagte Twin und lachte hämisch. »Natürlich hat er nicht für uns gearbeitet. Glaubst du etwa, wir wären bei unseren Geschäften auf einen weißen Doktor angewiesen? Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

»Dann verstehe ich nicht, warum ihr uns nicht gefragt habt, bevor ihr den Auftrag angenommen habt«, beschwerte sich Warren. »Wir hätten euch aufklären können. Der Doc spielt seit vier oder fünf Monaten mit uns Basketball. Er ist kein schlechter Typ. Das mit Reginald tut mir übrigens leid. Aber wie gesagt - wenn wir uns vorher unterhalten hätten, wäre das nicht passiert.«

»Und mir tut es leid um das Kid aus deiner Gang«, sagte Twin. »Hätte auch nicht passieren dürfen. Aber wir waren total sauer wegen Reginald. Wir konnten es nicht fassen, daß ihr einen Bruder umgenietet habt, um einem weißen Doktor den Arsch zu retten.«

»Dann sind wir ja quitt«, stellte Warren fest. »Das von gestern abend natürlich nicht mitgerechnet. Damit haben wir nichts zu tun.«

»Ich weiß«, sagte Twin. »Dieser Doc hat ein unglaubliches Schwein. Als ob er wie eine Katze neun Leben hätte. Und wie, zum Teufel, kommt es, daß der Bulle so schnell reagiert hat? Warum war er überhaupt in dem Restaurant? Offenbar hält er sich für Wyatt Earp und so was Ähnliches.«

»Wichtig ist, daß wir Waffenruhe haben«, sagte Warren. »Da hast du verdammt recht«, entgegnete Twin. »Kein Bruder schießt mehr auf 'nen Bruder. Wir haben auch so genug am Hals.«

»Waffenruhe heißt aber auch, daß ihr den Doc in Ruhe laßt«, sagte Warren.

»Interessiert dich etwa, was mit dem Kerl passiert?«

»Allerdings.«

»Okay. Wir lassen den Doc in Ruhe. War sowieso zu wenig Kohle.« Warren streckte Twin seine geöffnete Handfläche entgegen.

Twin schlug seine Hand darauf. Nachdem sie das Ritual auch anders herum zelebriert hatten, war der Deal besiegelt. »Dann mach's

gut!« sagte Warren. »Du auch, Mann!«

Warren gab David ein Zeichen, und sie gingen zurück in Richtung Washington Arch, dem Beginn der Fifth Avenue. »Nicht schlecht gelaufen, oder?« fragte David. Warren zuckte mit den Achseln. »Glaubst du, er hat die Wahrheit gesagt?«

»Ja«, sagte Warren. »Ich glaube schon. Er dealt zwar mit Drogen, aber er ist nicht blöd. Wenn die Kiste weitergelaufen wäre, hätten wir am Ende alle verloren.«

32. Kapitel

Mittwoch, 27. März 1996, 17.45 Uhr

Tack fühlte sich ziemlich unbehaglich. Er harnte nun schon seit Stunden in dem Lieferwagen aus und beobachtete das Kommen und Gehen in dem Laden. Ständig waren irgendwelche Kunden ein- und ausgegangen; die meisten hatten einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck gemacht. Wahrscheinlich, so vermutete Jack, dealte der Inhaber mit Drogen oder machte Geschäfte mit illegalen Glücksspielen.

Die Gegend war ziemlich mies. Das war ihm zwar schon während der Taxifahrt zur Broome Street aufgefallen, doch zur Krönung des Tages hatte auch noch jemand versucht, den Lieferwagen aufzubrechen - und zwar während er auf dem Fahrersitz gesessen hatte! Der Autoknacker hatte sich mit einer flachen Eisenstange an der Beifahrertür zu schaffen gemacht. Als es ihm gerade gelungen war, die Stange zwischen der Scheibe und dem Türrahmen hindurchzuschieben, hatte Jack an das Fenster geklopft und dem Einbrecher einen kräftigen Schrecken eingejagt. Der Kerl hatte sofort das Weite gesucht.

Obwohl es wenig half, lutschte Jack regelmäßig eine von seinen Halspastillen. Das Schlucken tat ihm immer mehr weh, und inzwischen hatte er auch noch zu husten angefangen. Es war eher ein trockener, stoßweiser Husten, doch das ständige Hüsteln und Räuspern reizte seinen Hals immer heftiger. Obwohl in der Packungsbeilage pro Tag nur zwei Rimantadin empfohlen wurden, hatte er sich, als er den ersten Hustenreiz gespürt hatte, vorsichtshalber eine dritte genehmigt.

Er wollte sich gerade eingestehen, daß sein Trick mit dem Paket ein Flop gewesen war, als seine Geduld doch noch belohnt wurde. Zuerst war ihm der Mann gar nicht aufgefallen, denn er kam zu Fuß, und damit hatte Jack nicht gerechnet. Er trug eine abgewetzte Skijacke aus Nylon und hatte sich die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Auf

die gleiche Weise versuchten zu Jacks Verwunderung die meisten Kunden des obskuren Ladens ihr Gesicht zu verbergen. Als der Mann wieder aus dem Laden trat, hatte er das Paket unter dem Arm. Trotz des Dämmerlichts und der relativ großen Entfernung erkannte Jack deutlich die Aufkleber.

Nun war eine schnelle Entscheidung gefragt, denn der Mann entschwand eiligen Schrittes in Richtung Bowery. Jack hatte bei seiner Planung keinen Gedanken daran verschwendet, möglicherweise einen Fußgänger verfolgen zu müssen; jetzt war er hin- und hergerissen, ob er aus dem Wagen springen und dem Mann hinterherlaufen oder ob er ihn lieber mit dem Lieferwagen verfolgen sollte.

Er kam zu dem Schluß, daß ein langsam durch die Straßen schleichender Lieferwagen wesentlich schneller auffallen würde als ein Fußgänger. Deshalb stieg er aus und folgte dem Mann in sicherer Entfernung. Als dieser rechts in die Eldridge Street einbog, legte Jack bis zur Straßenecke einen Zahn zu. Dort lugte er vorsichtig um das Eckhaus und sah im letzten Moment, wie der Mann etwa hundert Meter weiter ein Gebäude auf der anderen Straßenseite betrat.

Jack stürmte hinüber. Wie die Nachbarhäuser hatte auch dieses fünf Stockwerke. Auf jeder Etage gab es zwei große Fenster, neben denen sich jeweils rechts und links zwei kleine Schiebefenster befanden. An der linken Seite des Hauses war eine zickzack-förmige Feuerleiter angebracht, die etwa drei Meter über dem Bürgersteig in einer Leiter endete, an der ein Gegengewicht hing. Die Gewerbefläche im Erdgeschoß stand leer. Ein Schild im Schaufenster teilte mit, daß die Räume zu vermieten seien. Außer im ersten Stock war es überall dunkel. Jack hatte den Eindruck, daß sich dort kein Büro, sondern eher eine Wohnung befand. Allerdings war er sich nicht sicher, denn er konnte weder Gardinen noch irgendwelche anderen Anzeichen entdecken, die auf eine häusliche Atmosphäre hindeuteten. Während er noch das Gebäude inspizierte und überlegte, was er als nächstes tun sollte, ging im fünften Stock das Licht an. Im nächsten Augenblick sah er, wie jemand eines der kleinen Schiebefenster öffnete, doch er konnte nicht erkennen, ob es der Mann war, den er verfolgt hatte. Allerdings vermutete er das. Er vergewisserte sich noch ein-

mal, ob ihn auch niemand beobachtete, und steuerte dann eiligst auf die Tür zu, durch die der Mann verschwunden war. Als er sich leicht dagegen stemmte, sprang sie auf. Vorsichtig trat er ein und fand sich in einer kleinen Eingangshalle wieder, an deren linker Seite sich vier Briefkästen befanden. Nur zwei der Kästen waren mit Namen versehen. In der ersten Etage wohnte ein gewisser G. Heilbrunn. Der Mieter der fünften Etage hieß R. Overstreet. Nichts deutete auf Frazer Labs hin.

Neben der Sprechanlage waren vier Klingeln angebracht. Jack überlegte, ob er einfach im fünften Stock klingeln sollte, doch ihm fiel absolut nichts Vernünftiges ein, womit er seinen Besuch hätte rechtfertigen können. Er zermartete sich mehrere Minuten lang das Hirn, und dann sah er plötzlich, daß der Briefkasten für die fünfte Etage unverschlossen zu sein schien. Im selben Moment wurde die Tür aufgerissen, die zu dem Flur mit dem Fahrstuhl führte. Jack bekam einen furchtbaren Schrecken. Immerhin war er so geistesgegenwärtig, der herannahenden Person - wer auch immer es sein mochte - den Rücken zuzukehren. In offensichtlicher Panik stürmte die Gestalt an ihm vorbei. Bevor der Mann verschwand, erhaschte Jack noch einen Blick auf die Nylon-Skijacke.

Diesmal reagierte er blitzschnell. Bevor die Flurtür zufiel, rannte er hin und stellte seinen Fuß in den Spalt. Als er sicher war, daß der Mann nicht sofort zurückkehren würde, betrat er den Flur und ließ die Tür hinter sich ins Schloß fallen. Neben einem von Drahtgeflecht umgebenen Fahrstuhlschacht führte eine Wendeltreppe nach oben. Vermutlich war der Fahrstuhl vorwiegend zur Beförderung schwerer Frachten vorgesehen, denn er war ziemlich geräumig, und die Türen schlossen nicht von den Seiten, sondern von oben und unten. Als Boden dienten lediglich ein paar grob behauene Bretter. Er bestieg den Fahrstuhl und drückte auf die fünf. Geräuschvoll ruckelte der Aufzug langsam nach oben. Im fünften Stock stieg er aus und stand vor einer schlichten, massiven Tür. Es war weder ein Name angebracht, noch gab es eine Klingel. In der Hoffnung, daß sich niemand in der Wohnung befand, klopfte er an die Tür. Als sich auch nach seinem zweiten, etwas lauterem Klopfen niemand meldete, versuchte

er die Tür zu öffnen. Doch sie war abgeschlossen.

Da die Treppe noch weiter nach oben führte, stieg Jack hinauf, um eventuell auf das Dach zu gelangen. Die Tür zum Dach ließ sich ohne weiteres öffnen, doch um sich nicht auszusperrern, mußte er irgendeinen Gegenstand zwischen die Tür und den Türrahmen schieben. Direkt neben der Tür entdeckte er ein etwa fünf mal zehn Zentimeter großes Stück Holz, das wahrscheinlich genau für diesen Zweck gedacht war.

Er schob den Holzscheit in den Türspalt und trat hinaus auf das dunkle Dach. Vorsichtig ging er hinüber zur Straßenseite des Gebäudes. Der gewölbte Handlauf der Feuertreppe zeichnete sich gegen den Nachthimmel ab.

An der Dachkante angelangt, umklammerte Jack das Geländer und sah hinunter. Der Ausblick versetzte ihn in Panik; bei dem Gedanken, dort hinuntersteigen zu müssen, bekam er wackelige Knie. Doch gerade mal drei Meter tiefer lag der Absatz für die fünfte Etage, erleuchtet von dem aus der Wohnung fallenden Licht.

Jack wußte, daß er sich diese Chance nicht entgehen lassen durfte - Phobie hin oder her. Er mußte zumindest einen Blick durch das Fenster werfen. Zuerst setzte er sich auf die Dachkante und verbot sich, nach unten zu sehen. Dann umklammerte er mit beiden Händen das Geländer und stand auf. Mißtrauisch konzentrierte er sich auf jede einzelne Stufe. Er ging sehr langsam, und als er den Absatz erreichte, hatte er den Blick nicht ein einziges Mal von seinen Füßen gewendet.

Die eine Hand weiterhin fest um das Geländer geklammert, beugte er sich ein wenig vor und lugte durch das Fenster. Er hatte richtig vermutet: Es handelte sich um eine Privatwohnung. Der Raum war durch eine etwa zwei Meter hohe Trennwand in zwei Bereiche aufgeteilt. Direkt vor ihm befand sich der kleinere Teil mit einem Bett auf der rechten Seite und einer kleinen Küchenzeile an der gegenüberliegenden Wand. Auf einem runden Tisch entdeckte er die Überreste seines Pakets. Der Holzkeil und das zerknüllte Zeitungspapier lagen auf dem Fußboden.

Am meisten aber interessierte sich Jack für etwas, von dem er hinter der Trennwand nur die oberste Kante erkennen konnte: Es war ein

Gerät aus rostfreiem Stahl, das absolut nicht so aussah, als hätte es irgend etwas in einer Wohnung zu suchen. Da das Fenster einladend offenstand, konnte Jack seinem Drang, das Apartment auch von innen zu inspizieren, nicht widerstehen. Außerdem konnte er dann später durch das Treppenhaus verschwinden und würde nicht noch einmal die grauensvolle Feuertreppe betreten müssen.

Obwohl er stur geradeaus sah und jeden Blick nach unten vermied, brauchte er ein paar Sekunden, bevor er sich dazu überwinden konnte, das Geländer loszulassen. Schweißnaß vor Angst ließ er sich kopfüber in die Wohnung gleiten. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, verspürte er nicht die geringste Lust, noch einmal aus dem Fenster zu sehen. Doch es half nichts; er mußte noch einmal einen Blick auf die Straße werfen, um sich zu vergewissern, daß der Mann in der Skijacke nicht im nächsten Augenblick zurückkam. Die Luft schien rein zu sein.

Zufrieden drehte er sich um und nahm die Wohnung in Augenschein. Von dem Raum mit der Koch- und der Schlafecke ging er ins Wohnzimmer, das ein großes Fenster zur Straße hin hatte. Dort standen zwei Sofas und in der Ecke, auf einem kleinen Teppich, ein Beistelltisch. Die Trennwand war mit Ankündigungspostern für internationale Mikrobiologie-Symposien geschmückt. Auf dem Beistelltischen lagen ausschließlich mikrobiologische Fachzeitschriften.

Jack schöpfte neue Hoffnung. Hatte er womöglich doch die mysteriöse Firma Frazer Labs entdeckt? Doch dann erblickte er an der gegenüberliegenden Wand einen riesigen, mit Schußwaffen vollgestopften Vitrinenschrank. Der Mann in der Skijacke schien sich also nicht nur für Bakterien zu interessieren. Hastig durchquerte Jack das Wohnzimmer. Doch hinter der Trennwand blieb er schlagartig stehen. Den gesamten Rest der riesigen Dachwohnung beanspruchte ein voll ausgestattetes Labor. Der Apparat aus rostfreiem Stahl, der ihm schon von draußen aufgefallen war, sah fast genauso aus wie der begehbare Brutschrank im Manhattan General Hospital. In der hinteren rechten Ecke fiel ihm eine Schutzhaube der Laborsicherheitsstufe III ins Auge, deren Abluftschlauch aus dem Schiebefenster hing.

Obwohl er schon beim Einsteigen in die Wohnung vermutet hatte,

ein privates Labor vorzufinden, stand er fassungslos vor dieser High-Tech-Ausrüstung. Die Geräte mußten ein kleines Vermögen gekostet haben. Was war das für ein Mensch, der in einer zu einem Labor umfunktionierten Wohnung hauste? Als Jack sich weiter umsah, fiel ihm ein großer Industriegefrierschrank auf, neben dem etliche Flaschen Stickstoff herumstanden. Der Gefrierschrank war offensichtlich umgerüstet worden, damit er mit Flüssigstickstoff gekühlt werden konnte. Dadurch war es möglich, die Innentemperatur bis auf etwa minus fünfzig Grad zu senken. Er versuchte den Schrank zu öffnen, doch die Tür war verriegelt.

Plötzlich hörte er ein dumpfes Geräusch; es klang so ähnlich wie das entfernte Bellen eines Hundes. Als er aufmerksam horchte, ertönte das Geräusch noch einmal. Es kam aus dem hintersten Teil des Labors, wo sich in einer Ecke ein etwa sechs Quadratmeter großer Schuppen befand. Um die seltsame Konstruktion genauer in Augenschein nehmen zu können, ging Jack etwas näher heran. Von der Rückwand des Schuppens führte ein Abluftrohr durch eines der rückwärtigen Fenster nach draußen. Er stemmte sich gegen die Tür, bis sie sich einen Spaltbreit öffnete. Im selben Moment schlug ihm ein grauenerregender Gestank entgegen. Dann hörte er wieder das Bellen, diesmal aber viel kraftvoller und lauter. Als er die Tür etwas weiter aufdrückte, sah er im Halbdunkel die Umrisse von Metallkäfigen. Aufgeregt tastete er die Wand ab, bis er einen Lichtschalter fand. Als erstes sah er mehrere Katzen und Hunde, doch dann registrierte er, daß der Raum überwiegend von Ratten und Mäusen bevölkert war. Die Tiere starnten ihn verdutzt an. Ein paar Hunde wedelten hoffnungsvoll mit dem Schwanz.

Schnell machte Jack die Tür wieder zu. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren. Der Mann mit der Skijacke mußte ein völlig verrückter Fanatiker sein, der auf alles abfuhr, was mit Mikrobiologie zu tun hatte. Jack wollte sich lieber nicht ausmalen, was für Experimente er mit den Tieren in dem Schuppen anstellte.

Plötzlich gefror ihm das Blut in den Adern. In der Ferne hörte er das verdächtige Quietschen eines Elektroantriebs. Er wußte sofort, was es zu bedeuten hatte: Jemand kam mit dem Fahrstuhl nach oben!

Vollkommen in Panik wurde ihm bewußt, daß er immer noch keine Ahnung hatte, wo sich die Tür zum Treppenhaus befand. Das Labor hatte ihn so in den Bann gezogen, daß er ganz vergessen hatte, nach dem Ausgang zu suchen. Er fand ihn, doch als er davorstand, befürchtete er, daß es bereits zu spät war. Der Aufzug näherte sich bedrohlich der fünften Etage. Eigentlich hatte er über die Treppe aufs Dach huschen und dort warten wollen, bis der Mann mit der Skijacke in seiner Wohnung verschwunden war. Dann hätte er das Gebäude unbemerkt verlassen können. Doch der Fahrstuhl war schon zu nahe; wenn er jetzt hinausging, lief er dem Mann mit Sicherheit in die Arme. Also blieb ihm nur die Möglichkeit, wieder durch das Fenster zu schlüpfen und über die Feuertreppe zu verschwinden. Gerade als er losstürmen wollte, hörte er, wie der Aufzug zum Stehen kam und mit einem lauten Quietschen die Metalltüren aufgingen. Es war zu spät.

Jetzt zählten die Sekunden. Es kam nur noch ein Versteck in Frage, ganz in der Nähe der Tür zum Treppenhaus. Etwa drei Meter vor sich sah er eine schlichte Tür. Er stürzte darauf zu und riß sie auf. Dahinter befand sich ein Badezimmer. Schnell huschte er hinein und zog die Tür hinter sich zu. Jetzt konnte er nur noch hoffen, daß der Mann mit der Skijacke nicht auf die Idee kam, auf die Toilette zu gehen oder sich die Hände zu waschen. Schon hörte er, wie der Riegel an der Wohnungstür entsichert wurde. Der Mann kam herein, schloß die Tür hinter sich und durchquerte zügigen Schritts das Apartment. Die Schritte wurden immer leiser, bis sie schließlich ganz verstummten. Jack überlegte, was er tun sollte. Wieviel Zeit brauchte er, um zur Wohnungstür zu rasen, sie aufzureißen und zu verschwinden? Wenn er die Treppe einmal erreicht hatte, konnte er den Mann mit der Skijacke sicher abhängen. Dank seines kontinuierlichen Basketballtrainings hatte er eine ziemlich gute Kondition. So leise wie möglich öffnete er die Badezimmertür einen Spaltbreit und horchte. Als sich nichts regte, schob er die Tür etwas weiter auf und lugte vorsichtig um die Ecke. Von hier aus konnte er einen großen Teil des Labors überblicken. Da der Mann nirgends zu sehen war, öffnete er die Tür ganz und nahm den Ausgang ins Visier. Der Sicherheitsriegel befand sich oberhalb des Türknaufs.

Nachdem er sich noch einmal vergewissert hatte, daß die Luft rein war, verließ er das Bad und huschte leise zur Tür. Während er mit der linken Hand den Knauf umklammerte, machte er sich mit der rechten an dem Riegel zu schaffen. Da erst erkannte er, daß er vor einem unlösbaren Problem stand. Der Riegel ließ sich sowohl von innen als auch von außen nur mit einem Schlüssel öffnen. Er war gefangen!

Vollkommen aufgelöst zog er sich wieder ins Bad zurück. Er war genauso ausgeliefert wie die armen, eingepferchten Versuchstiere in dem provisorisch zusammengezimmerten Schuppen. Die einzige Hoffnung, die ihm blieb, war, daß der Mann mit der Skijacke noch einmal wegging, ohne vorher das Badezimmer zu betreten. Doch es sollte anders kommen. Es waren nur ein paar grauenvolle Minuten vergangen, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde. Der Mann, der inzwischen keine Jacke mehr trug, kam in den Raum gestürmt und stieß prompt mit ihm zusammen. Sie hielten beide die Luft an.

Noch bevor Jack einen von seinen klugen Sprüchen loslassen konnte, verließ der Mann das Bad und knallte die Tür zu, so kräftig, daß der Duschvorhang mitsamt Stange herunterkrachte. Aus Angst, eingesperrt zu werden, stürmte Jack zur Tür und drückte die Klinke. Da er aus irgendeinem Grund erwartete, daß sie sich nicht ohne weiteres würde öffnen lassen, warf er sich mit voller Wucht gegen die Tür. Doch sie ging mühelos auf, so daß er ein paar Meter durch den Flur taumelte und sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Als er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, ließ er seinen Blick durch die Wohnung schweifen. Der Mann war offenbar verschwunden. Jack hatte nur eine Möglichkeit zu entkommen: Er mußte die Küche und das offene Fenster erreichen. Doch er schaffte es nur bis zum Wohnzimmer. Der Mann war ebenfalls in diese Richtung gerannt. Er hatte einen riesigen Revolver aus der Schublade des Beistelltischs geholt. Als er Jack sah, richtete er die Waffe auf ihn und schrie ihm zu, daß er sich bloß nicht von der Stelle rühren solle.

Jack gehorchte und hob unaufgefordert die Hände über den Kopf. Die Waffe machte ihm angst; er wollte sich so kooperativ zeigen wie nur irgend möglich.

»Was, zum Teufel, haben Sie hier zu suchen?« rief der Mann. Da ihm ständig eine widerspenstige Strähne in die Augen fiel, warf er mehrmals hektisch den Kopf zurück.

Genau diese nervöse Angewohnheit ließ bei Jack schließlich den Groschen fallen. Der Mann, der ihn bedrohte, war Richard, der leitende Laborassistent aus dem Manhattan General Hospital! »Antworten Sie!« brüllte Richard.

In der Hoffnung, Richard ein wenig besänftigen zu können, hob Jack die Hände noch höher. Gleichzeitig zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er Richard seine Anwesenheit erklären sollte. Er war so durcheinander, daß er kein Wort herausbrachte. Aber er behielt die Pistole im Auge, die immer noch auf ihn gerichtet war und inzwischen fast seine Nase berührte. Mit Schrecken registrierte er, daß der Lauf zitterte. Richard schien nicht nur wütend zu sein, sondern auch noch ziemlich nervös. Eine Kombination, die für Jacks Begriffe äußerst gefährlich war. »Wenn Sie mir nicht antworten, erschieße ich Sie auf der Stelle«, fauchte Richard.

»Sie wissen doch, daß ich Gerichtsmediziner bin«, sagte Jack. »Ich führe ganz normale Ermittlungen durch.«

»Erzählen Sie mir keinen Mist!« brüllte Richard. »Gerichtsmediziner brechen nicht in irgendwelche Wohnungen ein.«

»Ich bin nicht eingebrochen«, widersprach Jack. »Das Fenster stand offen.«

»Halten Sie Ihr Maul!« schrie Richard. »Sie haben widerrechtlich meine Wohnung betreten und mischen sich in Dinge ein, die Sie nichts angehen!«

»Es tut mir leid«, sagte Jack. »Können wir uns nicht in Ruhe unterhalten?«

»Haben Sie mir das getürkte Paket geschickt?«

»Welches Paket?«

Richard ließ ihn für einen Moment aus den Augen und sah auf den Boden; dann musterte er ihn von Kopf bis Fuß. »Sie tragen ja sogar eine imitierte Kurieruniform. Also haben Sie Ihr Vorhaben genauestens geplant und keine Mühe gescheut.«

»Was erzählen Sie denn da?« fragte Jack. »So laufe ich immer rum,

wenn ich nicht im Leichenschauhaus bin.«

»Schwachsinn!« brüllte Richard und deutete mit der Pistole auf eines der Sofas. »Setzen Sie sich!«

»Ist ja schon gut«, entgegnete Jack. »Sie können ruhig ein bißchen freundlicher sein.« Der anfängliche Schock legte sich langsam, und allmählich begann auch sein Hirn wieder zu arbeiten. Er folgte Richards Aufforderung und setzte sich. Dieser bewegte sich nun rückwärts auf den Vitrinenschrank zu, ohne Jack auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Gleichzeitig durchsuchte er seine Hosentasche nach dem Schlüssel und fummelte verzweifelt an dem Schloß herum. »Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?« fragte Jack. »Schnauze halten!« schrie Richard. Seine Hand zitterte so heftig, daß er kaum die Tür aufbekam. Als er es endlich geschafft hatte, holte er ein Paar Handschellen aus dem Schrank. »Oh!« bemerkte Jack. »Nicht schlecht.«

Die Pistole im Anschlag, steuerte Richard nun langsam wieder auf Jack zu.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte Jack. »Wir rufen jetzt einfach die Polizei. Ich gestehe, daß ich hier eingebrochen bin. Dann können die Bullen mich mitnehmen, und Sie sind mich los.«

»Sie sollen Ihr verdammtes Maul halten!« ordnete Richard an und gab ihm zu verstehen, daß er aufstehen solle. Jack gehorchte und hob wieder die Hände. »Los, vorwärts!« befahl Richard und deutete auf das Labor. Da er auf keinen Fall die Pistole aus den Augen lassen wollte, ging Jack rückwärts. Richard kam immer näher auf ihn zu. In seiner linken Hand baumelten die Handschellen. »Los, rüber an den Pfeiler!«

Jack stellte sich mit dem Rücken an den Pfeiler. Er hatte einen Durchmesser von etwa fünfunddreißig Zentimetern. »Umdrehen!« kommandierte Richard. Jack drehte sich um. »Und jetzt die Hände um den Balken legen!«

Als Jack auch dieser Aufforderung gefolgt war, spürte er, wie sein Peiniger ihm die Handschellen anlegte und einschnappen ließ. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich hinsetze?« fragte Jack.

Ohne zu antworten, eilte Richard zurück ins Wohnzimmer. Jack

ließ sich auf den Boden sinken. Am besten konnte er es aushalten, wenn er die Beine ebenfalls um den Pfeiler schlang. Als nächstes hörte er Richard mit dem Telefon hantieren. Er überlegte, ob er laut um Hilfe schreien sollte, wenn Richard zu reden begann. Doch so nervös, wie der Mann war, würde er ihn wahrscheinlich auf der Stelle erschießen. Außerdem würde Richards Gesprächspartner sich mit Sicherheit einen Dreck um ihn scheren.

»Jack Stapleton ist hier in meiner Wohnung«, sagte Richard ohne jede Einleitung. »Ich habe ihn in meinem Badezimmer erwischt. Er weiß über Frazer Labs Bescheid. Außerdem hat er hier rumgeschnüffelt, da bin ich mir ganz sicher. Genau wie diese verdammte Beth Holderness im Krankenhauslabor.« Als Richard den Namen erwähnte, sträubten sich Jack die Nackenhaare.

»Jetzt komm mir nicht mit dämlichen Sprüchen!« schrie Richard plötzlich los. »Ich werde mich nicht beruhigen! Wir stecken verdammt tief in der Scheiße! Ich hätte mich nie in diese Geschichte hineinziehen lassen dürfen. Am besten läßt du dich schleunigst hier blicken. Du steckst nämlich genauso tief drin.« Jack hörte, wie Richard den Hörer auf die Gabel knallte. Das Telefonat hatte ihn offensichtlich noch mehr in Rage gebracht. Kurz darauf kam er zurück zu Jack, diesmal jedoch ohne Pistole. Er baute sich vor ihm auf und sah zu ihm hinunter. Jack sah, daß seine Unterlippe zitterte. »Wie haben Sie von Frazer Labs erfahren?« fragte Richard. »Ich weiß genau, daß das getürkte Paket von Ihnen ist. Sie können also ruhig die Wahrheit sagen.« Jack registrierte beunruhigt, daß seine Pupillen erweitert waren. Er sah aus wie ein Irrer.

Ohne Vorwarnung holte Richard plötzlich aus und verpaßte ihm eine kräftige Ohrfeige. Sofort platzte seine Unterlippe auf und begann zu bluten. »Sie sollten besser reden«, preßte Richard hervor.

Vorsichtig fuhr Jack sich mit der Zunge über die Lippe. Sie fühlte sich vollkommen taub an, und er schmeckte Blut. »Vielleicht sollten wir lieber warten, bis Ihr Kollege eintrifft«, schlug Jack vor, nur um irgend etwas zu sagen. Er rechnete fest damit, ziemlich bald Martin Cheveau, Kelley oder vielleicht sogar Dr. Zimmerman zu sehen.

Offenbar hatte die Ohrfeige nicht nur Jack weh getan; auch Richard

schien sich verletzt zu haben. Jedenfalls öffnete und schloß er mehrmals die Hand, mit der er zugeschlagen hatte, und verschwand dann hinter der Trennwand. Jack hörte, wie er den Kühlschrank öffnete und ein paar Eiswürfel in die Spüle plumpsen ließ.

Ein paar Minuten später kam er zurück; er hatte ein Küchentuch um die Hand gewickelt. Er musterte Jack und begann auf- und abzugehen, wobei er hin und wieder stehenblieb und einen nervösen Blick auf die Uhr warf.

Nichts geschah. Jack hätte gern eine Halstablette genommen, doch daran war nicht zu denken. Dabei war sein Husten schlimmer geworden, und er fühlte sich inzwischen richtig krank. Wahrscheinlich hatte er sogar Fieber.

Irgendwann riß das entfernte Rumpeln des Fahrstuhls ihn aus seinen Gedanken. Interessiert hob er den Kopf; es wunderte ihn, daß niemand geklingelt hatte. Der Besucher, der auf dem Weg nach oben war, mußte also einen Schlüssel haben. Richard ging zur Tür, riß sie auf und trat ins Treppenhaus. Ein dumpfes Einrasten kündigte die Ankunft des Fahrstuhls an. Jack hörte, wie sich der Motor ausschaltete und die Türen aufgingen.

»Wo ist er?« ertönte eine wütende Stimme. Als Richard und sein Besucher die Wohnung betraten, wandte Jack sich ab und starrte den Pfeiler an. Er hörte, wie die Tür zugezogen und abgeschlossen wurde.

»Da drüben«, schnappte Richard zurück. »Ich hab' ihn mit Handschellen an den Pfeiler gefesselt.«

Jack holte noch einmal tief Luft, als die Schritte sich näherten. Er drehte sich um, und es verschlug ihm den Atem.

33. Kapitel

Mittwoch, 27. März 1996, 19.45 Uhr

»Du Mistkerl!« fauchte Terese. »Warum mußtest du unbedingt schlafende Hunde wecken? Du und deine Sturheit! Du vermasselst mir die ganze Tour! Gerade jetzt, wo sich endlich alles zum Guten wendet!«

Jack war sprachlos. Er blickte zu ihr, in ihre blauen Augen, die ihm noch vor nicht allzu langer Zeit so sanft erschienen waren. Jetzt sahen sie aus wie blasse, kalte Steine. Ihr Mund hatte jeglichen Hauch von Sinnlichkeit verloren. Die blutleeren, zusammengepreßten Lippen bildeten einen starren Strich. Sie kochte vor Wut.

»Vergiß es, Terese!« brüllte Richard. »Rede nicht mit ihm! Das ist pure Zeitverschwendung. Wir müssen überlegen, was wir tun sollen. Was ist, wenn irgend jemand weiß, daß er hier ist?« Terese sah Richard an. »Hast du diese verdammten Bakterienkulturen hier?«

»Natürlich habe ich sie hier.«

»Dann sieh zu, daß du sie los wirst«, sagte sie. »Kipp sie am besten ins Klo!«

»Aber Terese!« jammerte Richard. »Das kann ich doch nicht machen.«

»Kein Aber! Tu, was ich dir sage, und jag das Zeug durchs Klo! Sofort!«

»Auch die Influenza?«

»Vor allem die Influenza«, fauchte sie ihn an. Unwillig schlurfte Richard hinüber zum Gefrierschrank, schloß ihn auf und hantierte darin herum.

»Was soll ich jetzt bloß mit dir anfangen?« murmelte Terese. »Am besten nimmst du mir erst mal diese verdammten Handschellen ab. Dann können wir ja alle gemeinsam ins Positano essen gehen. Vielleicht willst du auch noch deinen Freunden Bescheid sagen, daß wir dort sind.«

»Halt die Klappe!« schrie Terese. »Ich habe deine blöden Sprüche

langsam satt.«

Unvermittelt drehte sie sich um und ging hinüber zu Richard, um ihn beim Zusammentragen der tiefgefrorenen Fläschchen zu beobachten. »Hol sie alle da raus!« befahl sie ihm. »Wir dürfen keine Spuren hinterlassen. Hast du das kapiert?«

»Dir zu helfen war die dümmste Entscheidung meines Lebens«, entgegnete Richard. Als er alle Fläschchen aus dem Gefrierschrank geholt hatte, verschwand er im Badezimmer. »Erzähl mir, wie du in diese Geschichte verwickelt bist«, forderte Jack Terese auf.

Doch statt zu antworten, verschwand sie hinter der Trennwand im Wohnbereich. Als Jack die Toilettenspülung hörte, jagte ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Die Erreger, die Richard gerade ins städtische Abwassersystem geleitet hatte, würden wahrscheinlich bald die Rattenpopulationen in den Kanälen infizieren. Richard folgte Terese ins Wohnzimmer. Jack konnte die beiden zwar nicht sehen, doch aufgrund der hohen, kahlen Wände verstand er jedes Wort.

»Wir müssen ihn so schnell wie möglich hier wegbringen«, sagte Terese.

»Und was machen wir mit ihm?« fragte Richard verdrossen. »Ihn in den East River werfen?«

»Nein. Er sollte nur vorerst von der Bildfläche verschwinden. Was ist mit dem Landhaus von Mom und Dad in den Catskill Mountains?«

»Darauf wäre ich nie gekommen«, sagte Richard. Er klang erleichtert. »Aber je mehr ich darüber nachdenke, desto besser gefällt mir die Idee.«

»Wie kriegen wir ihn dorthin?« fragte Terese. »Kein Problem. Mit meinem Explorer.«

»Aber wie kriegen wir ihn in den Wagen, ohne daß er um Hilfe schreit? Und während der Fahrt darf er auch keine Mätzchen machen.«

»Ich habe Ketamin«, sagte Richard. »Was ist das?«

»Ein Narkotikum. Es wird vor allem in der Tiermedizin verwendet, manchmal setzt man es aber auch bei Menschen ein. Das Problem ist, daß es Halluzinationen hervorrufen kann.«

»Dann hat er eben Halluzinationen«, erwiderte Terese. »Mir ist das ziemlich egal. Hauptsache, das Zeug wirkt. Das beste wäre, ihn einfach für einige Zeit ruhigzustellen.«

»Ich habe nur Ketamin«, stellte Richard klar. »Das fällt nicht unters Betäubungsmittelgesetz, deshalb kann ich es problemlos kaufen. Ich narkotisiere damit meine Tiere.«

»Komm mir bloß nicht mit deinen Tierversuchen«, entgegnete Terese. »Kann man ihm denn nicht nur so viel verpassen, daß er einfach ein bißchen beduselt ist?«

»Ich kann's ja versuchen«, erwiderte Richard. »Aber garantieren kann ich das nicht.«

»Wie gibst du ihm das Zeug?«

»Mit einer Spritze«, erklärte Richard. »Aber Ketamin wirkt nur für kurze Zeit. Wir müssen es ihm also womöglich mehrmals spritzen.«

»Okay, versuchen wir's«, sagte Terese.

Als die beiden zu ihm kamen, war Jack schweißgebadet. Er hatte keine Ahnung, ob das am Fieber lag oder ob es die Angst war, die ihn in helle Aufruhr versetzte. Der Gedanke, daß er als unfreiwilliges Versuchskaninchen für ein äußerst wirkungsvolles Narkotikum erhalten sollte, gefiel ihm überhaupt nicht. Richard steuerte auf einen Schrank zu und nahm ein paar Spritzen heraus. Dann ging er an einen anderen Schrank, aus dem er ein kleines, mit einem Gummipfropfen verschlossenes Glasröhrchen holte. Er hielt kurz inne und überlegte, welche Dosis er Jack verabreichen sollte.

»Hast du eine Ahnung, wieviel er wiegt?« wandte er sich an Terese, als wäre Jack ein verständnisloses Tier. »Ich schätze, achtzig Kilo«, erwiderte Terese. »Vielleicht aber auch fünf Pfund mehr oder weniger.«

Richard rechnete kurz und zog dann eine Spritze auf. Als er sich ihm mit der Spritze näherte, drehte Jack vor Panik beinahe durch. Er wollte laut schreien, doch er brachte keinen Ton heraus. Als Richard ihm das Ketamin in den rechten Oberarm injizierte, jaulte Jack vor Schmerz auf. Es brannte wie Feuer.

»Mal sehen, was jetzt passiert«, sagte Richard und warf die Spritze in den Mülleimer. »Während das Zeug zu wirken anfängt, hole ich

schon mal das Auto.«

Terese nickte. Richard zog sich seine Skijacke an, hielt aber an der Tür noch einmal kurz inne. »Ich bin in zehn Minuten zurück.«

»Allmählich begreife ich, was hier abläuft«, sagte Jack, als er mit Terese allein war. »Ihr seid Geschwister und habt die Sache gemeinsam ausgeheckt.«

»Sei still!« befahl Terese und schüttelte den Kopf. »Ich will nichts davon hören.« Dann begann sie nervös auf- und abzugehen, genau wie Richard ein paar Minuten zuvor. Allmählich setzte die Wirkung des Ketamins ein. Zuerst klingelte es Jack in den Ohren, dann sah er Terese nur noch vollkommen verzerrt. Er blinzelte und warf den Kopf hin und her, doch es nützte nichts. Ihm war, als würde er von einer schweren Wolke eingehüllt. Als stünde er selbst daneben und beobachtete, was mit ihm geschah. Plötzlich sah er Terese am Ende eines langen Tunnels. Ihr fratzenhaftes Gesicht war riesig groß. Sie sagte irgend etwas, aber er konnte nichts verstehen. Ihre Worte erzeugten ein endloses Echo unverständlicher Laute.

Als nächstes nahm Jack wahr, daß er sich fortbewegte. Aber er ging nicht normal, sondern völlig unkoordiniert; er hatte keine Ahnung, wo sich seine einzelnen Körperteile befanden. Er sah zu Boden, doch seine Füße entglitten seinem Blickfeld und setzten weit neben ihm auf. Um sich herum nahm er undeutliche Schatten und Linien wahr, die in den grellsten Farben schillerten und ständig in Bewegung waren.

Ihm war ein wenig übel, doch nachdem er sich einmal kräftig geschüttelt hatte, fühlte er sich schon etwas besser. Er blinzelte noch einmal, und plötzlich gingen die bunten Schatten und Linien ineinander über und flossen in einem großen, glänzenden Objekt zusammen. Dann tauchte eine Hand in seinem Blickfeld auf und berührte das Objekt. Jetzt erst wurde ihm bewußt, daß es sich um seine eigene Hand handelte, die sich auf einem Auto abstützte.

Nach und nach erkannte er auch andere Gegenstände in seiner unmittelbaren Nähe. Zunächst konnte er ein paar Lampen und ein Gebäude ausmachen. Dann merkte er, daß rechts und links von ihm

jemand stand und ihn festhielt. Die beiden Gestalten redeten miteinander, aber er verstand kein Wort; ihre Stimmen hatten einen tiefen, mechanischen Klang, als kämen sie aus einem Synthesizer.

Als nächstes merkte er, wie er fiel, und er konnte nichts dagegen tun. Er hatte das Gefühl, mehrere Minuten lang durch die Luft zu fliegen, bevor er schließlich auf einem harten Untergrund aufschlug. Er sah nichts als dunkle Schatten. Er lag auf einem mit Teppich ausgelegten Boden, und irgend etwas Hartes stieß ihm in den Magen. Er wollte sich umdrehen, doch seine Handgelenke waren aneinandergekettet.

Die Zeit verstrich, ohne daß Jack auch nur die blasseste Ahnung hatte, ob wenige Minuten oder etliche Stunden vergangen waren. Aber er gewann allmählich die Orientierung zurück, und langsam verschwanden auch die Halluzinationen. Allmählich begriff er, daß er sich in einem fahrenden Auto befand. Er lag eingezwängt auf dem Boden zwischen den Vordersitzen und der Rückbank; seine Hände waren mit Handschellen am Untergestell des Beifahrersitzes festgekettet. Vermutlich waren sie unterwegs in die Catskills.

Da ihm die Ummantelung der Kardanwelle unangenehm in den Magen drückte, versuchte er sich ein wenig Erleichterung zu verschaffen, indem er die Knie anzog und sich noch enger zusammenkauerte. Danach ging es ihm zwar etwas besser, doch wie es schien, war seine verkrampfte Lage gar nicht der Hauptgrund für sein Unwohlsein. Vor allem machten ihm die Grippe-symptome zu schaffen; in Verbindung mit den Nachwirkungen des Ketamins sorgten sie dafür, daß es ihm dreckiger ging denn je. Als er mehrmals kräftig niesen mußte, wurde Terese auf ihn aufmerksam. Sie beugte sich über die Rücklehne ihres Sitzes und sah zu ihm herunter. »O Gott«, rief sie.

»Wo sind wir?« fragte Jack heiser und bekam vom Sprechen sofort einen Hustenanfall. Auch die Nase lief ihm unentwegt, und da er seine Hände nicht bewegen konnte, konnte er nichts dagegen tun. »Am besten halten Sie den Mund«, meldete sich Richard zu Wort. »Sonst ersticken Sie nämlich gleich.«

»Kommen der Husten und diese Nieserei von der Spritze, die du

ihm gegeben hast?« wandte sich Terese an Richard. »Woher, zum Teufel, soll ich das wissen? Ich habe noch nie einem Menschen Ketamin verpaßt.«

»Man wird ja wohl fragen dürfen«, raunzte Terese ihn an. »Immerhin gibst du den armen Tieren ständig dieses Zeug. Hätte ja sein können, daß du weißt, wie es wirkt.«

»Ich finde es zum Kotzen, wie du daherredest«, empörte sich Richard. »Du weißt genau, wie sehr mir die Tiere am Herzen liegen. Schließlich setze ich das Ketamin nur ein, damit sie nicht leiden müssen.«

Jack registrierte, daß die Stimmung bei Terese und Richard allmählich umschlug. Die Panik, die ihnen angesichts seines plötzlichen Erscheinens in die Knochen gefahren war, verwandelte sich zusehends in Wut und Zorn. Und die Art, wie sie miteinander redeten, ließ darauf schließen, daß sie ihren Ärger vor allem aneinander ausließen.

Nach einer kurzen Unterbrechung des Streits sagte Richard: »Du weißt, daß diese ganze Geschichte auf deinem Mist gewachsen ist. Ich habe im Grunde nichts damit zu tun.«

»O nein!« rief Terese. »So kommst du mir nicht davon. Immerhin war es dein Vorschlag, AmeriCare durch die provozierten Nosokomialinfektionen ein bißchen in Verruf zu bringen. Ich wäre im Traum nicht auf so eine Idee gekommen.«

»Ich bin nur darauf gekommen, weil du mir immerzu damit in den Ohren gelegen hast, daß die National Health trotz deiner dämlichen Werbekampagne ständig Marktanteile an AmeriCare verliert«, fuhr Richard sie an. »Du wolltest doch unbedingt, daß ich dir helfe.«

»Ich habe dich um Ideen gebeten« entgegnete Terese. »Etwas, das ich für meine Spots verwenden kann.«

»Erzähl mir doch keine Märchen«, geiferte Richard. »Wegen solcher Kinkerlitzchen hättest du beim besten Willen nicht zu mir zu kommen brauchen. Du weißt genau, daß ich von Werbung keinen Schimmer habe. Was nicht mit Mikrobiologie zu tun hat, interessiert mich nicht die Bohne. Du wußtest, was ich dir vorschlagen würde. Insgeheim hast du sogar gehofft, daß ich dir diese Lösung anbiete.«

»Unsinn! So etwas wäre mir nie in den Sinn gekommen. Außerdem haben wir lediglich vereinbart, daß du AmeriCare mit den Nosokomialinfektionen ein paar negative Schlagzeilen besorgst. Ich war davon ausgegangen, daß du von Erkältungen, Durchfall oder von Grippe redest.«

»Was willst du eigentlich?« entgegnete Richard. »Ich habe doch für eine Grippeepidemie gesorgt.«

»Allerdings«, giftete Terese. »Aber wohl kaum für eine normale Grippe. Du hast irgendwelche seltsamen Erreger aus der Versenkung geholt und alle Welt in Aufruhr versetzt - einschließlich unseren Doctor Detective hinten im Wagen. Ich hatte gedacht, du würdest ein paar ganz normale Krankheiten verbreiten - aber doch nicht die Pest oder diese anderen komischen Seuchen. Ich weiß nicht mal mehr, wie sie alle heißen.«

»Aber als die Medien sich wie die Geier auf die Katastrophen im Manhattan General gestürzt haben und AmeriCare plötzlich auf dem absteigenden Ast war, hast du dich nicht beschwert«, fuhr Richard sie an. »Im Gegenteil. Du hast dich gefreut wie ein kleines Kind zu Weihnachten.«

»Das stimmt nicht«, widersprach Terese. »Ich war entsetzt. Und Angst hatte ich auch. Das habe ich dir nur nicht gesagt.«

»Erzähl mir doch nicht so einen Mist!« schrie Richard sie an. »Ich habe einen Tag nach dem Pestausbuch mit dir gesprochen, und du hast nicht ein einziges Wort darüber verloren. Ein bißchen mehr Dankbarkeit hätte ich schon erwartet. Immerhin hat mich die ganze Aktion ziemlich viel Mühe gekostet.«

»Ich hatte einfach Angst, darüber zu reden«, versuchte Terese sich zu rechtfertigen. »Ich wollte nichts mit deinen Machenschaften zu tun haben. Nachdem es sogar Tote gegeben hat, war ich sicher, daß du nach der Pest aufhören würdest. Ich hätte nicht im Traum damit gerechnet, daß du noch mehr Krankheiten verbreitest.«

»Ich kann es einfach nicht fassen, was du für einen Unsinn daherredest«, brüllte Richard.

Jack merkte, daß sie langsamer fuhren. Er versuchte den Kopf ein wenig zu heben, doch die Handschellen ließen ihm kaum Bewe-

gungsspielraum. Nachdem sie eine ganze Weile durch die stockfinstere Nacht gefahren waren, fiel jetzt hin und wieder der Schein einzelner Laternen ins Auto.

Plötzlich war es taghell, und sie hielten unter einer Überdachung an. Als Jack hörte, wie Richard das Fenster herunterkurbelte, wurde ihm klar, daß sie sich an einer Mautstelle befanden. Das war seine Chance! Er wollte um Hilfe schreien, doch alles, was er herausbrachte, war ein klägliches Krächzen. Richard reagierte blitzschnell. Er schmetterte Jack einen harten Gegenstand an den Kopf und brachte ihn zum Schweigen. Mucksmäuschenstill sackte Jack auf dem Boden zusammen. »Schlag ihn nicht so doll«, fuhr Terese ihn an. »Oder willst du Blut im Auto haben?«

»Im Augenblick finde ich es wichtiger, ihm das Maul zu stopfen«, erwiderte Richard, während er eine Handvoll Münzen in den Korb warf, damit die automatische Schranke sich öffnete. Durch den Schlag waren Jacks Kopfschmerzen noch schlimmer geworden. Er schloß die Augen und versuchte vergeblich, eine halbwegs erträgliche Lage zu finden. Obwohl er ständig von einer Seite auf die andere rollte, fiel er glücklicherweise irgendwann in einen unruhigen Schlaf. Hinter der Mautstelle hatten sie die Schnellstraße verlassen und fuhren nun auf einer kurvenreichen Strecke weiter.

Jack wurde erst wieder wach, als sie erneut anhielten. Vorsichtig hob er den Kopf ein wenig an. Irgendwo in der Nähe mußten Lampen sein, denn es fiel ein schwacher Lichtstrahl ins Auto. »Wagen Sie es nicht«, drohte ihm Richard. Er hielt jetzt wieder seinen Revolver in der Hand. »Wo sind wir?« fragte Jack vollkommen erschöpft. »Bei einem rund um die Uhr geöffneten Supermarkt«, erwiderte Richard. »Terese wollte ein paar Sachen einkaufen.« Kurz darauf kam sie mit einer Tüte voller Lebensmittel zurück. »Hat er irgendein Lebenszeichen von sich gegeben?« fragte sie, während sie einstieg. »Ja«, sagte Richard. »Er ist wach.«

»Hat er wieder versucht, um Hilfe zu schreien?«

»Nein«, grummelte Richard. »Er hat sich nicht getraut.« Sie fuhren noch etwa eine Stunde weiter. Während der ganzen Zeit lagen sich Terese und Richard in den Haaren und beschuldigten sich gegensei-

tig, für den Schlamassel verantwortlich zu sein, in dem sie nun steckten. Keiner wollte nachgeben.

Schließlich verließen sie die asphaltierte Straße und bogen in einen Kiesweg ein. Jack jaulte vor Schmerz auf, als seine geschundenen Glieder auf dem harten Boden hin- und hergeschüttelt wurden und die Ausbuchtung, unter der sich die Kardanwelle befand, ein ums andere Mal in seinen Magen gerammt wurde. Hinter einer scharfen Linkskurve blieben sie stehen, und Richard stellte den Motor ab. Dann verließen Terese und er den Wagen. Jack ließen sie allein zurück. Er versuchte den Kopf so hoch wie nur irgend möglich zu strecken, doch außer dem Nachthimmel konnte er nichts erkennen. Es war stockfinster. Er zog die Beine an und versuchte die Handschellen unter dem Sitz hervorzureißen; vielleicht konnte er ja doch fliehen. Aber er gab schnell auf. Er war an eine stabile Eisenstange gekettet. Schließlich ließ er sich erschöpft zurück auf den Boden sinken. Offensichtlich blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Nach etwa einer halben Stunde kamen Terese und Richard zurück und öffneten an der Beifahrerseite beide Türen. Terese schloß die Handschellen an einer Seite auf. »Rauskommen!« befahl Richard und richtete die Waffe auf Jacks Kopf.

Jack folgte der Aufforderung. Als er draußen war, ließ Terese die Handschelle wieder einschnappen. »Los, rüber ins Haus!« kommandierte Richard. Auf wackeligen Beinen taumelte Jack durch das nasse Gras. Hier war es viel kälter als in der Stadt. Beim Ausatmen bildete sich ein Nebelschleier vor seinem Gesicht. Er sah ein weißes Landhaus mit einer Veranda; alle Fenster waren hell erleuchtet. Aus dem Schornstein kam Rauch, hin und wieder stiegen ein paar Funken in den schwarzen Nachthimmel.

Als sie die Veranda erreichten, sah Jack sich etwas genauer um. Links machte er in der Finsternis die Umrisse einer Scheune aus. Dahinter erstreckte sich ein Feld, und am Horizont erhob sich eine Bergkette. Nirgends waren Lichter zu sehen. »Vorwärts!« brüllte Richard und stieß ihm den Lauf seiner Pistole in die Rippen. »Rein mit Ihnen!«

Das Haus wirkte sehr komfortabel. Es war eingerichtet wie ein Wo-

chenend- oder Sommerdomizil im englischen Landhausstil. Im Kamin knisterte ein frisch entfachtetes Feuer. Davor standen zwei mit dem gleichen Kattunstoff bezogene Sofas. Der Boden war mit weißen Dielenbrettern ausgelegt, auf denen ein breiter Orientteppich lag.

Ein bogenförmiger Durchgang führte in die Küche, die ebenfalls im Landhausstil gehalten war. In der Mitte standen ein Tisch und vier rustikale Stühle, an der Wand dahinter ein alter Ofen. An der gegenüberliegenden Wand war eine im Stil der zwanziger Jahre gearbeitete Porzellanspüle angebracht. Richard befahl Jack, sich auf einer vor der Spüle liegenden Matte niederzulassen. Jack ahnte, daß er an den Rohren festgekettet werden sollte, und bat darum, vorher noch einmal auf die Toilette gehen zu dürfen.

Sein Anliegen entfesselte sofort einen neuen Streit zwischen den Geschwistern. Terese wollte, daß Richard Jack begleitete, doch dieser lehnte strikt ab und blaffte Terese an, das könne sie genauso gut selbst tun. Da beide hartnäckig blieben, einigten sie sich schließlich darauf, Jack allein gehen zu lassen. Das Gäste-WC hatte nur ein winziges Fenster, deshalb bestand ohnehin keine Gefahr, daß ihr Gefangener zu fliehen versuchen könnte.

Kaum war er allein, nahm Jack eine Rimantadin-Tablette. Das Medikament hatte den Ausbruch der Infektion zwar nicht verhindern können, doch er war sich ziemlich sicher, daß es zumindest die Symptome zu lindern vermochte. Wenn er nicht so früh mit der Einnahme begonnen hätte, wäre er sicher noch viel schlechter dran gewesen.

Als er fertig war, führte Richard ihn wieder in die Küche und kettete ihn wie erwartet mit den Handschellen am Abflußrohr fest. Danach machten Terese und Richard es sich auf den Sofas vor dem Kamin bequem. Jack nahm die Rohrleitungen genau ins Visier, irgendwie mußte er es schaffen zu fliehen. Doch die alten Leitungen wirkten äußerst stabil, sie waren aus robustem Messing und Gußeisen. Er rüttelte ein wenig, doch das Abflußrohr gab nicht einen Millimeter nach.

Da ihm fürs erste nichts anderes übrigblieb, als sich mit seinem Schicksal abzufinden, legte er sich so bequem wie möglich auf den

Boden. Wenigstens konnte er sich lang auf dem Rücken ausstrecken. Während er sich ausruhte, versuchte er zu verstehen, worüber Terese und Richard sprachen. Offensichtlich hatten sie ihren Streit vorerst begraben; sie unterhielten sich sachlich und in normalem Tonfall. Vermutlich hatten sie begriffen, daß sie ein paar Entscheidungen treffen mußten.

Die Rückenlage, die Jack zunächst bequem erschienen war, erwies sich als doch nicht so günstig; der Schleim aus seiner Nase floß ihm nun fortwährend in den Rachen, was neuerliche Husten- und Niesanfälle auslöste. Als ihm endlich eine kurze Atempause vergönnt war und er nach Luft schnappte, blickte er in die Gesichter von Terese und Richard.

»Wir wollen wissen, wie Sie auf Frazer Labs gekommen sind«, sagte Richard, die Pistole wieder auf ihn gerichtet. Jack befürchtete, daß die beiden ihn auf der Stelle erschießen würden, wenn sie herausbekämen, daß er der einzige war, der über Frazer Labs Bescheid wußte. »Das war ganz einfach«, erwiderte er.

»Dann erzähl' uns doch mal, wie du dahintergekommen bist«, hakete Terese nach.

»Ich habe bei National Biologicals angerufen und gefragt, ob in der letzten Zeit jemand Pestbakterien bestellt hat. Daraufhin haben sie mir gesagt, daß Frazer Labs welche geordert hat.«

Als Terese die Antwort verarbeitet hatte, stürzte sie sich wie von der Tarantel gestochen auf Richard. »Es darf ja wohl nicht wahr sein, daß du das Zeug bei dieser Firma bestellt hast! Hast du mir nicht erzählt, du hättest all die widerlichen Erreger in deiner sogenannten Sammlung?«

»Pestbakterien hatte ich leider nicht«, erwiderte Richard. »Aber ich dachte, daß die Pest bei den Medien am besten einschlagen würde. Was soll's? Es kann doch kein Mensch nachweisen, wo die Bakterien hergekommen sind.«

»Da liegen Sie ziemlich daneben«, widersprach Jack. »Die Firma National Biologicals kennzeichnet ihre Kulturen. Bei den Autopsien in unserem Institut ist alles ans Licht gekommen.«

»Du Idiot!« schrie Terese ihren Bruder an. »Bist du dir darüber im

klaren, daß die Spuren direkt vor deine Haustür führen?«

»Ich wußte nicht, daß sie bei National Biologicals ihre Kulturen kennzeichnen«, erwiderte Richard beinahe kleinlaut. »O nein!« wütee Terese weiter. »Dann weiß also jeder im Gerichtsmedizinischen Institut, daß die Pest mit Absicht verbreitet wurde.«

»Was sollen wir jetzt bloß tun?« fragte Richard nervös. »Moment mal«, sagte Terese und sah Jack nachdenklich an. »Ich glaube, ich habe eine Idee. Ich bin mir gar nicht so sicher, ob er überhaupt die Wahrheit sagt. Colleen hat mir nämlich etwas ganz anderes erzählt. Eine Sekunde. Ich rufe sie an.« Das Gespräch war kurz. Terese gaukelte ihrer Untergebenen vor, daß sie sich ernsthafte Sorgen um Jack mache und sie deshalb bitte, kurz bei Chet anzurufen und ihn zu fragen, was er eigentlich von Jacks Verschwörungstheorie halte. Außerdem bat sie Colleen, in Erfahrung zu bringen, ob eventuell noch andere Mitarbeiter des Instituts von Jacks Theorie überzeugt waren. Zum Schluß teilte sie ihr mit, daß sie im Augenblick leider nicht zu erreichen sei und deshalb in einer Viertelstunde zurückrufen werde.

Während sie warteten, sprachen sie kaum ein Wort. Terese vergewisserte sich lediglich noch einmal bei ihrem Bruder, ob er auch wirklich alle Kulturen vernichtet habe. Richard versicherte, er habe alles ins Klo gekippt.

Als die Viertelstunde um war, wählte Terese erneut Colleens Nummer. Sie unterhielten sich wieder nur kurz. Am Ende bedankte sich Terese und legte auf.

»Die erste gute Nachricht heute«, verkündete sie. »Im Gerichtsmedizinischen Institut glaubt niemand an Jacks Theorie. Chet hat Colleen erzählt, alle wären davon überzeugt, daß Jack wegen seines Grolls gegen AmeriCare unter Hirngespinsten leidet.«

»Dann weiß also außer ihm keiner über Frazer Labs und die gekennzeichneten Bakterien Bescheid?« fragte Richard. »Du hast es erfaßt. Das vereinfacht die Situation natürlich erheblich. Jetzt müssen wir nur noch Jack aus dem Weg schaffen.«

»Und wie sollen wir das anstellen?«

»Als erstes gehst du nach draußen und gräbst ein Loch«, erklärte Terese. »Am besten hinter der Scheune in der Nähe der Heidelbeer-

sträucher.«

»Jetzt?«

»Natürlich jetzt, du Idiot!« schrie sie ihn an. »Meinst du, wir können noch ewig und drei Tage warten?«

»Der Boden ist bestimmt gefroren und hart wie Stein«, wandte Richard ein.

»Daran hättest du denken sollen, als du uns in diese Katastrophe hineingeritten hast«, sagte Terese. »Jetzt mach, daß du rauskommst, und grab das verdammte Loch! Hacke und Schaufel müßten in der Scheune sein.«

Richard grummelte irgend etwas Unverständliches und zog seine Jacke an. Mit einer Taschenlampe gewappnet, ging er nach draußen, während Terese im Wohnzimmer verschwand. »Terese!« rief Jack ihr nach. »Glaubst du nicht, daß du jetzt ein bißchen zu weit gehst?«

Sie erhob sich von ihrem Sofa und kam zurück in die Küche. Dort lehnte sie sich mit verschränkten Armen gegen den Schrank und musterte ihren am Boden liegenden Gefangenen. »Komm mir bloß nicht mit der Mitleidstour«, sagte sie. »Ich habe dich nicht nur einmal gewarnt - ich habe dir mindestens ein dutzendmal eingehämmert, daß du die Finger von der Sache lassen sollst. Du hast dir alles selbst eingebrockt.«

»Mein Gott, so wichtig kann dir deine Karriere doch gar nicht sein«, entgegnete Jack. »Es sind mehrere Menschen gestorben, ihr habt sie auf dem Gewissen. Und wahrscheinlich sterben noch mehr, womit ich nicht nur mich meine.«

»Ich habe nie gewollt, daß irgend jemand stirbt«, stellte Terese klar. »Das haben wir einzig und allein meinem verrückten Bruder zu verdanken. Seit der High School ist er in seine verdammten Mikroben vernarrt. Wie ein Waffennarr Pistolen sammelt, hat er in seinem Labor Bakterienkulturen gehortet. Es muß ihm irgendwie einen Kick gegeben haben, das gefährliche Zeug um sich zu haben. Vielleicht hätte ich damit rechnen müssen, daß er irgendwann durchdreht und etwas damit anstellt. Aber wie dem auch sei. Jetzt werde ich jedenfalls zusehen, daß ich unsere Haut rette.«

»Was dein Bruder auch immer getan hat«, entgegnete Jack. »Du

bist seine Komplizin, dich trifft genauso viel Schuld wie ihn.«

»Weißt du was?« fuhr Terese ihn an. »Deine Meinung interessiert mich einen Scheißdreck.«

Mit diesen Worten ging sie zurück zum Kamin. Jack hörte, wie sie ein paar weitere Holzscheite ins Feuer legte. Er versuchte sich ein wenig auszuruhen, indem er sich bequemer hinlegte und die Augen schloß. So elend hatte er sich noch nie gefühlt. Er war krank und wurde vor Angst fast wahnsinnig. So mußte es einem zum Tode Verurteilten gehen, dessen Gnadengesuch abgelehnt worden war.

Als eine Stunde später die Tür aufgerissen wurde, fuhr Jack zusammen. Er war wieder eingeschlafen und merkte nun, daß ihm ein weiteres Influenzasymptom zu schaffen machte: Die kleinste Bewegung seiner Pupillen verursachte ihm furchtbare Schmerzen. »Es war viel einfacher, als ich dachte«, sagte Richard und zog seine Jacke aus. »An der Stelle muß wohl mal ein Moor gewesen sein. Ich mußte nicht mal Steine ausbuddeln.«

»Hoffentlich hast du tief genug gegraben«, erwiderte Terese und legte ihr Buch zur Seite. »Ich lege nämlich keinen Wert auf unangenehme Überraschungen - zum Beispiel, daß er beim nächsten Frühjahrsregen nach oben geschwemmt wird.«

»Das Loch ist tief genug«, stellte Richard klar und verschwand im Bad, um sich die Hände zu waschen. Als er zurückkam, war Terese gerade dabei, sich ihren Mantel überzuziehen. »Wo willst du hin?«

»Nach draußen«, erwiderte sie und ging zur Tür. »Ich mache einen Spaziergang, und während ich weg bin, erschießt du ihn.«

»Moment mal«, wandte Richard ein. »Wieso ich?«

»Weil du der Mann bist«, sagte Terese mit einem verächtlichen Grinsen. »Ihn umzubringen ist Männersache.«

»Von wegen Männersache«, protestierte Richard. »Ich kann und werde ihn nicht töten. Ich bringe doch keinen wehrlosen, mit Handschellen angeketteten Menschen um.«

»Ich glaube, ich höre nicht richtig!« brüllte Terese los. »Drehst du jetzt völlig durch? Als du die Luftbefeuchter im Manhattan General mit den tödlichen Bakterien verseucht und hilflose Patienten umgebracht hast, haben dich doch auch keine Gewissensbisse geplagt!«

»Das siehst du vollkommen falsch«, wies Richard sie zurecht. »Nicht ich, sondern die Bakterien haben die Menschen getötet. Und zwar nur diejenigen, deren Immunsystem im Kampf gegen die Bakterien verloren hat. Ich habe niemanden direkt getötet. Sie hatten alle eine Chance.«

»Herrgott noch mal!« rief Terese entnervt und verdrehte die Augen. Dann holte sie tief Luft und versuchte sich zu beruhigen. »Okay, nicht du hast die Patienten getötet, die Bakterien waren schuld. Wenn du jetzt Jack erschießt, ist in dem Fall die Kugel schuld - und nicht etwa du. Wie wär's, wenn wir es so sehen? Das müßte dein verrücktes Hirn doch zufriedenstellen, oder nicht?«

»Nein«, erwiderte Richard. »Die Situation ist völlig anders.«

»Richard, wir haben keine Wahl. Oder willst du für den Rest deines Lebens in den Knast wandern?«

Schweigend starrte Richard die Pistole an, die auf dem Beistelltisch lag.

»Nimm sie!« forderte Terese ihn auf, als sie sah, daß er mit sich rang.

Richard war unschlüssig. »Los Richard! Stell dich nicht so an!«

Langsam ging er an den Tisch und nahm vorsichtig die Pistole in die Hand.

»Gut«, ermutigte ihn Terese. »Jetzt geh rüber in die Küche, und erledige ihn.«

»Vielleicht könnten wir ihm die Handschellen abnehmen, und wenn er dann versucht zu fliehen...« Als er sah, daß Terese auf ihn zustürmte, hielt er mitten im Satz inne. Ohne Vorwarnung verpaßte sie ihm eine kräftige Ohrfeige. Intuitiv wich Richard einen Schritt zurück. Wut kochte in ihm hoch. »Rede nicht so einen Unsinn!« fauchte Terese. »Wir gehen auf keinen Fall ein weiteres Risiko ein! Hast du das kapiert?« Richard tastete sein Gesicht ab und prüfte, ob er blutete. Sein Ärger verflog ziemlich schnell; er begriff, daß Terese recht hatte. Schließlich nickte er.

»Gut, dann bring die Sache hinter dich«, forderte Terese. »Ich warte draußen.«

Bevor sie hinter sich die Tür schloß, rief sie ihm noch zu: »Mach

schnell, und richte keine Sauerei an!«

Dann war es mucksmäuschenstill. Richard bewegte sich zunächst nicht vom Fleck. Er drehte die Pistole in seiner Hand, als wollte er sie noch einmal genau inspizieren. Schließlich meldete Jack sich zu Wort: »Sie sollten nicht auf Ihre Schwester hören! Wenn man Ihnen nachweisen kann, daß Sie für die Ausbrüche der Infektionskrankheiten verantwortlich sind, wird man Sie vielleicht ins Gefängnis stecken. Aber wenn Sie mich jetzt kaltblütig erschießen, droht Ihnen in New York mit Sicherheit die Todesstrafe.«

»Halten Sie die Klappe!« schrie Richard hysterisch und kam in die Küche gestürzt, wo er sich direkt hinter Jack in Schießposition stellte.

Es verging eine volle Minute, die Jack jedoch wie eine Stunde vorkam. Er hielt vor Angst die Luft an, doch irgendwann konnte er nicht länger und mußte ausatmen. In diesem Moment wurde er von einem furchtbaren Hustenanfall geschüttelt. Als nächstes hörte er, wie Richard die Pistole auf den Küchentisch knallte und zur Tür rannte. Er öffnete sie und brüllte in die Nacht hinaus: »Ich kann es nicht!«

Beinahe im gleichen Moment tauchte Terese wieder auf. »Du verdammter Feigling!« blaffte sie ihn an. »Warum knallst du ihn nicht selbst ab?« entgegnete Richard. Terese wollte etwas sagen, hielt dann aber inne und steuerte auf den Küchentisch zu. Sie nahm die Pistole in beide Hände und trat auf Jack zu. Dann richtete sie die Waffe auf sein Gesicht. Jack sah ihr direkt in die Augen.

Zuerst fing die Spitze des Laufs an zu beben. Dann überschüttete Terese ihn mit einer Salve von Beschimpfungen und warf die Pistole zurück auf den Tisch.

»Oho, unsere eiserne Lady ist wohl doch nicht so hart, wie sie dachte«, spottete Richard.

»Halt's Maul!« rief sie und ließ sich auf das Sofa sinken. Richard setzte sich ihr gegenüber. Wütend starrten sie einander an. »Langsam kommt mir das Ganze vor wie ein schlechter Witz«, murmelte sie.

»Wahrscheinlich sind wir einfach mit den Nerven am Ende«, sagte Richard.

»Das ist der erste vernünftige Satz, den ich heute von dir höre«,

entgegnete sie. »Ich bin vollkommen erschöpft. Wie spät ist es?«

»Nach Mitternacht.«

»Kein Wunder, daß ich so kaputt bin«, sagte Terese. »Außerdem habe ich Kopfschmerzen.«

»Ich fühle mich auch nicht besonders gut«, gestand Richard.

»Laß uns schlafen gehen«, schlug Terese vor. »Wir kümmern uns morgen früh um Jack. Im Augenblick kann ich nicht einmal mehr geradeaus sehen.«

Um halb fünf wachte Jack auf. Ihm war schrecklich kalt. Das Feuer war ausgegangen, und die Temperatur im Haus war kräftig gefallen. Er hatte sich halbwegs in die Matte eingerollt, um sich wenigstens ein bißchen vor der Kälte zu schützen. Es war sehr dunkel. Terese und Richard hatten alle Lichter ausgeknipst, als sie sich in ihre jeweiligen Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Nur durch das Fenster über der Spüle fiel ein wenig Licht herein, doch es war so schwach, daß Jack die Umrisse der Möbel nur erahnen konnte.

Er wußte nicht, was ihm mehr zu schaffen machte: die gefährliche Virusgrippe oder seine Angst. Wenigstens war sein Husten nicht schlimmer geworden. Offensichtlich hatte das Rimantadin ihn vor dem Schlimmsten bewahrt.

Für ein paar Minuten gab er sich der süßen Illusion hin, daß er vielleicht doch noch gerettet werden würde. Allerdings standen die Chancen alles andere als gut. Der einzige Mensch, der wußte, daß der Test von National Biologicals positiv ausgefallen war und die Pestkulturen somit eindeutig von dieser in Virginia ansässigen Firma stammten, war Ted Lynch, doch der hatte keinen Schimmer, was dieses Ergebnis zu bedeuten hatte. Allenfalls wußte Agnes vielleicht, wie brisant dieses Ergebnis war, doch weshalb sollte Ted ihr erzählen, wie der Test ausgefallen war? Wenn seine Aussicht auf Rettung so schlecht stand, blieb ihm nur eine Chance: Er mußte versuchen zu fliehen. Also nahm er das Abflußrohr, an das er gekettet war, noch einmal genauer ins Visier. Er tastete es der Länge nach ab, um festzustellen, ob es vielleicht irgendwo beschädigt war, doch es schien vollkommen in Ordnung zu sein. Er stemmte sich mehrmals mit den

Füßen gegen die Wand und zerrte an den Leitungen bis die Handschellen ihm ins Fleisch schnitten. Die Rohre waren absolut stabil.

Falls es ihm überhaupt gelingen sollte zu fliehen, dann nur während eines Gangs zur Toilette. Allerdings hatte er noch keine Ahnung, wie er das konkret anstellen sollte. Er konnte wohl nur hoffen, daß Terese und Richard mit der Zeit unvorsichtig werden würden.

Als er an das dachte, was ihm in ein paar Stunden bevorstand, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Ausgeschlafen würde Terese entschlossener vorgehen denn je. Daß die beiden es am Abend nicht über sich gebracht hatten, ihn kaltblütig zu erschießen, war nur ein schwacher Trost. Egozentrisch und durchgedreht, wie sie waren, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie auch vor dem Äußersten nicht mehr zurückschrecken würden. Um wenigstens vor der eisigen Kälte etwas Schutz zu finden, strampelte er so lange mit den Beinen, bis die Matte wieder über ihm lag. Er wollte Kräfte sammeln, so gut es eben ging.

34. Kapitel

Catskill Mountains, Bundesstaat New York

Donnerstag, 28. März 1996, 8.15 Uhr

Von Stunde zu Stunde fühlte Jack sich schlechter. Nachdem er um halb fünf aufgewacht war, hatte er nicht mehr einschlafen können. Er zitterte am ganzen Leib und konnte es in keiner Position länger als ein paar Minuten aushalten. Als schließlich Richard verschlafen und mit zu Berge stehenden Haaren nach unten kam, freute Jack sich beinahe, ihn zu sehen. »Ich muß auf die Toilette«, rief er.

»Warten Sie, bis Terese aufgestanden ist«, erwiderte Richard und machte sich daran, das Kaminfeuer neu zu entfachen. Ein paar Minuten später kam Terese aus ihrem Zimmer geschlurft. Sie trug einen alten Bademantel und sah kein bißchen besser aus als ihr Bruder. Ihr blond gesträhnter Lockenkopf wirkte wüst und zerzaust. Ohne Make-up war sie kreidebleich. »Ich habe immer noch diese erbärmlichen Kopfschmerzen«, klagte sie. »Außerdem habe ich wahnsinnig schlecht geschlafen.«

»Ich auch«, sagte Richard. »Das ist der Streß. Vielleicht liegt es auch daran, daß wir gestern Abend nicht gegessen haben.«

»Ich habe gar keinen Hunger«, erwiderte Terese. »Eigentlich seltsam, was?«

»Ich muß auf die Toilette«, rief Jack noch einmal. »Ich warte jetzt schon seit Stunden.«

»Hol die Pistole«, forderte Terese ihren Bruder auf. »Ich schließe ihm kurz die Handschellen auf.«

Sie kam in die Küche und kniete sich mit dem Schlüssel neben die Spüle.

»Tut mir leid, daß du so schlecht geschlafen hast«, sagte Jack. »Vielleicht hättest du mir Gesellschaft leisten sollen. Ich hatte eine herrliche Nacht.«

»Ich hab' keine Lust auf deine dämlichen Sprüche«, raunzte sie ihn an. »Also halt' gefälligst die Klappe.«

Als die Handschellen an einer Seite aufsprangen, rieb Jack sich seine aufgescheuerten Handgelenke und rappelte sich mühsam auf. Doch er war kaum auf den Beinen, wurde ihm derart schwindelig, daß er sich am Küchentisch festhalten mußte. Sofort war Terese bei ihm und ließ die Handschelle wieder zuschnappen. Selbst wenn er es gewollt hätte, er hätte nicht die Kraft gehabt, sich ihr zu widersetzen. »Okay, los geht's«, drängte Richard, die Pistole im Anschlag. »Einen Augenblick noch«, bat Jack. Ihm drehte sich immer noch alles vor Augen.

Als der Schwindelanfall halbwegs vorüber war, taumelte Jack auf wackeligen Beinen ins Bad. Als erstes ging er auf die Toilette. Dann nahm er mit reichlich Wasser eine weitere Rimantadin. Erst als er das hinter sich gebracht hatte, wagte er einen flüchtigen Blick in den Spiegel und erschrak. Jeder Penner sah besser aus. Seine Augen waren rot und geschwollen. Auf seiner linken Gesichtshälfte klebte genauso wie am Ärmel seines Hemdes angetrocknetes Blut, wahrscheinlich von dem Schlag, den Richard ihm an der Mautstelle verpaßt hatte. Die dick angeschwollene und aufgesprungene Lippe hatte er ebenfalls Richard zu verdanken. In seinem schauerlichen Stoppelbart klebte angetrockneter Schleim. »Willst du da drinnen Wurzeln schlagen?« rief Terese. »Los, beeil dich!«

Er drehte noch einmal das Wasser auf und wusch sich das Gesicht. Anschließend putzte er sich notdürftig mit dem Zeigefinger die Zähne und versuchte mit wenig Wasser sein Haar in eine halbwegs akzeptable Form zu bringen.

»Das wurde Zeit«, sagte Terese, als er schließlich das Bad verließ. Er mußte sich auf die Zunge beißen, um keine bissige Bemerkung fallenzulassen. Er bewegte sich auf sehr dünnem Eis und wollte die beiden nicht unnötig provozieren. Er hatte vergeblich auf eine Besserung seiner Lage gehofft. Terese führte ihn sofort zurück zur Spüle und kettete ihn wieder fest. »Wir sollten dringend etwas essen«, schlug Richard vor. »Ich habe gestern abend eine Packung Getreideflocken gekauft«, entgegnete Terese.

Sie setzten sich kaum einen Meter von Jack entfernt an den Küchentische. Terese nahm kaum etwas zu sich. Wie sie noch einmal

versicherte, hatte sie absolut keinen Appetit. Jack gaben sie nichts.

»Hast du inzwischen eine Ahnung, was wir mit ihm machen sollen?« fragte Richard.

»Was ist mit diesen Typen aus der City, die ihn umbringen sollten? Wie bist du überhaupt an sie herangekommen?«

»Die gehören zu einer Gang aus meinem Viertel«, erklärte Richard.

»Und wie nimmst du Kontakt zu ihnen auf, wenn du etwas von ihnen willst?«

»Normalerweise rufe ich sie an oder ich gehe kurz rüber in die Ruine, die sie besetzt haben. Ich habe immer mit einem gewissen Twin gesprochen.«

»Dann sag ihm, daß er so schnell wie möglich seinen verdammten Hintern herbewegen soll«, sagte Terese. »Vielleicht macht er das sogar«, entgegnete Richard. »Aber nur, wenn wir ihm genug Geld bieten.«

»Ruf ihn an!« drängte Terese. »Wieviel hattest du ihm denn geboten?«

»Fünfhundert.«

»Dann biete ihm jetzt tausend, wenn's sein muß. Aber sag ihm, daß wir es eilig haben und daß er noch heute kommen muß.«

Richard schob seinen Stuhl zurück und ging ins Wohnzimmer, um das Telefon zu holen. Er wollte vom Küchentisch aus telefonieren, um sich mit Terese verständigen zu können, falls er den Einsatz erhöhen mußte. Er hatte keine Ahnung, ob Twin bereit war, extra in die Catskills heraufzukommen. Twin nahm sofort den Hörer ab. Richard erzählte ihm, daß er noch einmal mit ihm über den Doktor reden wollte, der nun endgültig erledigt werden solle.

»Hey, Mann«, erwiderte Twin. »Wir sind nicht interessiert, kapierst du?«

»Ich weiß, daß es beim letztenmal Probleme gegeben hat«, redete Richard auf ihn ein. »Aber diesmal ist es kinderleicht. Wir haben ihm Handschellen angelegt und ihn aus der Stadt gebracht.«

»Wenn das so ist, brauchst du uns doch gar nicht«, wandte Twin ein.

»Warte!« sagte Richard schnell. Er hatte das Gefühl, daß Twin kurz

davor war, einfach aufzulegen. »Wir brauchen euch trotzdem. Und weil ihr so weit fahren müßt, zahlen wir auch das Doppelte.«

»Tausend Dollar?«

»Du hast richtig verstanden«, sagte Richard. »Komm nicht, Twin!« schrie Jack, so laut er konnte. »Es ist ein abgekartetes Spiel.«

»Scheiße!« brüllte Richard in den Hörer und forderte Twin auf, einen Moment zu warten. Dann stürzte er sich auf Jack und zog ihm wütend den Kolben der Pistole über den Schädel. Jack kniff die Augen zusammen, daß ihm Tränen über die Wangen liefen. Er hatte so heftige Kopfschmerzen, daß er jeden Moment zu sterben glaubte. Wieder tropfte ihm Blut auf die Schulter. »War das der Doc?« fragte Twin, »ja«, erwiderte Richard wütend. »Was soll das heißen - »ein abgekartetes Spiel?«

»Nichts. Er quatscht nur ein bißchen viel. Wir haben ihn mit Handschellen an das Abflußrohr in der Küche gekettet.«

»Hab' ich das richtig verstanden?« hakte Twin nach. »Ihr bietet uns einen Tausender dafür, daß wir zu euch rausfahren und den Doc umnieten, den ihr bereits an einem Rohr festgekettet habt?«

»Genau. Es ist wirklich ein Kinderspiel.«

»Wo seid ihr?«

»Ungefähr hundert Meilen nördlich von New York City«, sagte Richard. »In den Catskills.« Für ein paar Sekunden herrschte Funkstille. »Was ist?« fragte Richard. »Leichter kann man sein Geld nicht verdienen.«

»Warum legst du ihn nicht selbst um?« fragte Twin. »Das ist meine Sache.«

»Okay«, willigte Twin schließlich ein. »Gib mir die Adresse. Aber vergiß nicht: Wenn an der Sache etwas faul ist, machen wir dich fertig.«

Richard beschrieb Twin den Weg zu dem Landhaus und bedrängte ihn, so schnell wie möglich zu kommen.

Schließlich legte er den Hörer zurück auf die Gabel und sah seine Schwester triumphierend an. »Gott sei Dank«, seufzte Terese.

»Jetzt muß ich mich wohl erst mal krank melden«, sagte Richard und griff erneut zum Hörer. »Eigentlich müßte ich längst im Labor

sein.«

Als er fertig war, rief Terese bei Colleen an und meldete sich ebenfalls krank. Danach ging sie unter die Dusche, und Richard holte neues Holz.

Jack zuckte vor Schmerz zusammen, als er mühsam ein Stück zurückkrobbte und sich aufzurichten versuchte. Wenigstens hatte die Wunde an seinem Kopf aufgehört zu bluten. Die Aussicht auf einen baldigen Besuch der Black Kings verhiess nichts Gutes. Wie er nur zu gut wußte, würden die Gangmitglieder, anders als Richard und Terese, keinerlei Skrupel haben, ihn zu erschießen - egal in welchem jämmerlichem und hilflosem Zustand er sich befand.

Für ein paar Sekunden verlor er jegliche Selbstkontrolle. Wie ein von einem Tobsuchtsanfall geschütteltes Kind zerrte er unentwegt an den Handschellen. Doch das einzige, was er damit erreichte, war, daß er sich die Handgelenke aufschnitt und ein paar Flaschen Reinigungsmittel umstieß. Es war vollkommen aussichtslos. Es würde ihm nie und nimmer gelingen, das Abflußrohr oder die Handschellen so weit zu beschädigen, daß er sich befreien konnte.

Als der Anfall vorüber war, hockte er eine Weile zusammengekauert da. Irgendwann brach er hemmungslos in Tränen aus. Doch auch diese Phase hielt nicht lange an. Er wischte sich mit dem linken Ärmel das Gesicht trocken und richtete sich auf, so weit es ging. Er mußte den beiden entkommen. Vielleicht auf dem Weg zur Toilette. Es war seine einzige Chance, und er hatte nicht mehr viel Zeit.

Eine Dreiviertelstunde später kam Terese angezogen die Treppe herunter und schlurfte zum Sofa. Sie setzte sich ihrem Bruder gegenüber, der in einem Life-Magazin von 1950 herumblätterte. »Mann, geht es mir mies«, klagte sie. »Die Kopfschmerzen machen mich langsam wahnsinnig. Ich glaube, ich kriege eine richtig üble Erkältung.«

»Mir geht es auch beschissen«, grummelte Richard, ohne von seiner Zeitschrift aufzusehen. »Ich muß noch mal aufs Klo«, rief Jack. Terese verdrehte die Augen. »Geh uns nicht auf die Nerven!« Während der nächsten fünf Minuten sagte niemand ein Wort. »Dann muß ich eben hier pinkeln«, rief Jack den beiden schließlich zu.

Terese seufzte und machte Anstalten, sich vom Sofa zu erheben. »Los, du müder Krieger, setz deinen Hintern in Bewegung!« trieb sie ihren Bruder an.

Sie gingen genauso vor wie beim letztenmal. Terese schloß die Handschellen auf, während Richard sich hinter Jack aufbaute und ihn mit der Pistole in Schach hielt.

»Kannst du mir die verfluchten Dinger denn nicht wenigstens abnehmen, solange ich im Bad bin?« bettelte Jack, als Terese die Handschellen wieder zuschnappen ließ. »Auf keinen Fall.«

Zunächst nahm Jack eine weitere Rimantadin und trank möglichst viel Wasser. Dann drehte er den Hahn voll auf, stieg auf den Toilet-tendeckel und versuchte, das Fenster aus den Angeln zu heben. Als sich nichts tat, rüttelte er mit beiden Händen an der Einfassung.

In diesem Moment ging die Tür auf. »Komm sofort da runter!« schrie Terese.

Jack stieg von der Toilette und duckte sich. Er hatte Angst, daß Richard ihm wieder einen Schlag auf den Kopf verpassen würde. Doch diesmal schlug er ihn nicht. Er quetschte sich in das enge Bad und richtete die Pistole auf Jacks Gesicht. Sie war entschert.

»Der kleinste Anlaß reicht«, brüllte Richard. »Dann drücke ich ab.«

Für ein paar Sekunden rührte sich niemand vom Fleck. Dann befahl Terese Jack, zurück in die Küche zu gehen. »Könnt ihr euch nicht mal einen anderen Platz für mich einfallen lassen?« fragte Jack. »Die Aussicht langweilt mich allmählich.«

»Provozier' mich nicht«, sagte Terese in warnendem Ton. Mit der entscherten Pistole im Nacken konnte er sich seine Fluchtabsichten aus dem Kopf schlagen. In Sekundenschnelle hing er wieder am Abflußrohr fest.

Eine halbe Stunde später erklärte Terese, sie werde kurz in den nächsten Laden fahren und Aspirin und eine Suppe kaufen. Sie fragte Richard, ob sie ihm irgend etwas mitbringen solle. Er bestellte sich eine große Packung Eis, mit dem er, wie er hoffte, seine gräßlichen Halsschmerzen würde lindern können. Als Terese das Haus verlassen hatte, rief Jack Richard zu, er müsse noch einmal zur Toilette.

»Daß ich nicht lache«, erwiderte Richard und machte keine Anstal-

ten, sich aus seinem Sofa zu erheben.

»Ich muß wirklich«, drängte Jack. »Ich bin eben gar nicht dazu gekommen.«

Richard lachte nur hämisch. »Eigene Schuld, kann ich da nur sagen.«

»Bitte«, quengelte Jack. »Es geht auch ganz schnell.«

»Ruhe jetzt!« brüllte Richard. »Wenn ich in die Küche komme, dann nur, um Ihnen noch mal eins überzubraten. Ist das klar?« Beim bloßen Gedanken an den Pistolenknopf zuckte Jack zusammen und kauerte sich resigniert in seine Ecke. Etwa zwanzig Minuten später hörte er das unmißverständliche Geräusch eines über den Kiesweg rollenden Autos. Er spürte, wie ihm das Adrenalin in die Adern schoß. Waren das die Black Kings? Verzweifelt starrte er die unverwüstliche Rohrleitung an.

Dann wurde die Tür geöffnet. Zu Jacks großer Erleichterung war es Terese. Sie stellte ihre Tüten auf dem Küchentisch ab und zog sich sofort aufs Sofa zurück. Mit geschlossenen Augen bat sie Richard, die Lebensmittel wegzupacken.

Froh, endlich etwas Sinnvolles tun zu können, erhob dieser sich vom Sofa und füllte den Kühlschrank auf. Sein Eis packte er in die Gefriertruhe, die Suppendosen stellte er auf den Schrank. Ganz unten in der Tasche entdeckte er eine Packung Aspirin und ein paar Schachteln Erdnußcracker. »Gib Jack auch ein paar Cracker«, rief Terese. Richard sah zu Jack hinunter. »Wollen Sie welche?« Jack nickte. Er fühlte sich zwar immer noch krank, doch sein Appetit war inzwischen zurückgekehrt. Und er hatte seit seinem Imbiß gestern nachmittag in dem geliehenen Lieferwagen nichts mehr gegessen.

Wie ein Vogel, der seine mit aufgerissenen Schnäbeln im Nest hockenden Küken mit Futter versorgt, stopfte Richard Jack ein paar Cracker in den Mund. Hungrig schlang Jack fünf von den trockenen Dingen herunter und bat dann um etwas Wasser. »Verdammt«, knurrte Richard. »Jetzt reicht's mir aber.« Es paßte ihm nicht, daß ihm diese Aufgabe zugefallen war. »Gib ihm Wasser«, rief Terese aus dem Hintergrund. Widerwillig folgte Richard der Aufforderung seiner Schwester. Wie ein Verdurstender trank Jack ein paar Schlu-

cke Wasser und bedankte sich. »Bedanken Sie sich bei Terese, nicht bei mir«, raunzte Richard ihn an.

»Bringst du mir auch ein Glas Wasser?« rief Terese. »Und ein paar Aspirin, bitte.«

Richard verdrehte die Augen. »Bin ich hier eigentlich der Diener?«

»Nörgel nicht rum, und tu, worum ich dich gebeten habe«, sagte Terese.

Eine Dreiviertelstunde später hörten sie ein Auto vorfahren. »Na endlich«, seufzte Richard. Er warf seine Zeitschrift weg und erhob sich vom Sofa. »Haben wahrscheinlich einen Umweg über Philadelphia gemacht«, fluchte er vor sich hin, während er zur Tür ging.

Terese richtete sich ebenfalls auf.

Jack schluckte nervös. In seinen Schläfen begann es heftig zu pochen. Seine letzten Minuten waren angebrochen. Richard öffnete die Tür. »Scheiße!« sagte er vollkommen fassungslos.

»Was ist denn?« rief Terese.

»Es ist Henry, der verdammte Verwalter«, stammelte Richard. »Was machen wir jetzt?«

»Kümmere dich um Jack!« schrie Terese panisch zurück. »Ich rede mit Henry.« Als sie aufstand, wurde ihr plötzlich so schwindelig, daß sie taumelte und sich festhalten mußte. Dann ging sie zur Tür. Richard stürmte in die Küche. Auf dem Weg schnappte er sich die Pistole und schwang sie vor Jacks Augen wie ein Kriegsbeil. »Ein Wort, und ich spalte Ihnen den Schädel!« zischte er.

Jack sah Richard an und hatte nicht den geringsten Zweifel, daß diese Drohung ernst zu nehmen war. Er hörte, wie das Auto hielt und der Motor abgestellt wurde. Dann vernahm er die gedämpfte Stimme von Terese.

Jack steckte in einer Zwickmühle. Sollte er schreien oder nicht? Wieviel Krach konnte er schlagen, bevor Richard zuschlug? Andererseits: Wenn er es jetzt nicht auf einen Versuch ankommen ließ, würden ihn die Black Kings spätestens in einer Stunde sowieso töten. Er hatte also nichts zu verlieren. Bevor er losschrie, legte er den Kopf in den Nacken, um noch einmal tief Luft zu holen. Im selben Augenblick ließ Richard auch schon den Griff der Pistole auf seinen

Kopf niederfahren. Sein Schrei wurde erstickt, bevor er auch nur einen Mucks herausbringen konnte. Es wurde schlagartig dunkel um ihn.

Stück für Stück kam Jack zu Bewußtsein. Was war los? Er konnte die Augen nicht richtig öffnen. Mit aller Anstrengung gelang es ihm schließlich, das rechte Auge aufzuklappen. Einen Augenblick später ging auch das linke auf. Er wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht und registrierte, daß seine Lider von geronnenem Blut verklebt waren. Als nächstes berührte er mit dem Unterarm seinen Kopf und merkte, daß er am Haaransatz eine riesige Beule hatte. Genau an der Stelle, wo die Kopfhaut am dicksten war. Richard hatte seinen Schlag sicher plaziert.

Jack blinzelte und sah auf die Uhr. Es war kurz nach vier. Durch das Fenster über der Spüle fiel das fahle Licht der späten Nachmittags-sonne herein. Zwischen den Beinen des Küchentischs hindurch konnte er das Wohnzimmer einsehen. Das Kaminfeuer war fast vollständig niedergebrannt. Terese und Richard lagen jeder auf einem der Sofas.

Als Jack seine unbequeme Lage ein wenig zu verändern suchte, stieß er eine Flasche Reinigungsmittel um. »Was stellt er denn nun schon wieder an?« fragte Richard. »Ist doch scheißegal«, erwiderte Terese. »Wie spät ist es eigentlich?«

»Kurz nach vier.«

»Kannst du mir mal erklären, wo deine Kumpels von der Streetgang bleiben?« fuhr Terese ihn an. »Kommen sie mit Fahrrädern, oder was?«

»Soll ich mal anrufen und fragen, wo sie bleiben?« fragte Richard.

»Wenn du willst, können wir gern auch noch eine Weile warten.«

Schwerfällig bugsierte Richard das Telefon auf seine Brust und wählte. Als jemand abnahm, fragte er nach Twin und mußte ziemlich lange warten, bis er ihn schließlich in der Leitung hatte.

»Warum, zum Teufel, bist du nicht längst hier?« stellte Richard ihn zur Rede. »Wir warten schon den ganzen Tag.«

»Vergiß es, Alter«, erwiderte Twin. »Ich komme nicht.«

»Aber du hast dich doch bereit erklärt, den Job zu übernehmen!«

»Das stimmt zwar«, entgegnete Twin. »Aber es geht nicht. Ich kann nicht kommen.«

»Nicht mal für tausend Dollar?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich mein Wort gegeben habe.«

»Du hast dein Wort gegeben?« fragte Richard vollkommen perplex.

»Was soll das denn heißen?«

»Was ich gesagt hab'«, sagte Twin. »Oder verstehst du kein Englisch?«

»Aber das ist doch lächerlich«, platzte Richard heraus. »Mach deinen Scheiß doch selbst«, sagte Twin. Dann war die Leitung tot. Richard knallte verdattert den Hörer auf. »So ein Mistkerl!« fluchte er.

»Ich fasse es einfach nicht. Er will den Job nicht erledigen.«

»So viel dazu«, stellte Terese fest und richtete sich auf. »Wir sind also wieder da, wo wir angefangen haben.«

»Du brauchst mich gar nicht so anzusehen«, raunzte Richard sie an.

»Ich mach' das nicht, das habe ich dir klipp und klar gesagt. Jetzt bist du an der Reihe, Schwesterherz. Schließlich stecken wir nur wegen dir und deiner verfluchten Karriere in dieser Scheißsituation - und nicht etwa wegen mir.«

»Kann schon sein«, räumte Terese ein. »Aber du hast deine perverse Freude dabei gehabt. Du warst doch ganz versessen darauf, diese gräßlichen Mikroben endlich mal einsetzen zu können, mit denen du schon seit deiner Kindheit herumspielst. Und jetzt kriegst du diese einfache Sache nicht hin. Du bist wirklich...« Sie stockte und suchte nach dem passenden Wort. »Abartig«, fügte sie schließlich hinzu.

»Du bist ja wohl auch kein Unschuldengel«, brüllte Richard zurück. »Kein Wunder, daß dein Mann dich verlassen hat.« Terese wurde knallrot. Sie öffnete den Mund, brachte aber kein Wort heraus. Dann griff sie plötzlich nach der Pistole. Richard wich einen Schritt zurück. Er fürchtete, daß er zu weit gegangen war; das hätte er nicht sagen sollen. Für ein paar Sekunden war er sicher, daß Terese ihn auf der Stelle erschießen würde. Doch statt dessen stürmte sie in die Kü-

che, entscherte auf dem Weg die Pistole, baute sich vor Jack auf und richtete die Waffe auf sein blutiges Gesicht.

»Dreh den Kopf zur Seite!« forderte sie ihn auf. Jack glaubte, sein Herz würde stehenbleiben. Er starrte hinauf in den zitternden Lauf der Pistole und sah dann in die blauen Augen von Terese. Er schaffte es nicht, ihrem Befehl zu folgen. »Scheiße!« schrie sie plötzlich und brach in Tränen aus. Sie ließ die Pistole sinken, warf sie auf den Tisch und eilte zurück auf ihr Sofa, wo sie schluchzend ihr Gesicht in den Händen vergrub.

Richard fühlte sich schuldig. Daß sie erst ihr Baby und dann auch noch ihren Mann verloren hatte, war der wunde Punkt seiner Schwester. Reumütig ging er zu ihr hinüber und setzte sich neben sie auf die Sofakante.

»Ich hab's nicht so gemeint«, versuchte er sie zu trösten und berührte sie sanft an der Schulter. »Das ist mir einfach so rausgerutscht. Ich weiß gar nicht, was mit mir los ist.«

»Mir geht's genauso«, sagte Terese, während sie sich aufrichtete und sich die Tränen wegwischte. »Ich weiß überhaupt nicht, warum ich einfach losheule. Ich glaube, ich bin mit den Nerven am Ende. Außerdem geht es mir schlecht. Jetzt habe ich auch noch Halsschmerzen.«

»Willst du noch eine Aspirin?« fragte Richard. Terese schüttelte den Kopf. »Was meint Twin wohl damit, daß er sein Wort gegeben hat?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Richard. »Das hab' ich ihn ja auch gefragt.«

»Warum hast du ihm nicht mehr Geld angeboten?«

»Dazu bin ich gar nicht gekommen. Bevor ich noch irgendwas sagen konnte, hat er einfach aufgelegt.«

»Dann ruf ihn noch mal an«, drängte Terese. »Wir müssen endlich von hier verschwinden.«

»Wieviel soll ich ihm denn bieten?« fragte Richard. »Ich schwimme schließlich nicht so im Geld wie du.«

»Gib ihm, was er haben will«, antwortete Terese. »Geld spielt jetzt keine Rolle mehr.«

Richard griff zum Telefon und wählte. Diesmal teilte man ihm mit, Twin sei nicht da und komme frühestens in einer Stunde zurück. Entnervt legte er auf. »Wir müssen warten«, sagte er.

»Auch das noch«, jammerte Terese. Sie legte sich wieder hin und deckte sich zu. »Ist es hier eigentlich so kalt, oder warum friere ich so?« fragte sie. Sie zitterte am ganzen Leib. »Ich hatte auch schon mehrere Schüttelfrostanfälle«, sagte Richard und erhob sich, um noch ein paar Holzscheite ins Feuer zu legen. Dann holte er sich seine Bettdecke, legte sich wieder hin und versuchte zu lesen, doch er konnte sich nicht konzentrieren. Er zitterte ohne Unterlaß. »Mir ist gerade etwas eingefallen, das mir ziemliche Sorgen bereitet«, sagte er plötzlich. »Was ist denn nun schon wieder?« fragte Terese mit geschlossenen Augen.

»Jack hat doch die ganze Zeit geniest und gehustet. Glaubst du, er könnte mit meinem Influenzavirus in Berührung gekommen sein? Ich meine das Virus, mit dem ich den Luftbefeuchter verseucht habe?«

In die Decke gehüllt, stand Richard auf und ging in die Küche, um Jack zu fragen. Doch der antwortete ihm nicht. »Los, Doc, machen Sie den Mund auf!« drängte Richard. »Oder muß ich noch mal zuschlagen?«

»Spielt es denn irgendeine Rolle, ob er mit dem Virus in Berührung gekommen ist?« rief Terese vom Sofa herüber. »Und ob es eine Rolle spielt!« erwiderte Richard. »Mein Virusstamm ist höchstwahrscheinlich der, der die Grippeepidemie von 1918 ausgelöst hat. Ich habe das Virus in Alaska aus dem Lungengewebe von zwei gefrorenen Eskimos isoliert, die an Lungenentzündung gestorben waren. Das Todesdatum fällt genau in die Zeit der Epidemie.«

Terese kam nun ebenfalls in die Küche geschlurft. »Du machst mir langsam angst«, sagte sie. »Glaubst du etwa, er könnte sich infiziert und nun auch uns angesteckt haben?«

»Ist durchaus möglich.«

»Das ist ja furchtbar!« rief sie und sah zu Jack hinab. »Los, spuck's aus! Bist du mit dem Virus in Berührung gekommen?« Jack war sich nicht sicher, ob er ihnen die Wahrheit sagen sollte oder nicht. Er

wollte sie auf keinen Fall noch mehr aus der Fassung bringen; deshalb schwieg er lieber. »Der Kerl soll endlich reden«, fluchte Richard. »Aber er ist doch Gerichtsmediziner«, warf Terese ein. »Da muß er doch unweigerlich mit den Erregern in Berührung gekommen sein. Er hat mir sogar erzählt, daß er die Infektionsopfer obduziert hat.«

»Das bereitet mir weniger Kopfzerbrechen«, erklärte Richard. »Gefährlich sind vor allem lebendige Menschen, die sich infiziert haben; denn die atmen, niesen, husten und so weiter. Von Leichen geht eigentlich keine Ansteckungsgefahr aus.«

»Dann sind wir ja aus dem Schneider«, stellte Terese erleichtert fest. »Schließlich kümmern sich Gerichtsmediziner ausschließlich um Leichen.«

»Das stimmt natürlich«, räumte Richard ein. »Außerdem ist Jack ja wohl mitnichten schwerkrank«, fügte Terese hinzu. »Er hat vielleicht eine kräftige Erkältung. Aber wenn er sich dein Grippevirus eingefangen hätte, müßte es ihm doch wohl viel schlechter gehen, oder etwa nicht?«

»Allerdings«, erwiderte Richard. »Ich kann irgendwie nicht mehr klar denken. Wenn er sich mit dem Influenzavirus von 1918 infiziert hätte, wäre er längst hops.«

Einigermaßen beruhigt zogen die beiden sich auf ihre Sofas zurück.

»Ich halte das nicht mehr lange aus«, stöhnte Terese nach einer Weile. »Mir geht es so schlecht.« Um viertel nach fünf wählte Richard erneut die Nummer von Twin. Seit seinem letzten Anruf war genau eine Stunde vergangen. Diesmal nahm Twin selbst ab.

»Warum nervst du mich schon wieder?« fauchte er in den Hörer. »Weil ich dir mehr Geld bieten will«, sagte Richard. »Ein Tausender für den Job war dir wohl nicht genug. Versteh' ich ja. Ist schließlich ein ganz schön weiter Weg hier rauf in die Berge. Also - wieviel verlangst du?«

»Du hast mich wohl nicht richtig verstanden«, erwiderte Twin wütend. »Ich kann den Job nicht übernehmen. Fertig aus. Und jetzt laß mich in Ruhe.«

»Zweitausend«, sagte Richard und sah zu Terese hinüber. Sie nick-

te.

»Sag mal, Alter, bis du taub?« entgegnete Twin. »Wie oft...«

»Dreitausend«, fiel Richard ihm ins Wort. Terese nickte erneut. »Dreitausend Dollar?« hakte Twin ungläubig nach. »Ja«, bestätigte Richard. »Du hast richtig gehört.«

»Du mußt ganz schön verzweifelt sein«, bemerkte Twin. »Wir sind bereit, dreitausend Piepen lockerzumachen«, entgegnete Richard. »Das spricht wohl für sich, meinst du nicht?«

»Hmm«, grummelte Twin. »Und du sagst, du hast dem Doc Handschellen angelegt und ihn irgendwo angekettet?«

»Ja«, sagte Richard. »Der Rest ist ein Kinderspiel.«

»Okay«, willigte Twin schließlich ein. »Ich schicke morgen früh einen meiner Männer vorbei.«

»Kann ich mich diesmal auf dich verlassen?« hakte Richard nach.

»Ja«, versprach Twin. »Morgen früh kommt jemand, und damit ist die Sache endgültig erledigt.«

»Für dreitausend Dollar«, wiederholte Richard, um sicherzustellen, daß sie einander richtig verstanden hatten. »Genau«, bestätigte Twin. »Dreitausend sind in Ordnung.« Richard legte auf und sah Terese an. »Glaubst du, daß er diesmal kommt?« fragte sie.

»Er hat es zumindest versprochen«, erwiderte Richard. »Und wenn Twin etwas verspricht, kann man sich darauf verlassen. Morgen früh wird hier irgendein Typ aus seiner Gang aufkreuzen, da bin ich sicher.«

»Wollen wir's hoffen«, seufzte Terese erleichtert.

Jack war alles andere als erleichtert. Er hatte die Unterhaltung beäuscht und war erneut in Panik geraten. Irgendwie mußte er im Laufe der Nacht entkommen. Spätestens morgen früh war er ein toter Mann.

Der Abend brach an. Terese und Richard schliefen. Da niemand Holz nachgelegt hatte, war das Feuer ausgegangen; allmählich wurde es empfindlich kalt.

Gegen sieben begannen Richard und Terese im Schlaf zu husteln. Zuerst klang es eher nach einem Räuspern als nach einem richtigen Husten. Doch es dauerte nicht lange, bis sie kräftiger husteten und

dabei auch Auswurf produzierten. Das bestärkte Jack in seiner Vermutung: Offenbar hatten sie sich tatsächlich bei ihm angesteckt - genau wie Richard befürchtet hatte. Er rief sich noch einmal ins Gedächtnis, wie lange er von New York bis zu ihrem Ziel im Auto gesessen hatten, und kam zu dem Schluß, daß die beiden sich mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit bei ihm infiziert hatten. Während der Fahrt hatten die Grippe Symptome bei ihm ihren Höhepunkt erreicht; somit war die Ansteckungsgefahr für Terese und Richard zu diesem Zeitpunkt am größten gewesen. Immerhin hatte er mit jedem seiner Husten- und Niesanfälle Millionen von infektiösen Viruspartikeln in das Innere des Autos gepustet.

Zum hundertstenmal rüttelte er vergeblich an dem Abflußrohr herum.

»Ruhe da hinten!« brüllte Richard, der von dem Getöse wach geworden war. Er knipste eine Stehlampe an und wurde im nächsten Augenblick von einem furchtbaren Hustenanfall geschüttelt. »Was ist denn los?« fragte Terese verschlafen. »Unser Gefangener rumort herum«, brachte Richard mühsam hervor und richtete sich auf. »O je, ich brauche erst mal einen Schluck Wasser.« Vorsichtshalber wartete er noch ein paar Sekunden, bevor er aufstand. »Ich bin ganz schwindelig. Ich fürchte, ich habe sogar Fieber.«

Unsicher wankte Richard in die Küche und holte sich ein Glas Wasser. Als er den Hahn über der Spüle aufdrehte, überlegte Jack kurz, ob er ihm die Beine wegtreten sollte, doch dann ließ er es lieber bleiben; wahrscheinlich würde er sich nur einen weiteren Schlag auf den Schädel einhandeln.

»Ich muß auf die Toilette«, sagte er. »Maul halten!« schrie Richard.

»Ich bin schon ziemlich lange nicht mehr gewesen«, quengelte Jack. »Es ist ja nicht etwa so, als würde ich um Freigang im Hof bitten. Wenn ich nicht ins Bad darf, wird es hier gleich ein bißchen unangenehm riechen.«

Verzweifelt schüttelte Richard den Kopf. Nachdem er einen tiefen Zug aus seinem Glas genommen hatte, rief er Terese. Dann holte er die Pistole. Jack hörte, wie er sie entsicherte und sah seine Fluchtchancen schwinden.

Als Terese mit dem Schlüssel kam, fiel Jack sofort auf, daß ihre Augen fiebrig glänzten. Sie beugte sich zu ihm herunter und öffnete wortlos die eine Seite der Handschellen. Während Jack sich erhob, trat sie einen Schritt zurück. Wie bei seinen früheren Gängen zur Toilette, wurde ihm beim Aufstehen schwummerig. Du bist ein wahres Fluchtgenie, dachte er resigniert; er war zu keiner Aktion fähig, denn er hatte in der letzten Zeit zu wenig gegessen, zu wenig getrunken und zu wenig geschlafen. Widerstandslos mußte er sich ein weiteres Mal die Handschellen anlegen lassen.

Richard ging unmittelbar hinter ihm und drückte ihm die Pistole in den Rücken. An Flucht war nicht zu denken. Als sie das Bad erreichten, versuchte Jack, die Tür hinter sich zu schließen. »Von wegen.« Terese stellte einen Fuß dazwischen. »Dieses Privileg hast du verspielt.«

Jack sah zuerst Terese und dann Richard an und wußte, daß es keinen Sinn hatte, mit ihnen zu verhandeln. Er zuckte mit den Achseln, drehte sich um und erledigte sein Geschäft. Als er fertig war, deutete er auf das Waschbecken und fragte: »Darf ich mir vielleicht das Gesicht waschen?«

»Wenn es unbedingt sein muß«, erwiderte Terese. Sie bemühte sich mit aller Kraft, einen weiteren Hustenanfall zu unterdrücken.

Jack ging ans Waschbecken, das sich glücklicherweise außerhalb von Tereses Blickfeld befand. Er drehte den Wasserhahn auf, holte unbemerkt seine Rimantadin aus der Tasche und steckte sich schnell eine Tablette in den Mund. Beim Wegpacken wäre ihm das Röhrchen um ein Haar auf den Boden gefallen.

Als er in den Spiegel blickte, erschrak er. Die neue Platzwunde auf seiner Stirn klaffte weit auseinander und mußte dringend genäht werden, wenn sie jemals heilen sollte, ohne eine häßliche Narbe zu hinterlassen. Bei diesem Gedanken mußte er über sich selbst lachen. Wie konnte er in seiner Situation nur an die kosmetischen Aspekte seiner Verletzung denken! Anstandslos ließ er sich an seinen Platz zurückführen. Auf dem Weg war er zwar mehrfach versucht, einen Fluchtversuch zu wagen, doch es verließ ihn jedesmal der Mut. Als er wieder am Rohr festgekettet unter der Spüle hockte, verfluchte er

sich für seine Feigheit. Er war deprimiert. Wahrscheinlich hatte er soeben seine allerletzte Chance ungenutzt verstreichen lassen. »Magst du ein wenig Suppe essen?« wandte sich Terese an Richard.

»Nein. Ich habe absolut keinen Hunger. Du kannst mir höchstens ein paar Aspirin geben. Mir geht es total dreckig.«

»Ich habe auch keinen Appetit«, sagte Terese. »Langsam fürchte ich, das ist doch nicht nur eine harmlose Erkältung. Ich habe auf jeden Fall Fieber. Meinst du, wir müssen uns Sorgen machen?«

»Wahrscheinlich haben wir das gleiche wie Jack«, erwiderte Richard. »Aber seine körperliche Verfassung scheint unerschütterlich zu sein. Wenn Twin morgen früh hier gewesen ist und der Sache ein Ende gemacht hat, gehen wir auf jeden Fall zum Arzt. Wer weiß - vielleicht brauchen wir auch nur ein paar Stunden Schlaf.«

»Ich nehme auch noch eine Aspirin«, sagte Terese. Nachdem die beiden ihre Tabletten genommen hatten, gingen sie zurück ins Wohnzimmer. Terese legte sich sofort wieder hin, Richard stapelte noch ein paar Holzscheite auf das schwächer werdende Feuer und zog sich dann auf das andere Sofa zurück. Beide wirkten vollkommen erschöpft.

Jack hatte keinen Zweifel mehr, daß Richard und Terese sich mit dem tödlichen Virus angesteckt hatten. Allerdings war er völlig ratlos, welches Verhalten seine Moral in dieser Situation gebot. Immerhin hatte er Rimantadin bei sich und wußte, daß das Medikament die gefährliche Grippe zum Stillstand bringen konnte. Verzweifelt rang er mit sich. Sollte er ihnen ein paar von seinen Tabletten anbieten und ihnen dadurch möglicherweise das Leben retten - obwohl sie ihm einen Killer auf den Hals hetzten und darüber hinaus für den Tod unzähliger Patienten verantwortlich waren? Mußte seine ärztliche Fürsorgepflicht nicht stärker wiegen als seine Wut über das abartige Verbrechen, das die beiden begangen hatten?

Die Aussicht, daß seinen Peinigern unter Umständen ausgleichende Gerechtigkeit widerfuhr, vermochte ihn kaum zu trösten. Und wenn er ihnen doch von seinem Rimantadin anböte? Lief er dann nicht Gefahr, daß sie ihm auch seine Ration wegnahmen? Immerhin hatten sie sich nicht gerade wählerisch gezeigt, als es darum ging, auf wel-

che Weise sie ihn ins Jenseits befördern wollten. Ihnen kam es einzig und allein darauf an, daß sie sich nicht selbst die Hände schmutzig machen mußten. Jack seufzte. Auch wenn er nichts unternahm, traf er eine Wahl, und die Konsequenzen waren ihm sehr wohl bewußt. Gegen neun begannen Terese und Richard laut zu röcheln; außerdem mußten sie immer öfter und immer heftiger husten. Terese schien es noch schlechter zu gehen als Richard. Gegen zehn hatte sie einen derart starken Hustenanfall, daß sie aufwachte und nach Richard wimmerte. »Was ist denn los?« fragte er apathisch.

»Mir geht es so schlecht«, jammerte sie. »Ich brauche einen Schluck Wasser und mehr Aspirin.«

Richard stand auf und taumelte benommen in die Küche. Auf dem Weg zur Spüle versetzte er Jack einen halbherzigen Tritt und blaffte ihn an, er sollte gefälligst aus dem Weg gehen. Jack drückte sich so weit in die Ecke, wie seine Handschellen es erlaubten. Richard füllte ein Glas mit Wasser und wankte zurück ins Wohnzimmer. Terese richtete sich auf, um noch ein Aspirin zu schlucken. Richard half ihr, indem er ihr das Glas hielt. Als sie genug nachgespült hatte, drückte sie das Glas weg und wischte sich über den Mund. Ihre Bewegungen waren fahrig und unkoordiniert. »Sollen wir nicht vielleicht lieber doch noch heute abend nach New York zurückfahren? Ich fühle mich so elend.«

»Wir müssen bis morgen früh warten«, erwiderte Richard. »Sobald Twin den verfluchten Mistkerl erledigt hat, hauen wir ab. Außerdem bin ich viel zu müde, um jetzt noch stundenlang Auto zu fahren.«

»Du hast recht.« Terese ließ sich zurück in die Kissen sinken. »Im Augenblick fühle ich mich so schwach, daß ich die Fahrt wahrscheinlich nicht überstehen würde. Dieser Husten macht mich wahnsinnig. Zeitweise bekomme ich überhaupt keine Luft mehr.«

»Am besten versuchst du zu schlafen«, empfahl Richard. »Ich lasse das Wasser hier stehen.« Er stellte das Glas auf den Beistelltisch.

»Danke«, murmelte Terese.

Richard schleppte sich zurück zu seinem Sofa. Er zog sich die Decke bis unter das Kinn und seufzte laut. Gegen halb elf registrierte Jack, daß Terese sehr schwer atmete. Sogar auf die Entfernung konn-

te er erkennen, daß ihre Lippen sich dunkel verfärbt hatten. Er wunderte sich, daß sie nicht aufwachte. Wahrscheinlich hatte das Aspirin ihr Fieber gesenkt. Trotz aller inneren Zerrissenheit fühlte er sich jetzt verpflichtet einzuschreiten. Er rief Richard und empfahl ihm, sofort nach Terese zu sehen.

»Ruhe!« schrie Richard zwischen zwei Hustenanfällen. Eine Weile blieb Jack still. Nach einer halben Stunde hörte er bei jedem Atemzug von Terese ein feines, knisterndes Rasseln. Wenn er sich nicht täuschte, würden jeden Moment ihre Lungen versagen.

»Richard!« rief er. »Terese geht es sehr schlecht. Kümmern Sie sich um sie!«

Richard gab keine Antwort. »Richard!«

»Was ist denn?« brachte Richard schwerfällig heraus. »Ihre Schwester gehört auf die Intensivstation.« Richard antwortete nicht.

»Ich warne Sie«, rief Jack. »Ich bin Arzt und weiß, wie es um Terese steht. Wenn Sie nichts unternehmen, sind Sie schuld, wenn sie stirbt.«

Damit hatte er Richards wunden Punkt getroffen. Wütend sprang dieser auf.

»Ich soll schuld sein?« fauchte er Jack an. »Sie sind an allem schuld, weil Sie uns mit irgendeinem schrecklichen Erreger angesteckt haben!« Rasend vor Zorn suchte er das Zimmer nach der Pistole ab, doch er wußte nicht mehr, wo er sie hingelegt hatte.

Nach ein paar Sekunden gab er die Suche auf. Er hielt sich mit beiden Händen den Kopf und klagte laut unter seine stechenden Schmerzen. Dann taumelte er zurück zum Sofa und legte sich wieder hin.

Jack seufzte erleichtert. Er durfte gar nicht daran denken, was passiert wäre, wenn Richard die Pistole gefunden hätte. Er fand sich damit ab, daß er nun mit ansehen würde, wie diese Virusgrippe ihren Tribut forderte. Während sich der Zustand von Terese und Richard zusehends verschlechterte, kamen ihm Geschichten über die furchtbare Epidemie von 1918/1919 in den Sinn. Es gab Berichte über Leute, die mit schwachen Grippe-symptomen in Brooklyn in die U-Bahn gestiegen waren und, als sie in Manhattan ankamen, bereits tot

gewesen waren. Als er die erste Geschichte dieser Art gehört hatte, hatte er sie für maßlos übertrieben gehalten. Doch als er jetzt mit ansah, in welcher rasanter Geschwindigkeit die Krankheit Richard und Terese dahinraffte, mußte er seine Meinung gründlich ändern. Es war beängstigend, mit welcher Aggressivität der Erreger in ihren Körpern wütete.

Gegen ein Uhr morgens atmete Richard genauso schwer wie seine Schwester schon seit ein paar Stunden. Terese atmete kaum noch; ihre Haut hatte sich blaurot verfärbt. Gegen vier hatte auch Richard diesen Zustand erreicht, Terese war tot. Um sechs Uhr gab Richard noch einen letzten glucksenden Laut von sich und hörte dann ebenfalls auf zu atmen.

35. Kapitel

Freitag, 29. März 1996, 8.00 Uhr

Allmählich brach der Morgen an. Die ersten zaghaften Lichtstrahlen berührten den Rand der Porzellanspüle, unter der Jack kauerte. Nach und nach zeichneten sich die kahlen Äste der Bäume gegen den Himmel ab. Jack hatte nicht eine Sekunde geschlafen.

Als die Morgensonne den Raum schließlich hell erleuchtete, wagte er einen vorsichtigen Blick über die Schulter. Es war ein gräßlicher Anblick. Terese und Richard waren beide tot; um ihre Münder klebte blutiger Schaum, die Lippen waren blau angelaufen und völlig verschmiert. Beide Leichen waren leicht aufgedunsen, Terese noch stärker als Richard. Wahrscheinlich, so vermutete Jack, weil sie neben dem heißen Kamin gelegen hatten. Das Feuer war inzwischen fast verglüht.

Verzweifelt musterte Jack zum tausendstenmal das Abflußrohr. Wahrscheinlich war Twin mit seinen Black Kings längst auf dem Weg in die Catskills. Und über eins war Jack sich im klaren: Auch ohne die dreitausend Dollar Belohnung hatten sie Grund genug, ihn zu töten; schließlich waren seinetwegen zwei von ihren Leuten ums Leben gekommen.

Er legte den Kopf in den Nacken und schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Doch im Grunde wußte er, daß ihn hier draußen niemand hören würde. Schließlich gab er auf. Vollkommen aus der Puste, rüttelte er wieder an dem Messingrohr und steckte sogar den Kopf unter die Spüle, um sich den Plombenverschluß genauer anzusehen, da, wo die Messingleitung und das Gußrohr zusammentrafen. Vergeblich versuchte er, seine Fingernägel in die Plombe zu bohren und sie zu lösen.

Schließlich suchte er sich eine etwas bequemere Lage und ruhte sich ein wenig aus. Da er nun schon so lange nicht mehr richtig geschlafen, gegessen und getrunken hatte, raubte ihm seine immer wieder aufwallende Panik die letzte Kraft. Er konnte einfach nicht mehr

klar denken. Doch genau das mußte er, denn ihm blieb nicht mehr viel Zeit. Zunächst erwog er den unwahrscheinlicheren Fall, daß die Black Kings gar nicht aufkreuzten. Diese auf den ersten Blick vielversprechende Aussicht eröffnete ihm jedoch auch keine bessere Überlebenschance. Vielmehr würde er eines qualvollen Todes sterben; entweder raffte die Virusgrippe ihn dahin, oder er verdurstete schlicht und einfach. Wahrscheinlich würde die Grippe das Rennen machen, wenn er sein Rimantadin nicht mehr regelmäßig einnehmen konnte.

Er kämpfte mit den Tränen. Er verfluchte sich für seinen albernem Feldzug gegen das Manhattan General und für seinen verrückten Drang, sich selbst etwas zu beweisen. Er hatte sich wie ein Teenager benommen.

Es vergingen zwei Stunden, ohne daß etwas passierte. Dann vernahm er plötzlich das gefürchtete Geräusch, das ihm den Tod bringen würde. Autoreifen knirschten über den Kiesweg. Die Black Kings waren da.

Noch einmal trat er in einem Anfall von Panik mit voller Wucht gegen das Abflußrohr. Vergebens.

Als er die Spüle erneut in Augenschein nahm, kam ihm plötzlich eine Idee. Das riesige alte Monstrum bestand aus einem großen Waschbecken und einer breiten Abtropffläche. Vermutlich wog die Spüle einen Zentner oder mehr. Sie wurde von den stabilen Rohrleitungen gestützt und war darüber hinaus fest in der Wand verankert.

Jack ging in die Hocke, stellte seine Füße fest auf den Boden und richtete sich so weit auf, daß die Spüle auf seinen Schultern lag. Dann versuchte er sie hochzustemmen. Sie ließ sich tatsächlich ein paar Millimeter bewegen; an der Stelle, wo sie in der Wand verankert war, lösten sich ein paar Brocken Mörtel und fielen ins Becken.

Schnell ließ er sich auf den Boden fallen und stemmte den rechten Fuß gegen die Unterseite des Spülbeckens. Bevor er das erste Mal zutrat, hörte er, wie draußen der Motor ausgemacht wurde. Plötzlich krachte es in der Wand. Hastig veränderte er seine Position so, daß er mit beiden Füßen gleichzeitig zutreten konnte. Dann bot er seine letzten Kraftreserven auf. Mit einem ohrenbetäubenden Krachen und

Knirschen brach die Spüle aus der Wand. Eine Ladung Putz rieselte ihm über das Gesicht. Da das monströse Waschbecken nun nicht mehr genügend Halt hatte, schlingerte es auf dem Abflußrohr hin und her. Nach dem ersten Tritt kippte die Spüle vornüber. Im gleichen Augenblick zerbarsten die Leitungen an den Lötstellen. Wasser spritzte in alle Himmelsrichtungen. Das Abflußrohr hielt noch ein paar Sekunden stand, doch dann brach auch der Plombenverschluß auseinander. Mit lautem Getöse krachte die Spüle auf den Holzfußboden.

Jack war klatschnaß, aber er war frei! Als er schwere Schritte über die Veranda stapfen hörte, sprang er auf. Er wußte, daß die vordere Tür nicht abgeschlossen war. Es konnte sich nur noch um Sekunden handeln, bis die Black Kings im Haus waren. Mit Sicherheit hatten sie das Gepolter gehört.

Da er keine Zeit mehr hatte, nach der Pistole zu suchen, stürmte er zur Hintertür. Vollkommen in Panik hantierte er an dem Sicherungsriegel herum und bekam ihn schließlich auf. Endlich. Er stolperte ein paar Stufen hinab und landete auf einer vom Morgentau feuchten Wiese.

Um nicht gesehen zu werden, duckte er sich und rannte, so schnell er konnte; da seine Hände noch immer in Handschellen steckten, war er allerdings ziemlich gehandikapt. Er erblickte einen Teich; den hatte er bei seiner Ankunft in der Dunkelheit für ein Feld gehalten. Links davon, gut dreißig Meter vom Haus entfernt, sah er eine Scheune. Wenn es hier irgendwo ein Versteck für ihn gab, dann dort. Der Wald kam nicht in Frage; zwischen den kahlen Bäumen konnte man meilenweit hindurchsehen. Mit pochendem Herzen erreichte er die Scheunentür, die zu seiner großen Erleichterung nicht abgeschlossen war. Er riß sie auf, stürmte hinein und knallte sie hinter sich wieder zu. Es war dunkel, feucht und muffig. Ein einziges, nach Westen gehendes Fenster ließ einen schwachen Lichtstrahl herein. Undeutlich erkannte Jack die Umrisse eines verrosteten Traktors. Völlig aufgelöst stolperte er durch die Dunkelheit und suchte nach einem geeigneten Versteck. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Düsternis. Er riß mehrere Stalltüren auf, doch die verlassen

Boxen boten ihm keinen Schlupfwinkel. Es gab zwar einen Dachboden, aber dort lagerte kein Heu. In der Hoffnung, eine Falltür zu entdecken, nahm er auch die Holzbohlen am Boden genau unter die Lupe, doch vergeblich. Ganz hinten in der Scheune gab es einen kleinen Verschlag, in dem Gartengeräte aufbewahrt wurden, doch auch dort entdeckte er kein geeignetes Versteck. Gerade als er aufgeben wollte, fiel sein Blick auf eine flache Holztruhe, etwa so groß wie ein Sarg. Er stürzte sich darauf und klappte den Deckel hoch. Zu seinem Entsetzen war die Kiste mit stinkenden Düngemittelbehältern vollgepackt.

Plötzlich erstarrte ihm das Blut in den Adern. Draußen schrie jemand: »Hey, komm mal her! Hier sind Spuren im Gras!« Da ihm nichts anderes übrigblieb, räumte er hastig die Truhe leer, stieg hinein und klappte den Deckel zu. Obwohl er vor Angst und Kälte am ganzen Leibe zitterte, standen ihm Schweißperlen auf der Stirn. Er atmete schwer, doch er mußte sich zusammenreißen. Wenn er nicht entdeckt werden wollte, durfte er keinen Mucks mehr von sich geben. Es dauerte nicht lange, und er hörte, wie mit einem lauten Knarren die Scheunentür geöffnet wurde. Kurz darauf hörte er gedämpfte Stimmen und durch den Raum stapfende Schritte. Irgendein Gegenstand schepperte auf den Boden, ein anderer fiel mit einem dumpfen Krachen um. Zwei Männer fluchten. Wieder krachte es.

»Hast du die Knarre schußbereit?« flüsterte einer der Männer. »Natürlich«, erwiderte der andere. »Glaubst du, ich bin blöd?« Die Schritte kamen immer näher. Jack hielt die Luft an und bemühte sich verzweifelt, sein Zittern unter Kontrolle zu halten. Vor allem durfte er nicht husten. Für einen Augenblick war es mucksmäuschenstill. Erst als sich die Schritte wieder entfernten, wagte er auszuatmen.

»Irgend jemand versteckt sich hier, da bin ich mir ganz sicher«, hörte er den ersten Mann sagen.

»Sei still, und halt die Augen auf!« kommandierte der andere. Ohne jegliche Vorwarnung wurde der Deckel seines Verstecks aufgerissen. Jack stieß vor Schreck einen ersticken Schrei aus.

Der schwarze Mann, der auf ihn herabblickte, erschrak ebenso und ließ den Deckel wieder zufallen.

Im nächsten Moment riß er ihn wieder auf. Jack sah, daß der Mann in seiner freien Hand eine Maschinenpistole hielt. Auf dem Kopf trug er eine schwarze Kappe.

Für ein paar Sekunden starrten sie einander in die Augen, dann wandte sich der Mann an seinen Partner. »Alles klar«, rief er. »Es ist der Doc. Er hat sich in einer Truhe verkrochen.«

Jack wagte nicht, sich vom Fleck zu rühren. Dann hörte er den zweiten Mann näher kommen und machte sich darauf gefaßt, gleich in die grinsende Visage von Twin zu blicken. Er hatte mit seinem Leben abgeschlossen. Doch es war nicht Twin, der da auf ihn herab-blickte, sondern sein Freund Warren!

»Ach du Scheiße, Doc!« sagte Warren. »Du siehst ja aus, als wärst du ganz allein in den Vietnamkrieg gezogen und gerade erst zurück-gekehrt.«

Jack schluckte und sah sich den anderen Mann etwas genauer an. Tatsächlich - das war ja auch einer von seinem Basketballplatz! Er war völlig verwirrt und fürchtete, daß er Halluzinationen hatte.

»Na los, Doc«, sagte Warren und reichte ihm die Hand. »Komm doch mal raus aus der Truhe, damit wir sehen können, ob der Rest von dir auch so übel zugerichtet ist.« Jack ließ sich auf die Beine helfen und klopfte sich den Dreck ab. Er war durchnäßt bis auf die Haut.

»Sieht so aus, als wäre noch alles dran«, stellte Warren fest. »Aber du stinkst wie ein alter Köter. Jetzt müssen wir erst mal sehen, wie wir dich von den Handschellen befreien.«

»Wie bist du hergekommen?« brachte Jack schließlich hervor. »Mit dem Auto«, erwiderte Warren. »Oder was dachtest du? Hast du vielleicht geglaubt, wir wären mit der U-Bahn gekommen?«

»Eigentlich müßten die Black Kings jeden Moment hier aufkreuzen«, sagte Jack. »Ein Typ namens Twin.«

»Da muß ich dich leider enttäuschen«, entgegnete Warren. »Du wirst wohl mit uns zufrieden sein müssen.«

»Ich verstehe das alles nicht«, stammelte Jack.

»Twin und ich haben einen Deal gemacht«, erklärte Warren. »Wir haben Waffenruhe beschlossen, damit wir uns nicht länger gegensei-

tig umbringen. Außerdem hat Twin mir versprochen, die Finger von dir zu lassen. Und dann hat er mich plötzlich angerufen und mir erzählt, daß du hier oben gefangen gehalten wirst. Wenn ich deinen Arsch retten wolle, hat er gesagt, müsse ich schleunigst rauffahren in die Berge. Und jetzt sind wir da, um dich nach Hause zu holen.«

»Oh, mein Gott!« war alles, was Jack hervorbrachte. Was für ein Gefühl, daß man sich auf seine Freunde verlassen konnte. Und wie ernüchternd die Erkenntnis, daß man ohne ihre Hilfe verloren sein konnte.

»Die Leute drüben im Haus sehen ja nicht besonders gut aus«, sagte Warren. »Und sie stinken noch übler als du. Hast du eine Ahnung, woran sie gestorben sind?«

»Sie hatten die Virusgrippe«, sagte Jack.

»Das gibt's doch nicht!« rief Warren. »Dann geht die also hier oben auch um. Ich hab' gestern abend in den Nachrichten davon gehört. In der City herrscht wegen dieser Krankheit das totale Chaos.«

»Aus gutem Grunde«, entgegnete Jack. »Erzähl' mir, was du gehört hast.«

Epilog

Donnerstag, 25. April 1996, 7.45 Uhr
New York City

Der Ausgang des Spiels war noch nicht entschieden. Wer zuerst elf Punkte hatte, hatte gewonnen, doch im Moment stand es unentschieden bei zehn Punkten. Da die Regeln vorschrieben, daß die Siegermannschaft mit zwei Punkten führen mußte, würde ein einfacher Korbleger, für den es einen Punkt gab, nicht reichen; ein Distanztreffer hingegen brachte zwei Punkte und konnte das Spiel entscheiden. Diese Regeln im Kopf, dribbelte Jack auf den gegnerischen Korb zu. Er wurde erbarmungslos von einem aggressiven Spieler namens Flash verfolgt, von dem er wußte, daß er schneller war als er selbst. Beide Mannschaften gaben ihr Äußerstes. Anders als sonst vergaßen die am Spielfeldrand wartenden Kumpels ihre Zurückhaltung und unterstützten lauthals das gegnerische Team. Diese offene Parteinahme ging darauf zurück, daß Jacks Mannschaft an diesem Abend einen Sieg nach dem anderen eingefahren hatte; er spielte in einem hervorragenden Team, dem auch Warren und Spit angehörten.

Normalerweise war es Warrens Aufgabe, den Ball vor den gegnerischen Korb zu dribbeln, doch nach dem letzten Gegentreffer, mit dem Flash - sehr zu Jacks Verdruß - den Zehn-zu-Zehn-Ausgleich erzielt hatte, war der Ball direkt in Jacks Händen gelandet. Um ihn so schnell wie möglich wieder in die gegnerische Spielfeldhälfte zu befördern, hatte Spit ihm sofort den Weg freigemacht. Nachdem Jack ihm den Ball zugespielt hatte, hatte Spit ihn sofort an ihn zurückgegeben. Während Jack durchstartete, versuchte Warren den Mann, der ihn deckte, auszutricksen und preschte dann ebenfalls zum gegnerischen Korb vor. Jack erfaßte das Manöver aus dem Augenwinkel und setzte dazu an, Warren den Ball zuzuspielen. Flash erkannte das sofort und ließ sich ein Stück zurückfallen, um den Ball abzufangen. Als Jack nun plötzlich frei stand, warf er die geplante Abgabe an Warren und setzte zu einem Distanzwurf an. Normalerweise konnte

er sich auf seine Treffsicherheit verlassen, doch diesmal landete der Ball auf dem Korbrand, prallte ab und landete direkt in den Händen von Flash. Sofort jagten die Spieler, von den schadenfrohen Zuschauern lauthals angefeuert, wieder in die andere Richtung. In Windeseile dribbelte Flash mit dem Ball über das Spielfeld. Durch eine winzige Unaufmerksamkeit ließ Jack ihm für einen Augenblick zu viel Bewegungsspielraum. Flash war eigentlich kein Mann für Distanztreffer, doch nun hielt er mitten auf dem Spielfeld inne und zielte auf den Korb. Jack war entsetzt. Der Ball ging glatt durchs Netz. Die Zuschauer brüllten vor Freude. Die Schwächeren hatten das Spiel gewonnen.

Flash stolzierte mit steif angewinkelten Armen und ausgestreckten Handflächen über das Spielfeld. Zur Gratulation und zum Zeichen des Triumphes klatschten ihm alle seine Mannschaftskollegen sowie einige der Zuschauer einmal kurz auf die Hände. Warren schlenderte zu Jack hinüber und warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. »Du hättest den verdammten Ball abgeben sollen«, sagte er.

»Ich weiß«, erwiderte Jack. »Ich hab's verpatzt.« Es war ihm äußerst peinlich.

»So eine Scheiße!« fluchte Warren. »Dabei dachte ich, daß ich mit meinen neuen Schuhen nie mehr verlieren würde.« Jack musterte die funkelneuen Nikes an Warrens Füßen und sah sich dann seine eigenen ausgelatschten Turnschuhe an. »Vielleicht sollte ich mir auch mal ein paar neue Treter zulegen.«

»Hallo, Jack!« hörte er plötzlich eine weibliche Stimme rufen. »Hallo!«

Jack blickte hinüber zum Maschendrahtzaun. Draußen auf dem Bürgersteig stand Laurie und winkte ihm zu. »Hey, Kumpel!« sagte Warren. »Sieht so aus, als ob dein Shortie dem Basketballplatz einen kleinen Besuch abstatten will.«

Das Siegerteam unterbrach auf der Stelle seine Freudenzeremonie. Alle Augen waren auf Laurie gerichtet. Freundinnen und Ehefrauen erschienen grundsätzlich nie auf dem Basketballplatz. Er hatte immer penibel darauf geachtet, sich an die unzähligen ungeschriebenen Gesetze, die auf dem Platz herrschten, zu halten.

»Ich glaube, sie will was von dir«, sagte Warren. Laurie winkte Jack immer noch zu.

»Nicht daß du denkst, ich hätte sie eingeladen«, sagte Jack. »Wir wollten uns eigentlich erst später treffen.«

»Ist doch kein Problem«, erwiderte Warren. »Sieht wirklich klasse aus, deine Kleine. Hoffentlich bist du als Lover besser als auf dem Basketballplatz.«

Jack lachte und ging hinüber zu Laurie. Zu seiner Beruhigung hörte er, wie Flashs Team die Siegesfeierlichkeiten wieder aufnahm.

»Jetzt glaube ich endlich, daß die Geschichten, die über dich kursieren, wahr sind«, sagte Laurie.

»Hoffentlich hast du nicht gerade die letzten drei Spiele gesehen«, entgegnete Jack. »Dann würdest du mich wahrscheinlich für einen blutigen Anfänger halten.«

»Eigentlich wollten wir uns ja erst um neun treffen«, fuhr Laurie fort, »aber ich konnte einfach nicht länger warten. Ich muß dir etwas erzählen.«

»Was gibt's denn?«

»Du hast einen Anruf von einer gewissen Nicole Marquette vom *Center for Disease Control* bekommen«, erwiderte Laurie. »Als sie dich nicht erreichen konnte, war sie so enttäuscht, daß unsere Telefonistin Majorie sie zu mir durchgestellt hat. Nicole hat mich gebeten, dir etwas auszurichten.«

»Und?«

»Das *Center* hat das Sofortprogramm zur Impfung der Bevölkerung vorerst ausgesetzt«, erwiderte Laurie. »Es hat seit zwei Wochen kein neues Influenzaopfer mehr gegeben. Wie es aussieht, waren die Quarantänemaßnahmen erfolgreich. Das Alaska-Virus scheint besiegt zu sein. Jedenfalls weist im Moment alles darauf hin, daß diese Epidemie genauso im Sande verläuft wie die Schweinegrippe von 1976.«

»Das sind ja wirklich gute Nachrichten«, sagte Jack. Laurie wußte, wie inständig er gehofft hatte, daß die Experten die Epidemie unter Kontrolle bekommen wurden. Zweiundfünfzig Menschen hatten sich infiziert, vierunddreißig waren gestorben. Dann hatte das Virus unverhofft eine Pause eingelegt, und alle Betroffenen hatten die Luft

angehalten.

»Kann sie sich erklären, warum das Virus nicht mehr Opfer gefordert hat?« fragte er. »Ja«, erwiderte Laurie. »Die Studien des *Center for Disease Control* haben ergeben, daß das Virus außerhalb eines Wirtes äußerst instabil ist. Die Experten vermuten, daß es möglicherweise mutiert ist, weil die Temperatur in der unter dem Eis begrabenen Eskimohütte sehr stark geschwankt hat und hin und wieder sogar über null Grad lag. Wenn man bedenkt, daß Viren normalerweise bei minus fünfundvierzig Grad konserviert werden, kann man sich schon vorstellen, daß das Virus sich bei diesen Temperaturschwankungen verändert hat.«

»Schade nur, daß es dabei seine Pathogenizität nicht verloren hat«, bemerkte Jack.

»Wenigstens hat die Quarantäne Wirkung gezeigt«, entgegnete Laurie. »Offensichtlich bedarf das Alaska-Virus für eine Übertragung eines relativ engen Kontaktes zu einem Infizierten.«

»Ich glaube, wir können alle von Glück sagen, daß wir noch leben«, sagte Jack. »Außerdem hat sich die pharmazeutische Industrie ein dickes Lob verdient. Sie haben es wirklich in einer Rekordzeit geschafft, tonnenweise Rimantadin zu produzieren.«

»Bist du fertig für heute?« fragte Laurie und sah Jack über die Schulter, um zu erkennen, ob ein neues Spiel begonnen hatte. »Ich fürchte, ja«, erwiderte er. »Meine Mannschaft hat ja verloren - meinewegen.«

»War das eigentlich Warren, mit dem du eben gesprochen hast?« fragte Laurie. »Ja.«

»Wirklich ein beeindruckender Typ. Eins verstehe ich allerdings nicht. Wie kommt es, daß ihm seine Shorts nicht runterrutschen? Sie sind dermaßen riesig, und Warren ist doch superschlank!«

Jack mußte lachen. Dann sah er zu Warren hinüber, der mit äußerster Präzision einen Ball nach dem anderen im Korb versenkte. Laurie hatte recht. Warrens Shorts trotzten dem Newtonschen Gravitationsgesetz. Er selbst hatte sich schon so an die Hip-hop-Klamotten gewöhnt, daß diese Kuriosität ihm noch gar nicht aufgefallen war. »Ich verstehe es auch nicht«, sagte er schließlich. »Ich glaube, du mußt

ihn selbst fragen.«

»Okay. Ich würde ihn sowieso gern kennenlernen.« Jack sah sie erwartungsvoll an.

»Ich meine es ernst«, fügte sie hinzu. »Stell' mir diesen Warren doch mal vor. Ich würde gern mal ein paar Worte mit dem Mann wechseln, vor dem du so großen Respekt hast und der dir immerhin das Leben gerettet hat.«

»Sprich ihn aber nicht auf die Boxershorts an«, ermahnte er sie. Er hatte keine Ahnung, wie Warren auf so eine Bemerkung reagieren würde.

»Ich bitte dich!« erwiderte Laurie. »Ein bißchen Taktgefühl habe ich auch.«

Jack fühlte sich ein wenig unbehaglich, doch als er Laurie mit seinem Basketballfreund bekannt gemacht hatte, war er überrascht, wie gut die beiden sich verstanden.

»Vielleicht steht es mir nicht zu, Ihnen zu sagen, was mir noch auf dem Herzen liegt«, hob Laurie an, nachdem sie sich eine Weile unterhalten hatten. »Und Jack will vielleicht auch nichts davon hören, aber...« Jack zuckte zusammen.

»Ich möchte Ihnen von ganzem Herzen danken, daß Sie Jack geholfen haben.«

Warren zuckte die Achseln. »Wenn ich da schon gewußt hätte, daß er mir heute abend einfach den Ball nicht zuspielen würde - vielleicht wäre ich dann nicht extra rauf in die Berge gefahren.« Jack verpaßte Warren einen leichten Klaps auf den Hinterkopf, woraufhin dieser einen Schritt zurückwich und sich duckte.

»War nett, Sie kennengelernt zu haben, Laurie. Schön, daß Sie mal bei uns vorbeigeschaut haben. Wir haben uns schon Sorgen um unseren guten, alten Doc gemacht. Ich bin richtig froh, daß er nun doch sein ›Shortie‹ gefunden hat. Wurde ja auch höchste Zeit.«

»›Shortie?‹« fragte Laurie entgeistert. »Er meint eine Freundin«, übersetzte Jack.

»Schauen Sie doch öfter mal bei uns vorbei, Laurie«, sagte Warren. »Sie sehen richtig klasse aus - im Gegensatz zu unserem Meister hier.« Er gab Jack einen freundschaftlichen Klaps und tänzelte zu-

rück zu seinem Korb.

»Er sagt ›Shortie‹, wenn er von einer Freundin spricht?«

»Ein Ausdruck aus der Rap-Szene«, erklärte Jack. »Wobei ›Shortie‹ noch eine ziemlich schmeichelhafte Bezeichnung ist.«

»Versteh' mich nicht falsch«, entgegnete Laurie. »Ich bin nicht etwa beleidigt. Ganz im Gegenteil. Ich habe mir überlegt, daß du Warren und sein ›Shortie‹ doch eigentlich fragen könntest, ob sie nicht heute abend mit uns essen gehen wollen. Ich hätte Lust, ihn etwas näher kennenzulernen.«

Jack zuckte mit den Achseln und sah Warren hinterher. »Eine gute Idee«, sagte er. »Ich habe allerdings keine Ahnung, was er davon hält.«

»Wenn du ihn nicht fragst, wirst du es nie erfahren«, stichelte Laurie »Er hat doch eine Freundin, oder?«

»Wenn du es genau wissen willst - ich habe keine Ahnung«, gab Jack zu.

»Willst du mir etwa erzählen, daß du eine Woche mit ihm in Quarantäne warst und nicht einmal weißt, ob er eine Freundin hat? Worüber habt ihr bloß die ganze Zeit geredet?«

»Kann ich mich gar nicht mehr dran erinnern«, erwiderte Jack. »Einen Moment. Ich bin gleich zurück.«

Er ging zu Warren und fragte ihn, ob er mit ihm und Laurie zusammen essen gehen wolle; natürlich in Begleitung seines ›Shorties‹.

»Falls du ein ›Shortie‹ hast«, fügte er hinzu. »Natürlich habe ich eins«, erwiderte Warren und starrte Jack ein paar Sekunden fragend an. Dann sah er zu Laurie hinüber. »War das ihre Idee?«

»Ja«, räumte Jack ein. »Aber ich denke, es ist ein guter Vorschlag. Ich hätte dich ja schon längst mal danach gefragt - aber ich dachte immer, daß du sowieso nicht mitkommen würdest.«

»Wo wollen wir uns treffen?«

»Im Elios«, erwiderte Jack. »Ein nettes Restaurant auf der East Side. Um neun Uhr. Ich lade euch ein.«

»Cool. Wie kommt ihr hin?«

»Wir werden wohl ein Taxi nehmen.«

»Vergiß es«, sagte Warren. »Ich nehme euch in meiner Kutsche

mit. Um viertel vor neun stehe ich bei dir vor der Tür.«

»Dann bis gleich«, verabschiedete sich Jack, ging zurück zu Laurie und erzählte ihr, daß die beiden mitkommen würden. »Super«, sagte sie.

»Finde ich auch«, erwiderte Jack. »Dann esse ich heute abend mit zwei von meinen vier Lebensrettern.«

»Wer sind denn die anderen beiden?« wollte Laurie wissen. »Einer ist Slam«, erwiderte Jack. »Doch der weilt nicht mehr unter uns. Die Geschichte habe ich dir noch gar nicht erzählt. Der andere ist Spit. Das ist der Typ da drüben am Spielfeldrand, der mit dem knallroten Sweatshirt.«

»Warum lädst du ihn nicht auch ein?« schlug Laurie vor. »Lieber ein andermal«, entgegnete Jack. »Ich möchte nicht, daß wir so viele sind; dann kann man sich besser unterhalten, und das scheint ja bitter not zu tun. Immerhin hast du in zwei Minuten mehr über Warren erfahren als ich in vielen Monaten.«

»Ich werde nie begreifen, worüber ihr Männer euch eigentlich immer unterhaltet«, seufzte Laurie.

»Ich muß mich noch duschen und umziehen«, sagte Jack. »Hast du Lust, mit raufzukommen?«

»Natürlich. Nach deinen wüsten Beschreibungen wollte ich deine Wohnung immer schon mal sehen.«

»Sie ist nicht besonders schön«, warnte Jack. »Gehen wir!« drängte Laurie.

Erleichtert registrierte Jack, daß ausnahmsweise mal keine Obdachlosen im Treppenhaus herumlagen und schliefen; dafür war das endlose Gezeter im zweiten Stock so laut wie eh und je. Laurie ließ sich nicht beeindrucken und enthielt sich jeglichen Kommentars. Als Jack die Tür zu seiner Wohnung öffnete, sah sie sich neugierig um.

»Sieht doch richtig einladend und gemütlich aus. Fast wie eine kleine Oase.«

»Ich brauche nur ein paar Minuten«, sagte Jack. »Kann ich dir etwas anbieten? Leider habe ich nicht viel da. Wie wär's mit einem Bier?« Laurie erklärte, sie habe keinen Durst und er solle unter die Dusche gehen. Auch von den Zeitschriften, die er ihr hinschob, woll-

te sie nichts wissen.

»Einen Fernseher kann ich dir nicht bieten«, entschuldigte sich Jack.

»Das habe ich schon gesehen.«

»In dieser Gegend einen Fernseher zu besitzen, wäre ein bißchen gewagt«, erklärte Jack. »Das wäre so etwas wie eine Einladung an die Gangster.«

»Apropos Fernsehen«, warf Laurie ein. »Hast du mal die neuen Werbespots der National Health gesehen, über die alle Welt redet? Diese ›Nicht mehr warten‹-Dinger?«

»Nein.«

»Das solltest du aber«, sagte Laurie. »Die Kampagne hat ziemlich eingeschlagen. Einer von den Spots ist sogar über Nacht zum Klassiker geworden. ›Wir warten auf Sie, nicht Sie auf uns.‹ Eine clevere Idee. Auch wenn man es kaum glauben mag - durch die Kampagne sind sogar die Aktienkurse von National Health gestiegen.«

»Können wir uns nicht über was anderes unterhalten«, fragte Jack.

»Natürlich«, erwiderte Laurie und sah ihn neugierig an. »Was ist denn los? Habe ich etwas Falsches gesagt?«

»Nein. Es hat nichts mit dir zu tun. Aber ich reagiere manchmal ein bißchen überempfindlich. Ich habe mich schon immer über die Werbung der Krankenversicherungsgiganten geärgert, und seit kurzem habe ich die Nase von diesem Unsinn gestrichen voll. Aber das muß für's erste reichen. Den Rest erkläre ich dir nachher beim Essen.«